Die Wissenschaft

des

menschlichen Lebens.

Ein praktisches Handbuch

für Alle,

die nicht umsonst in der Welt zu seyn wünschen,

von

Dr. Christian August Struve,

der Leipziger ökonomischen Societät, der Schweitzerischen Gesellschaft korrespondirender Aerzte und Wundärzte, der Königl. Humane Society, der mediciniſchen Societät zu London, und der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitgliede.

Erster Band.

Vitam extendere factis.

Hannover, 1801.

Bei den Gebrüdern Hahn.

155. D.

Wie und wo du geboren bist, o Mensch! da bist du der, der du seyn sollst. Verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus; sondern schlinge dich an sie. Nur in ihrem Zusammenhange, in dem, was du empfängst und giebst, und also in beiden Fällen thätig wirst: nur da wohnt für dich Leben und Friede.

Herder.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bei keiner litterarischen Arbeit, als bei dieser, hat mich der Wunsch, etwas vorzüglich Gutes für das praktische Leben zu wirken, so unzertrennlich begleitet. Wie sehr sollte es mich freuen, diesen heißen innigen Wunsch erfüllt zu sehen! eine Freude, die ich zu den größten Glückseligkeiten meines Lebens rechnen würde. Ein nützliches und thätiges Leben hielt ich, sobald ich über solche wichtige Gegenstände zu denken fähig war, für die Bestimmung und das Ziel des Menschen; um so anziehender mußten die Untersuchungen für mich seyn, die ich hier dem Urtheile kompetenter Richter als die Resultate des Studiums von mehreren Jahren vorlege. Der natürliche Gang des Denkens führte mich zuerst auf die Betrachtungen über das Leben des Menschen, in Rücksicht seiner physischen und moralischen Verhältnisse, welche in dem ersten Theile dieses Werks ent-

halten sind; dann auf den wahren Gebrauch des Lebens, wovon im zweiten Theil gehandelt werden wird. Wer die Kunst, das Leben zu verlängern (Makrobiotik), zu lernen wünscht, wenn sich so etwas lernen läßt, sollte doch auch die Kunst, das Leben zu gebrauchen, oder die Wissenschaft des Lebens (Polybiotik), sich wünschen, wenn ihm anders sein Daseyn etwas helfen soll. Die Verirrungen, in die so manche Menschen gerathen, wenn es in Rücksicht des Lebensgebrauchs die Fragen: Wie? und Warum? gilt, sind so manchfaltig; der moralischen und physischen Quacksalber, die hierin die arme Menschheit täuschen, eine zahllose Legion; der Nachtheil von so unübersehbaren Folgen. Daher war es eine Hauptabsicht bei dieser Arbeit, die Begriffe über so wichtige Gegenstände zu berichtigen. Ich glaube durch diese Arbeit auch Jünglingen und jungen Männern nützlich zu seyn, die bei ihrem Eintritt in die Welt den ihr Herz und ihren Verstand ehrenden Wunsch hegen, ein schönes, verdienstvolles Leben zu führen; sie werden in diesem Werke manchen Wegweiser finden, den bemerkt zu haben, sie nicht gereuen dürfte.

Einige Leser muß ich jedoch an den Ausspruch des Philosophen Aristipp erinnern: „Ein weiser Mann geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus; denn wie oft findet man nicht gerade das Gegentheil deß, was man sucht. Aber ein unschuldiges Vergnügen, das man, wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume, die an seinem Wege steht, pflücken kann, nicht zu pflücken, würde eine große Sünde gegen uns selbst seyn."

Beschreibungen von den verschiedenen Arten der Lebensgenüsse, d. i. von Dingen, die mehr gefühlt als gesagt seyn wollen, wird man in dieser Schrift nicht finden; wohl aber manche Schilderung edler Handlungen, gemeinnützige Rathschläge, Grundsätze der Lebensweisheit, Aufmunterungen zum Frohsinn und zur Thätigkeit.

Die Mängel dieser Arbeit dürften vielleicht dadurch zu entschuldigen seyn, daß sie der erste Versuch ist, die Mittel, ein nützliches und genußreiches Leben zu führen, als eine eigene Wissenschaft darzustellen *); ferner von Seiten

*) Die einzige mir bekannte Schrift, die nur einzelne Punkte dieses Gegenstandes von einer Seite

des Verfassers durch den Mangel an der ruhigen Muße, die Untersuchungen dieser Art erfordern.

Auch wird jeder Billigdenkende, der meine Verhältnisse kennt, mir die Absicht verzeihen (die auch, ich muß es gestehen, einen großen Antheil an dem hat, was in diesem Werke con amore gearbeitet ist), meinem Vaterlande einen Beweis zu geben, daß ich durch alle Hindernisse einer nützlichen Thätigkeit nicht ermüdet werde, meiner Pflicht und Bestimmung Genüge zu leisten. Und nach manchen Ereignissen scheint es, daß es dieses Beweises bedarf.

Görlitz.

Dr. Christ. Aug. Struve.

---

beleuchtet, von der er hier betrachtet wird: „Vieles, nicht langes Leben ist des Menschen Bestimmung," vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder, den 24. Jan. 1792, von Dr. Carl August Wilhelm Berends, Berlin und Frankfurt a. d. Oder, 30 Seiten, kenne ich blos aus Usteri Repertorium, und habe sie, ungeachtet aller Nachfrage, nicht erhalten können.

Inhalt.

Erster Theil.

Einleitung . . . . . Seite 1

Erläuterung des Begriffs Viellebenheit (Polybiotik) — Ideal und Zweck der Polybiotik. — Allgemeine Begriffe über Leben und Lebensgenuß — Anlage zur Viellebenheit — Schilderung unsers polybiotischen Zeitalters: — Ob wir mehr das Leben genießen, als unsere Vorfahren? — Benutzung des Zeitalters zum Lebensgebrauch, als der Zweck des gegenwärtigen Werks — Plan.

Erster Abschnitt. Untersuchungen über das organische Leben . . . . . S. 23

Der Mensch, als Organ des allgemeinen Organismus der Natur. — Ausbreitung und Fortwirkung des menschlichen Lebens in dieser Verbindung. — Erfordernisse zur Fortsetzung des organischen Lebens. — Beschaffenheit der Organisation und ihr Verhältniß mit den Außenwirkungen — äußere Bedingnisse und Reize des Lebens — organische Empfänglichkeit gegen diese Reize.

Zweiter Abschnitt. Stufenfolge des organischen Lebens . . . . . S. 50

Allgemeine Bemerkungen. — Organisches Leben der Pflanzen, Stufenfolge desselben. — Bemerkungen, wodurch das mehrere oder mindere Leben der Pflanzen bestimmt wird. — Stufenfolge des Lebens bei den Thieren. — Vergleichung der Pflanzen und Thiere in dieser Rücksicht. — Vorzüge des Menschen vor den Thieren. — Viellebenheit des Menschen — durch Verbindung des Intellektuellen und Physischen in ihm — menschliche Vernunft und Sprache — Ahnungen der Unsterblichkeit des Menschen.

Dritter Abschnitt. Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des menschlichen Lebens . . . . . S. 89

Erscheinungen der Entwickelnng beim Fötus. — Veränderungen beim Uebergange aus dem embrionischen Zustande. — Das neugeborne Kind — Entwickelungen im Fortgange der Kindheit — im Knabenalter. — Bemerkungen über die Periode der Mannbarkeit — Jünglingsalter — männliches Alter — Greisesalter — hohes Alter. — Natürliches Aufhören des organischen Lebens — Entwickelungen der geistigen Organisation — Resultate der Untersuchungen über das Wachsthum des Menschen.

Vierter Abschnitt. Anlage zur Polybiotik. S. 138

Individuelle Anlage zum physischen und intellektuellen Leben. — Lebenstrieb — Aeußerungen desselben — Bemerkungen über den Lebensgenuß und über das Verhältniß zwischen Lebensgenuß. — Aufnehmungsorgane des Lebens: Sinnwerkzeuge, Haut-organ, Magen, Lunge.

Fünfter Abschnitt. Begriff und Zweck der Polybiotik . . . . . S. 181

Bestimmung des Menschen zur Viellebenheit. — Erfordernisse der Viellebenheit sind Entwickelung und Vereinigung der Kräfte — Viellebenheit bei einzelnen Menschen; bei ganzen

Völkern (Nationalpolybiotik); — vieles Leben der Menschheit. — Einfluß der Individuen auf das viele Leben der Menschheit. — Das Bedingniß der Viellebenheit ist Freiheit, — freie Bearbeitung der Kräfte, leichtes Wirken. — Ideal der vollkommensten menschlichen Existenz. — Glückseligkeit des Lebens. — Ziel der Polybiotik — Verhältniß derselben zur Makrobiotik.

Sechster Abschnitt. Prüfung verschiedener Methoden der Viellebenheit . . S. 224

Bedürfniß des Menschen zur Thätigkeit. — Lange Weile. — Nothwendigkeit der Thätigkeitsreize zur Fortsetzung des Lebens — verschiedene Mittel, die die Menschen zur Befriedigung des Thätigkeitstriebes ergreifen. — Allzu große Geschäftigkeit — zwecklose Thätigkeit und Vielgeschäftigkeit — tumultuarisches Leben. — Verkehrte Wahl der Beschäftigungen — Schwärmerei — Spekulatives und kontemplatives Leben — edle nützliche Spekulation. — Sonderbare Begriffe der Menschen über die Thätigkeit. — Abartung der Thätigkeit, die sinnlichen Genuß zum Zweck des Lebens macht — allzu große Mobilität und Sinnlichkeit des Karakters, — deren Einfluß auf das Geschäftsleben. — Erkünstelte sinnliche Bedürfnisse zur Lebenserhaltung. — „Geschwind leben" heißt nicht „viel leben."

Siebenter Abschnitt. Betrachtungen über die Hindernisse der Viellebenheit. . S. 260

Mangelhafte Kenntniß eigener Kräfte — allzu geringe oder allzu große Meinung von sich selbst — falsche Begriffe von der Welt und den Menschen, theils zu hohe, theils zu niedrige. — Uebermacht der Sinnlichkeit — Hang zur Trägheit und Unthätigkeit — Unzufriedenheit mit seinem Zustande — niederschlagende Leidenschaften — Vorurtheile — Aberglaube — Gutmüthigkeit ohne Klugheit — Kleinigkeitsgeist im Arbeiten — verderbliche Kultur — Schwäche des Körpers — Armuth — Verachtung — Zwang — Despotie — Zwang der Mode — Unterdrückung der menschlichen Kräfte — nothwendige Einschränkung — Untersuchung verschiedener äußeren Umstände, welche auf die Viellebenheit

Einfluß haben: Ort wo einer lebt — Vergleichung des Tons großer und kleiner Städte — Zeitalter — Vaterland — Außenseite eines Menschen — Hang zum Sonderbaren unter den Menschen. — Gewöhnliche Urtheile über die Arbeitsamkeit und Brauchbarkeit eines Menschen. — Gewöhnliche Würdigung des Schriftstellers als Geschäftsmann.

Achter Abschnitt. Beförderungsmittel der Vielgelebenheit . . . . . S. 333

Was der Mensch vermag — Mittel zur Entwickelung der menschlichen Kräfte, sowohl der physischen als geistigen — Maschinen; Untersuchung, ob sie schädlich — Mittheilung der Ideen durch Sprache und Schrift — Mittel, welche die menschlichen Kräfte in Thätigkeit setzen — Einfluß der Heiterkeit der Seele aufs thätige Leben. — Unannehmlichkeiten — Bemerkungen über die Wirkung der Thätigkeitsreize — Streitigkeiten — Kriege — außerordentliche Ereignisse — Revolutionen — Leidenschaften — Enthusiasmus — Einfluß äußerer Thätigkeitsreize — Gewöhnung zur Thätigkeit — Mittel, welche schnell zur Thätigkeit reizen — Vereinigungsmittel der menschlichen Kräfte zur Beförderung der Thätigkeit. — Empfänglichkeit des Menschen für die Thätigkeitsreize.

Einleitung.

Erklärung des Begriffs: Vielllebenheit. Ideal und Zweck der Kunst der Viellebenheit (Polybiotik). Allgemeine Begriffe über Leben und Lebensgenuß. Anlage zur Vielllebenheit. Schilderung unsers Zeitalters: Ob wir mehr das Leben genießen, als unsere Vorfahren? — Benutzung des Zeitalters zum Lebensgebrauch als der Zweck des gegenwärtigen Werks. — Plan.

Das neunzehnte Jahrhundert beginnt. An seiner Schwelle blicken wir in das Zeitalter, das uns bis hierher geführt hat. Es ist das Zeitalter des Genusses und der Thätigkeit.

Dieser Geist unsrer Tage dient zum Gegenstand der folgenden Untersuchungen, die vielleicht eben jetzt nicht unwillkommen seyn dürften.

Wer wünscht nicht das Leben zu genießen? Schön ist eine lange Fortdauer; aber unendlich wichtiger ist's für den Menschen, zu leben; denn wahres Leben be-

steht in Handlungen, nicht im bloßen Daseyn der Vollzähligkeit und des Miteſſens halber. Viel leben, in dieſem Sinne, iſt des Menſchen Beſtimmung. — Der vielfachſte Lebensgenuß entſteht aus nützlicher Thätigkeit. Ein ſolches Leben lebten von jeher die verdienſtvollſten und größten Menſchen; ihr Geiſt athmet nicht nur in ihrem Zeitalter, ſondern auch in allen Altern der Welt, die nach ihnen kommen; ſie leben in nützlichen Anſtalten, in ihren Reden und Schriften. Nichts wahrhaft Gutes geht für die Menſchheit verloren, und darin lebt der Geiſt, der es ihr gab. Schöne Unſterblichkeit, herliches, ewiges Leben, in das Leben die Menſchheit verflochten, wer wünſcht nicht reinen Genuß! —

Das Leben iſt ein ununterbrochener Fortgang der Entwickelungen; ſeine Bedürfniſſe ſind in ſtetem Wachſen; immer eilt es der Zukunft zu, und reißt von der Gegenwart hinweg, ſo viel es im Durchflug ergreifen kann; wer am meiſten von ihr ergreift, hat am meiſten gelebt. Immer fort, fort ans Ziel! Laßt uns nicht blos dahin ſehen, daß dieſer Flug weit gehe und lange daure, ſondern auf dem Wege ſo viel wahren Genuß und Glückſeligkeit mitzunehmen, als wir nur vermögen. Was wir nicht mitnehmen, iſt verloren für uns, iſt ſo viel, als nicht gelebt. Alles, was wir Gutes wirken, was wir für die Menſchheit thun, iſt unſer; dieſe Summe vermehrt ſich, je weiter wir

im Leben kommen; jedes Jahr übergibt seinen Seegen dem andern, mit jedem bereiten wir für uns die Glückseligkeit des folgenden, und so wird unser Leben eine Folgereihe von wahren Geistes- und Herzensgenüssen, die um so inniger empfunden werden, je mehr wir sie in dem was da ist, genießen, und nicht erst in der Entfernung suchen. Das heißt viel leben, leben für die Gegenwart und Zukunft.

Leiden und handeln, empfangen und mittheilen ist das Wesen aller Lebensthätigkeit; aus Selbstständigkeit handeln ist menschliches Leben und höchster Lebensgenuß für den Vernünftigen. Zum Selbsthandeln gehört Kraft, daher ist der Mensch in dem schwächlichen Kindheitszustande mehr leidend; der Schwächere erborgt sich fremde Kräfte, sich darauf zu stützen; er ahmt nach, weil es leichter ist in gebahnte Wege einzutreten, als eigne sich zu bahnen. Auch Nachahmung, Anschmiegen an den Stärkern gewährt einen Genuß des Lebens, eine gewisse Behaglichkeit; aber nicht das, was dem selbsthandelnden freien Menschen zu Theil wird, das hohe Bewußtseyn, durch eigene Bewegungsgründe so gehandelt zu haben, da keine Hindernisse vorhanden waren anders zu handeln.

Die Kraft wächst durch die Uebung. Je höher der Wanderer auf den Berg kommt, desto mehr erweitert sich sein Gesichtskreis. Je mehr wir wirken, desto mehr gibt es für uns zu thun; mit jedem glücklichen

Erfolge, erweitert sich der Kreis unserer Thätigkeit, und eben so vermehren sich die Thätigkeitsreize; das geschäftvolle regsame Leben wird zur Gewohnheit; die Zeit, die dem Kinde zu lang deucht, ist dem Manne zu kurz; dort ist Mangel an Handlungen, hier Ueberfluß, den ein halbes Menschenleben nicht fassen kann.

Wie wohl wird mir die Ruhe schmecken, die ich mir durch Arbeiten bereiten will, sagt ein Geschäftsmann. Glaubt's ihm nicht, daß sie ihn erquicken werde; er täuscht sich; nur in der Thätigkeit findet sein Geist Genuß; ein Geschäft empfängt das andre; eine vollendete Arbeit hat ihm neue Lust zu hundert andern erweckt. Als Pyrrhus seinem Lieblinge den großen Plan seiner Eroberungen mitgetheilt hatte, sagte dieser: Aber was werden wir thun, wann wir alles dieses gethan haben? „Wir werden in Ruhe leben, alle Tage mit Gastereien und mit Lustbarkeiten zubringen, und mit einander frölich und lustig seyn.“ Der Vertraute antwortete: Was hindert uns denn jetzt, uns zu ergötzen, da wir diese Ruhe erst durch viele Gefahren und Arbeiten erlangen müssen? Pyrrhus wurde verdrüßlich.

Wo einmal der Thätigkeitstrieb erregt worden ist, sucht er nur in Handlungen Befriedigung, und strebt rastlos nach Gegenständen, an denen er seine Kraft üben kann. Je näher diese Gegenstände den Menschen angehen, desto genußreichere Thätigkeit verschaffen sie.

Die Natur verband den Menschen mit der Menschheit; von der Menschheit soll er sein Leben empfangen und es ihr mittheilen. Nichts gewährt dem Menschen mehr Freude, als menschlicher Umgang; kein Genuß ist süßer, als den er entweder empfangend oder mittheilend in Verbindung mit den Menschen hat; durch den Menschen soll er sich entwickeln, für ihn leben und durch ihn leben. Das meiste Leben genießt also der, der in der innigsten Verbindung mit der Menschheit ist, viel von ihr erhält und viel auf sie wirkt. Das Leben des Menschen breitet sich in eben dem Grade aus, als diese Verbindung inniger und fester geknüpft wird. Die Väter von Familien, die wirklichen Väter ganzer Staaten, die Führer von Armeen, die Unternehmer von Fabriken, die gelesensten Schriftsteller wirken auf viele Menschen, denen sie ihr Leben und ihre Thätigkeit mittheilen, wirken auf ihr Zeitalter, und machen zugleich mit diesem den Uebergang in die Zukunft. Ihr Leben ist in ihren Handlungen, in diesen ist ihr Geist. Alles, worauf sie wirken, wird durch diesen Geist belebt. Wie anders ist ein solches großes und vielfältiges Leben, als das Körperleben des Müssiggängers, sollte es auch über ein Jahrhundert fortschleichen, der nicht weis, wie er seine Zeit ausfüllen, oder wo er mit seinem Daseyn hin soll.

Dieses ist vieles Leben in dem weitesten Sinne, in einen großen Wirkungskreis verbreitet, worin so viel Gelegenheit zur Kraftäußerung ist, worin von einem Einzigen das Glück oder Unglück einer großen Menge von Menschen abhängt. Vieles, wenn auch nicht ausgebreitetes Leben, lebt man in dem kleinen Bezirke gewöhnlicher Berufsarbeiten, oder in dem Kreise seiner Familie. Nicht immer ist ein ausgebreitetes Leben voll großer viel umfassender Thätigkeit das genießbarste und glücklichste. Es gehört viel Kraft dazu, um bei großer Thätigkeit auch zugleich das Leben zu genießen, um bei einer solchen Anspannung der Kräfte nicht den Sinn für die Freuden des Lebens zu verlieren, und selbst in der Thätigkeit das Angenehme zu empfinden, mit Bewußtseyn zu empfinden. Dies ist das Glück seltener Sterblichen. Die meisten Menschen verfallen unter solchen Umständen leicht in eine genußlose Vielgeschäftigkeit, und sie bedürfen, um ihres Lebens froh zu werden, einen kleinen Wirkungskreis, den sie eben so durcharbeiten, als durchgenießen können. Das verdienstvolle Leben besteht nicht in der Menge und Weitläuftigkeit der Geschäfte, sondern in dem Geiste, mit dem sie betrieben werden. Der Genuß des Lebens besteht nicht in dem Reichthum angenehmer Empfindungen, sondern in ihren Verhältnissen zur Genußfähigkeit. Das wahre Glück liegt nicht in glänzenden, sondern in nützlichen Handlungen. Wer

viel Leben um sich verbreiten will, muß viel Leben in sich haben; zu einer großen Thätigkeit gehört viel Kraft, wenn sie sich nicht bald erschöpfen oder fruchtlos seyn soll.

Unser Zeitalter verdient den Namen des polybiotischen. Nie war mehr Thätigkeit unter den Menschen, nie mehr Begierde zu genießen, nie gab es mannigfaltigere und raffinirtere Genüsse, als in den letzten beiden Decennien des entflohenen Jahrhunderts. Wo war je eine solche Spannung aller Kräfte, ein solches Treiben und Jagen von Arbeit zu Arbeit; wo jemals ein solches unstätes Eilen von Ergötzlichkeiten zu Ergötzlichkeiten? Der stürmische Geist der Zeit fährt brausend und wirbelnd über die Menschheit her. Alles regt sich, kein Talent, keine Kraft bleibt unbenutzt. Tausend neue Schöpfungen von Riesenwerken, worüber die Nachwelt staunen wird, gehen hervor; aber auch Verwüstungen werden in schrecklichen Augenblicken angerichtet, was hundertjähriger Fleiß erbauet hat; überall Kampf heterogener Kräfte, Erschütterung dessen, was der Menschheit am heiligsten ist; wunderbarer Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Die Geister aller vorigen Jahrhunderte scheinen wiedergekehrt zu seyn, um unsere jetzige Welt in Bewegung zu setzen. Die wichtigsten Ereignisse drängen sich aus dem Schooße einzelner Jahre hervor, die sonst die langsame Geburt ganzer Jahrhunderte waren.

Die große Entwickelungsperiode der Menschheit ist gekommen, worin alles neu gemacht wird; — in allen verflossenen Zeitaltern war sie vorbereitet. Die vorhandenen Kräfte entfalten und vereinigen sich zu außerordentlichen Wirkungen. Vieles Leben verbreitet sich immer allgemeiner; die Menschen lernen, was sie vermögen, und zeigen, was der Mensch kann. Je weiter diese rastlose Thätigkeit fortgeht, desto mannigfaltigere Reize des Lebens erwachen. Ueberall sucht der rege gewordene Trieb zum Denken und Handeln Stoff zu seiner Befriedigung; kein Feld der Wissenschaften bleibt unbebaut; die Kenntnisse der vorigen Jahrhunderte werden benutzt und unendlich vermehrt. Durch die glückliche Vertheilung der Arbeiten sind alle mechanische Beschäftigungen nach und nach zu einer erstaunenswürdigen Vollkommenheit gediehen. Der physische Mensch wurde so weit kultivirt, daß nun diese Sorgfalt auf den geistigen übergehen konnte. Das Gebiet der menschlichen Erkenntniß ist bis zu einer Ausdehnung gebracht, wovon einzelne Felder die lebenslange Beschäftigung eines Menschen erfordern. Unaufhörlich wächst die Masse großer lichtvoller Ideen, und verbreitet sich über alle kultivirte Länder, über alle Stände und Klassen, geht ins thätige Leben über. Daraus entsteht ein allgemeiner Geist der Thätigkeit, der so schnell zu einer immer mehrerern Größe und Gehalt fortschreitet, daß jeder Stillstand in den Kennt-

nissen und gangbaren Begriffen so weit zurücksetzt, als wären wir in einem andern Jahrhundert geblieben. Was sonst das geheime Eigenthum weniger Menschen war, gehört jetzt zu den allgemeinen Kenntnissen und zur Lebensweisheit. Die Mittel zur Vervollkommnung des physischen und geistigen Menschen haben sich in eben dem Maaße vermehrt, als sie für jedermann leicht zu erlangen sind. Nie war Verbesserung hundertjähriger Gebrechen, Vernichtung durch die Zeit geheiligter Vorurtheile, allgemeine Verbreitung nützlicher Begriffe, selbst unter dem niedrigsten Volke, Beförderung der Industrie, Vermehrung des Erwerbs, Anstalten zur Erhaltung und Sicherung des öffentlichen Gesundheitswohls und Rettung in Todesgefahren, in dem Grade die Sorge der Regierungen. Bildungsanstalten aller Art sehen wir mit jedem Jahre hervorgehen; Bürgerschulen werden errichtet; gemeinnützige Kenntnisse werden dem Menschen von Jugend auf mitgetheilt. Man trennt das Practische für das Leben Brauchbare sorgfältig von dem Spekulativen; sondert die Erziehung von dem Unterricht, und sucht über dies alles den Trieb zum Denken und Wirken rege zu machen, die Fähigkeiten zu entwickeln, und ihnen eine für das praktische Leben gemäße Richtung zu geben; und wo kann mehr Reiz zur Thätigkeit, mehr Stoff zur Uebung für die Denkkraft vorhanden seyn, als jetzt, wo tausend vorübergehende Erscheinungen in der

Menschenwelt unaufhörlich sie beschäftigen, und jeden nicht ganz verwahrlosten Kopf zur Theilnahme reizen? Niemals, wie jetzt, wirkten Schriftsteller durch eine immer steigende unübersehbare Anzahl von Schriften, in allen Formen und Gestalten, auf jede Klasse von Menschen in den kultivirten Ländern Europens; nie wurde mehr gedacht, mehr gelesen, mehr gethan. Die schnellste Mittheilung der Ideen durch alle Nationen der Erde wird durch Zeitungen und Flugschriften von einem Ende der Welt bis zum andern bewirkt; jede Entdeckung wird sogleich gemeinnützig gemacht; die Völker nähern sich einander durch ununterbrochenen Wechseltausch geistiger und physischer Bedürfnisse. Alle Quellen der Erkenntniß sind dem Wissensdurstigen geöffnet; die Weisheit entfernter Zonen ist in das Vaterland übergetragen, er darf sie auf keiner gefahrvollen Reise aus Griechenland oder Egypten holen. Jeder Genuß findet seinen Nahrungsstoff, jedes Bestreben nach Thätigkeit eine hülfreiche leitende Hand; keine gute That bleibt ohne öffentliche Aufmunterung, so bald sie bekannt wird. Wie viel verdankt unser Zeitalter dem regen Geiste des Forschens und Prüfens, obgleich manches Brauchbare mit der Spreu hinweggesiebt wird; durch ihn werden die erfinderischen Köpfe erweckt, Vorurtheile lächerlich gemacht und gestürzt, und manches Goldkorn der Wahrheit geschieden.

Die durch diese allgemeine rege Thätigkeit, unterstützt durch die erweiterte Kenntniß der Natur und des Menschen, so unendlich vermehrte Stoffe des Denkens und Wirkens, müssen natürlich zahllose und mannigfaltige Genüsse hervorbringen, die eben so viel Reize zur Anspannung der Kräfte, zur Befriedigung so vieler menschlichen Wünsche sind. Allein diese sind unersättlich, und gehen in eine immer wachsende Zahl neuer Wünsche über. Auf der andern Seite sind die Bequemlichkeiten des Lebens außerordentlich vermehrt worden, die Art der Vergnügungen ist vermannigfaltigt; durch Vermehrung der physischen Gewalt der Menschen haben manche Kräfte eine andere Richtung bekommen, die zur Kultur des Menschen angewendet werden, und dadurch wurde manche Erleichterung verschafft. Die Gleichheit der Kultur hat die verschiedenen Stände unter den Menschen einander näher gebracht; der Reichthum hat der Macht und dem Ansehen das Uebergewicht genommen. Dadurch ist offenbar die gesellschaftliche Mittheilung der Ideen, die gegenseitige Erweckung der Talente, die Kultur der niedern Klassen befördert worden. Der Reichthum setzt sich der Macht gleich, und Macht und Reichthum bedürfen die Unterstützung der Talente in einem Zeitalter, wo man nicht mehr den Werth des Menschen blos nach seinen Körperkräften beurtheilt; wo man selbst den gröbern Genüssen des Lebens wenigstens einen Anschein von Vergeisti-

gung zu geben sucht. Die immer wachsenden Reichthümer der zehrenden Klasse, und der leichtere und größere Erwerb der arbeitenden, vermehrt sowol die Sucht nach Genüssen, als die Antriebe zur Arbeitsamkeit; weckt die Talente der einen, zur Befriedigung der andern; setzt unzählige Kräfte in Wirksamkeit, um sich Mittel zum Lebensgenuß zu verschaffen, die so reichlich dargeboten werden. Dies ist der Ursprung der Erfindungen, nützlicher und verderblicher, woran unser Jahrzehent so reich ist; gleich groß in der Kunst das Leben zu beglücken, als es zu verderben und zu vernichten; Heilkunst und Kriegskunst haben eine Höhe erreicht, die im vorigen Jahrhunderte kaum geträumt wurde.

Dies sind einige hervorstehende Züge aus dem Gemälde unsers Zeitalters von seiner glänzenden Seite. Ungern lasse ich meinen Lesern die entgegengesetzte Seite sehen, denn was nützen Klagen über allgemeine in der gesellschaftlichen Verfassung des Zeitalters liegende Mängel, zumal in einer Schrift, die dem frohen Lebensgenusse gewidmet ist. Ein rastloses Streben nach Genuß, nach Flitterglanz der Ehre, und nach Metall, welches mehr als jemals die Menschen unserer Zeit herumtreibt, zehrt die besten Kräfte auf, ehe sie noch zum wirklichen Genießen gelangen; die unaufhörlich erneuerte und gereizte Spannung durch das Uebermaaß im Streben und Genießen, stumpft Geist und Körper ab, und verursacht schon in der Blüthe der Jahre schnel-

les Vertrocknen unzeitiger Früchte, Kraftlosigkeit im höchsten Grade, widernatürliche Empfindbarkeit gegen äußere Eindrücke, Unfähigkeit für alles, was Kraft und Stärke erfordert. Geist und Körper ist äußerst verweichlicht durch Leidenschaften, durch Wollüste und reizende Speisen und Getränke. Daher das schnelle Dahinsinken der Kräfte bei Krankheiten; daher die große Schwäche des Körpers bei allem Anschein einer blühenden Gesundheit, die leichte Störung des Wohlbefindens durch Krankheitsreize, die Erregbarkeit gegen leidenschaftliche Eindrücke, und die durch die lebenswierige Kränklichkeit des Körpers immer regen und wachsenden Begierden, unter denen, wie von einem verzehrenden Feuer, die Kräfte dahin schmelzen. Der immer steigende Luxus erzeugt zunehmende Bedürfnisse, deren Befriedigung die angespannteste Thätigkeit erfordert, und deren Genuß immer rege Reizbarkeit erweckt: begleitet von Armuth und Kummer, von Kränklichkeit und einem ganzen Heer von Elend, welches sich unter einer glänzenden Masque verbirgt. Sowohl unter der unaufhörlichen Regsamkeit der übermäßigen kummervollen Arbeit, als unter den berauschenden Ergötzlichkeiten geht aller Sinn für häusliches Glück, für Ruhe und Seelenfrieden verloren. Die Gesundheit wird durch rastlose Geschäftigkeit vernichtet, noch mehr durch die sitzenden Stubenarbeiten zur Befriedigung des Luxus, die in unsern Tagen eine so große Menge Men-

schen betreiben. Die ungleiche Uebung der Kräfte, die Anstrengung des Denkvermögens auf Kosten der Gesundheit, das ewige sorgenvolle Einerlei in den Beschäftigungen so vieler Menschen, das ununterbrochene Dichten und Trachten nach Erwerb und Reichthum, als die einzige Angelegenheit, giebt dem ganzen Wesen eine verkehrte Richtung, eine schädliche Einseitigkeit in der Bildung, eine traurige Verstimmung für alles, was das Herz erheitert und die Seele erhebt, die Vernachlässigung höherer Pflichten unter den kleinlichen Sorgen der Politur und Convenienz. Alles dies reibt und zehrt an der Organisation des Menschen, und bringt eine direkte und undirekte Nationalschwäche hervor, woran die meisten Menschen unserer Tage kränkeln und kranken; ihre Kraftanspannung gleicht der eines Fiebernden: eine scheinbare Stärke, die nur in eine desto größere Ermattung und Erschlaffung übergeht.

Es dürfte keine unwichtige Frage seyn, ob wir mehr das Leben genießen, als unsere Vorfahren? Der Vorzug ist unser, wenn es auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Genüsse und der Genußreize ankommt; allein ob unser Zeitalter an intensivem, innigem, wahrem Lebensgenusse, und überhaupt an reinem Sinn für die Freuden des Lebens reicher ist, als die Vergangenheit, mag jeder aufmerksame Beobachter entscheiden; und ob nicht jetzt in Rücksicht auf Lebensgenuß mehr wollen als können? ob wir blos die angenehmen Lebens-

empfindungen beschreiben, die jene wirklich hatten? ob bei uns mehr ernste Freuden des kalten Verstandes, bei ihnen mehr innige Ergießungen des Herzens? ob unter der rastlosen ängstlichen Thätigkeit und den unaufhörlichen Arbeiten alle Empfänglichkeit für Selbstgenuß und Gefühl für die Natur verloren geht? ob unter der zerstreuenden Vielgeschäftigkeit das Selbstdenken gehindert, und die nöthige Ruhe, um zu sich selbst zu kommen, entzogen wird? ob bei alle dem Vielen, was für die Erweiterung der menschlichen Erkenntniß gethan wird, wenig zur Veredelung des Menschieht? und ob nicht in dem Maaße der rastlosen Sucht nach Ausdehnung menschlicher Thätigkeit der Mensch an Glückseligkeit und Gefühl des Lebens einbüßt?

Allein wer ist so undankbar, das viele Gute unsers Zeitalters zu verkennen; wer sieht nicht die Vorzüge ein, der so mannigfaltigen reichen Veranlassung zum Lebensgenuß, daß in unsern Tagen ein Mensch, dessen Charakter zur Selbstständigkeit gebildet ist, mehr leben und genießen kann, als in jedem vorigen Zeitalter; daß endlich der Mensch jetzt zu einem Grade der Kultur gebracht werden kann, wovon man in vorigen Zeiten keinen Begriff hatte? Die Kenntnisse der vergangenen Jahrhunderte, bereichert und vervollkommt und durchgearbeitet, für das menschliche Leben anwendbar gemacht, werden ihm dargebothen; was so viele große Köpfe erfunden und gedacht haben in allen Zeiten und

Nazionen, kann er sich zu eigen machen; der Weg, zu diesem ungeheuren Umfange von Kenntnissen zu gelangen, ist für ihn gebahnt; eben so mannigfaltig sind die Veranlassungen, das Leben zu genießen. Allein er wird von den Fehlern seines Zeitalters hingerissen werden, und aus einem Extrem ins andre sich verlieren, wenn sein Charakter nicht das Uebergewicht über die Begierden hat, wenn nicht der Trieb nach Genuß und Thätigkeit durch die Vernunft eingeschränkt wird, wenn nicht die Erweiterung der Kenntnisse mit seinem Verstande, und die Ausbreitung seiner Thätigkeit mit seinen Kräften im Verhältnisse bleibt; außerdem wird er sich selbst ein Fremdling werden, ein bemitleidenswerthes Wesen, das sich ohne Zweck zerarbeitet und seine Kräfte aufreibt, ohne etwas dabei zu genießen. Nur in diesem entsprechenden Verhältnisse zwischen Kraft und Wirkung, zwischen Empfangen und Mittheilen, ist Gesundheit und Leben. Hier ist der Mittelpunkt, wohin die Kultur des Menschen geleitet werden muß, das höchste Princip der Kunst, das menschliche Leben zu gebrauchen (Polybiotik); es gilt für alle Menschen, und in allen Zeitaltern. Dies ist die Bildung des Menschen zur Humanität, zu dem, was der Mensch seyn soll; dadurch wird er im Besitz des Glücks und der Ruhe erhalten, und wird seiner Thätigkeit froh; ein Frohsinn, der nicht blos in einzelnen vorübergehenden angenehmen Empfindungsreizen besteht, son-

dern einen dauernden Zustand der Heiterkeit hervorbringt. Es ist das Mittel, wodurch der Mensch unter den Stürmen seines Zeitalters aufrecht bleibt, und wodurch er die Nüchternheit behält, um unter der steigenden Anzahl reizender Genüsse, die ihm von allen Seiten zuwinken, mit Vernunft zu wählen. Wenn jemals, so ist in unserem Zeitalter die Bildung zur Humanität, zur Harmonie des Menschen mit sich selbst dringendes Bedürfniß, je mehr alles um uns her dahin arbeitet, um den Menschen außer sich selbst zu setzen, ihn in dem allgemeinen Strome der uneingeschränkten Thätigkeit und des unbändigen Hanges zum Genusse aufzulösen. Es ist Zeit, die Kraft in dem Menschen zu stärken, diesem Allem zu widerstehen, und sich selbst zu behaupten, damit er nicht den schönsten Theil des Lebens den Vorurtheilen und den Meinungen Preis gebe, und nicht eher aufhöre zu leben, als er weiß, was das Leben ist. Jeder Beitrag zu diesem Zwecke sollte in unserm Zeitalter willkommen sein. Mit seinen Zeitgenossen leben, heißt nicht nur: die Vortheile des Lebens, die das Zeitalter darbietet, geniessen, sondern auch in diesem Genusse seine Selbstständigkeit behaupten; beides wird unter der Vielleben-heit begriffen.

Ein solches umfassendes, thätiges und genußreiches Leben zu befördern, soll gegenwärtiger Versuch

Einiges beitragen. Der Gang der zu diesem Zweck angestellten Untersuchungen ist folgender:

In der ganzen Natur ist ein allgemeines Leben, welches in der Ausdehnung und Fortdauer unaufhörlich wirkt. Von diesem allgemeinen Leben hängen alle Erscheinungen ab, die wir beobachten, entsteht die Bildung der Organe, ihre gegenseitige Einwirkung und ihr Zusammenhang. In diesem allgemeinen Leben lebt der Mensch als Organ des allgemeinen Organismus der Natur; sein Leben besteht in Empfangen und Mittheilen, Aufnahme des Lebens von aussen in sich, und Mittheilung seines Lebens ausser sich. Indem wir die Stufenfolge des Lebens in der Natur durchwandeln, finden wir die vollendetste Organisation, und das vollkommenste und größte Leben in dem Menschen, d. i., die meiste Lebensfähigkeit und größte Lebenskraftäußerung. Diese Vollkommenheit des Lebens besteht in der wundervollen Vereinigung des Intellektuellen und Physischen, verbunden mit dem vollkommensten organischen Bau. Daher die Eigenheiten und Vorzüge des Menschen: Vernunft und Sprache. Daher die Ahnung der Fortdauer seiner intellektuellen Existenz. Diese Vollkommenheit des menschlichen Organismus bewirkt die Natur durch allmählige Entwickelungen seiner geistigen und physischen Kräfte, intensiven und extensiven Ausbildung der Organe. Wir bemerken diese Entwickelungen am auffallendsten nach den ver-

schiedenen Altern und in gewissen Perioden des Lebens, ob sie gleich lebenslang fortdauern; denn der ganze Lebenslauf des Menschen ist Verwandlung. Der Mensch ist bestimmt, viel zu leben, d. i., viel Leben in sich aufzunehmen, zu bearbeiten und mitzutheilen; dahin zweckt sowohl seine physische als geistige Anlage, die bei jedem Menschen den Karakter der Individualität trägt. Die Bearbeitung des Lebens in dem Menschen wird durch den Lebenstrieb — den Trieb, Leben aufzunehmen und mitzutheilen, — erhalten. Lebenstrieb und Thätigkeitstrieb ist eins. Das physische Leben äußert sich durch physische Handlungen; das intellektuelle durch geistige. Aus dem Verhältnisse des Thätigkeitstriebes zu der Organisation des Menschen und den äußern Reizen entsteht der Genuß des Lebens, der nach dem Grade der vollkommenen Organisation sowohl in Rücksicht auf das physische als auf das intellektuelle Leben um so größer und vollkommener ist, durch die äußern Reize erregt und unterhalten, oder gehindert und unterdrückt wird. Alles, was die Thätigkeit befördert, gewährt die angenehmen Empfindungen des Genusses; was sie hindert, das Gegentheil; so wird das Leben durch angenehme Reize erhalten. Diese Anlage zum thätigen und genußreichen Leben sucht der Mensch durch Entwickelung und Vereinigung der Kräfte auszubilden. Dies ist der Gang zur Kultur, sowohl bei einzelnen Menschen, als bei ganzen Völkern; es

sind die Fortschritte des menschlichen Geistes; die Polybiotik der Menschheit. Diese Ausbildung des Menschen geschieht durch seine Verbindung mit der Menschheit, durch die gegenseitige Einwirkung eines Menschen auf den andern; und dadurch wird das Leben genießbar. Das Bedingniß dieser thätigen Verbindung ist Freiheit. Je freier und leichter der Mensch wirkt, desto mehr genießt er; er lebt nicht sich selbst, sondern der Menschheit: und dann hat er, ohne Rücksicht auf die Dauer seines wirkenden Lebens, nicht umsonst gelebt. Allein der Thätigkeitstrieb artet bei vielen Menschen aus in unnütze Vielgeschäftigkeit, oder erschlafft zur Trägheit und Unthätigkeit, zur Schwärmerei und zu vergeblichem Grübeln; oder verfehlt den Zweck der Pflicht, und setzt sich sinnlichen Genuß zum Ziel. Aeußere Verhältnisse und Umstände veranlassen solche Ausartungen und Ausschweifungen. Ferner liegt es in Mißbildung des Karakters, in Unwissenheit oder Hang zur Sinnlichkeit, Uebermacht schädlicher Leidenschaften, Aberglauben, Vorurtheilen, an der Art, die Geschäfte zu betreiben, an Kränklichkeit und Schwäche des Körpers ꝛc., daß die meisten Menschen ihr Leben so wenig genießen. Im Gegentheil wird durch alles, was die menschlichen Kräfte entwickelt und ausbildet, und was sie zu gewissen Zwecken vereiniget, die Vielseitigkeit mittelbar oder unmittelbar befördert. Dieses geschieht

durch Freiheit, Allgemeinheit und Schnelligkeit; es betreffe nun die Erregung und Vermehrung der physischen oder geistigen Kräfte des Menschen. Alles, was die Thätigkeit erregt, angenehme oder unangenehme Reizung, kann ebenfalls als Beförderungsmittel des Lebensgenusses angesehen werden, in so fern solcher aus der Thätigkeit entsteht. Das Bedingniß ist die Beschaffenheit des Menschen und seiner Reizempfänglichkeit. Es giebt eine Menge Beförderungsmittel der menschlichen Thätigkeit, die aus den verschiedenen Verhältnissen entspringen, in denen wir uns befinden. Dadurch werden die erhebenden Leidenschaften in den Menschen erregt, so wie die bestrebenden Neigungen, welche dem thätigen Leben neuen Antrieb gewähren; selbst die Gewohnheit unterstützt den Fortgang der Thätigkeit. Endlich wird das thätige Leben durch solche Mittel befördert, welche zur Vereinigung der menschlichen Kräfte dienen, in Betreff auf Individuen, auf ganze Völker, auf die Menschheit überhaupt.

Diese Betrachtungen werden aufs praktische Leben angewendet, und die Mittel gezeigt, wodurch der Mensch ein nützliches und genußvolles Leben führen kann; die Grundsätze, welche sich zu diesem Zweck aus der Arzneikunde und Philosophie herleiten lassen, begreift die praktische Polybiotik. Es wird der Weg angegeben, auf welchem Erziehung und Kultur den Men-

schen zu diesem erhabenen Ziele leiten soll. Damit stehen die Betrachtungen über den Lebensgenuß im Allgemeinen, so wie insbesondere nach den verschiedenen Altern, Verhältnissen und Schicksalen des Menschen, in Verbindung. Beispiele von vorzüglichen Menschen, die sich durch Vielheit des Lebens auszeichneten, werden die vorgetragenen Bemerkungen bestätigen.

Dieses ist der allgemeine Plan dieser Schrift, deren Zweck Beförderung des frohen menschlichen Daseyns ist, welches auf dem Bewußtseyn beruht: der Pflicht, Mensch zu sein, mehr oder minder ein Genüge gethan zu haben. Dieses allein nimmt der Mensch von hinnen. „Alles andere, sagt Herder*) sehr schön, bleibt hinter ihm, den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Capitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim.“

*) Zerstreuete Blätter. Zweite Samml. S. 110.

Erster Abschnitt.

Untersuchungen über das organische Leben.

Der Mensch als Organ des allgemeinen Organismus der Natur. Ausbreitung und Fortwirkung des menschlichen Lebens in dieser Verbindung. Erforderniß zur Fortsetzung des organischen Lebens. — Beschaffenheit der Organisation und ihr Verhältniß mit den Außenwirkungen — äussere Bedingnisse und Reize des Lebens — organische Empfänglichkeit gegen diese Reize.

Der Mensch lebt nicht für sich selbst, sondern er lebt als ein Theil der Schöpfung; sein Leben ist ein Theil des allgemeinen Lebens der Natur. Die Trennung aus dieser Verbindung mit dem allgemeinen Leben ist der Tod eines Geschöpfs.

Die Natur ist der Inbegriff alles Lebens und Seyns. Dieses allgemeinen Lebens ist sie wegen der

ihr eigenthümlichen Beschaffenheit fähig. Diese Beschaffenheit besteht aus einer besondern Zusammensetzung einzelner Theile zu einem Ganzen, wie wir sie in belebten Körpern wahrnehmen, und die sich durch diese Einrichtung, d. i., durch ihre Materie und Form, von den unbelebten unterscheiden. Diese Beschaffenheit nennen wir Organisation. Ein Körper, der diese Beschaffenheit besitzt, ist ein organischer, d. i., ein des Lebens fähiger Körper. Ein einzelner Theil eines organischen Körpers, insofern er Antheil an der Aeußerung des Lebens in dem belebten Körper hat, das ist, zu einer besondern Verrichtung des Lebens bestimmt ist, heißt Organ (Werkzeug); z. E. die Lunge, der Magen, das Gehirn. Der belebte Körper wird, insofern er aus mehreren solchen Organen besteht, die mit einander in einer gegenseitigen Verbindung zu einem Ganzen sind, Organismus genannt. In eben diesem Sinne heißt die organische, d. i. lebende Natur der allgemeine Organismus, oder der Organismus der Natur.

Die Betrachtung des Menschen als ein Organ des allgemeinen Natur-organismus, erweitert unsere Begriffe über gegenwärtiges und künftiges Seyn. An sich ist der Mensch eingeschränkt und klein; aber groß ist er als Organ des Ganzen: da ist sein Leben nicht mehr an einen einzigen unbedeutenden Punkt hingeheftet, sondern durch das Weltall verbreitet. Nun

sehen wir nicht mehr Auflösung und Tod, sondern unser Leben ist in seiner Fortdauer durch die Natur geschützt, und selbst der Tod ist Wiedervereinigung, gänzliche Wiederkehr unsers Lebens zur Summe des allgemeinen Lebens. Leben und Tod sind keine einander entgegengesetzte Zustände, sondern der Tod ist der Anfang eines neuen Lebens.

Alles Leben ist mittheilend. Das Leben eines jeden Geschöpfs hat eine rastlose Tendenz zur Verbindung mit dem allgemeinen Leben der Natur — Leben geht in Leben über. — Ueberall herrscht Wirkung und Gegenwirkung in der organischen Natur; ein Organ befördert die Erhaltung und Fortdauer des andern; das Leben eines einzeln Organs wirkt für das Ganze, und das Ganze wirkt für die einzelnen Theile. So leben wir in und durch das Weltall in dem großen Organismus, dessen Organ wir sind; so sind wir verkettet mit Allem, was lebt, von der untersten Stufe des Lebens bis zur erhabensten; denn Alles, Alles ist Eins, fühlte Ardinghello. *)

*) „Ich sahe die Sterne auf- und untergehen, und das Weltlicht wieder erscheinen, und thronete so über Italien. Dies Paradies mit allen seinen Bewohnern, von Anbeginn der Zeit, Menschen und Thiere, und Pflanzen und Bäumen, und ich, machten ein friedliches Eins.“ Ardinghello und die glückseligen Inseln. Ein für die Polybiotik ganz geeigneter Roman von Heinse.

Noch mehr erhebt sich der Gedanke des allgemein verbreiteten Lebens bis zu dem Urquell, dem Vater des Lebens; und wir verstehen jene Worte: in ihm leben und weben wir, und haben unser Seyn in ihm.

Beim Leben ist kein Stillstand, noch weniger Rückgang in die Vergangenheit, sondern ewiges Fortwirken in die Zukunft. Die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit und die Mutter der Zukunft. Unaufhörlich stürzt sich der Strom des Lebens in die Ewigkeit. Formen und Gestalten wechseln ab, erscheinen, verschwinden und kommen wieder, werden zu Organen benutzt, und mit der Zeit abgenutzt, aber das Leben ist ewig.

Die Fortdauer der Natur besteht in der beständigen Erneuerung ihrer Theile. So wie die einzelnen Organe durch ihren Zusammenhang mit der ganzen Natur fortdauern, so erfolgt die Fortdauer der Natur überhaupt durch die fortschreitende Aufeinanderfolge organischer Wesen, von denen sich eins aus dem andern entwickelt, so daß in den gegenwärtigen Organen die Ursache der Entstehung der künftigen liegt. Außer diesem Zusammenhang können keine neue Organe von sich selbst entstehen; sie treten nicht erst nach ihrer Entstehung in die Reihe der organischen Wesen, sondern sie gehen aus dem schon vorhandenen Organismus der Natur hervor. So sehen wir keine neue Schöpfungen, sondern Erzeugungen; also keine neue

Welt, sondern Eine Welt seit Jahrtausenden, die sich immer wieder verneuert, und fortwirkt von einem Zeitalter ins andere.

Dieser Idee gemäß, sagt der scharfsinnige Brown: „Jedes lebendige Geschöpf lebt in denjenigen Geschöpfen fort, die es erzeugt. Auf diese Weise werden „die Gattungen der Thiere und der Pflanzen erneuert; „das System der Natur erhält sich, und dauert in „ewiger Stärke fort. Es sind also, mit Einem Worte, „alle Erscheinungen der Natur das Werk eines einzigen Organs." *) In eben dem Geiste sagt Darwin: „Der Nachkomme ist kein neues Thier, sondern Zweig, Verlängerung des Vaters. So leben „wir in unsern Kindern fort, und können unser Leben „bis zu unsern letzten Nachkommen verbreiten."

Worin besteht also das Leben eines Geschöpfs? Es ist die Wirkung von innern in dem Geschöpf selbst befindlichen, und äußeren außer ihm befindlichen Kräften. Die Ursache dieser Wirkung, welche wir aus den bekannten Lebensäußerungen wahrnehmen, liegt in der eigenthümlichen, d. i., organischen Beschaffenheit des Geschöpfs. Worin der Grund des Lebens bestehe; ob es eine besondere Lebenskraft giebt, die Leben erregt und schafft, wollen wir hier nicht untersuchen; nur so viel lehren uns die bisherigen Beobachtungen,

*) Brown's Elemente.

daß das Leben nicht in einzelne Organe eingeschränkt ist, sich durch den ganzen Organismus der Natur verbreitet, daß die Erhaltung jedes einzelnen Organs nicht nur durch das in ihm, sondern auch durch das außer ihm wirkende Leben geschieht.

Ueberall, wohin wir unsern Blick in dem großen Gebiete der Natur richten, finden wir, daß nur aus der zusammengesetzten Wirkung der innerhalb und ausserhalb der Organe thätigen Kräfte Leben hervorgeht. Die Bildung und die Vernichtung eines organischen Körpers geschieht sowohl von außen als von innen. Nährende und reizende Stoffe müssen von außenher zu seiner Erhaltung herbeigeführt werden; in ihm selbst liegen Kräfte, diese Stoffe zu seiner Erhaltung und Ernährung zu verwenden. Die Auflösung der organischen Bestandtheile eines Geschöpfs, oder der Tod, folgt entweder von außenher, wenn ihm die reizenden und nährenden Stoffe entzogen werden: oder von innen, wenn die innern Kräfte, welche diese Stoffe zur Ernährung und Erhaltung des Körpers anwenden, zu wirken aufhören. Pflanzen entwickeln sich durch den Reiz der Luft, der Wärme, des Wasserstoffs, indem sie diese Reize in sich selbst aufnehmen; je mehr sie zu dieser Aufnahme der Lebensreize in sich fähig sind, desto mehr geht ihre Entwikkelung, Wachsthum und Ausbildung von Statten. Die Pflanze krankt oder verwelkt, wenn ihr diese Lebens-

stoffe entweder zum Theil oder gänzlich entzogen werden. Dieser Verlust an Lebensreizen geschieht entweder durch Gewalt, wenn die Pflanze z. B. auf einmal in der brennenden Mittagssonne mit kaltem Wasser begossen wird; oder durch eine Veränderung in ihrer innern Beschaffenheit, vermöge der sie zur Aufnahme der Lebensreize unfähig wird. So führt das Alter den Tod eines Geschöpfs herbei. Was von Pflanzen gesagt wurde, läßt sich auch auf die thierische Organisation anwenden. So ist denn das Leben ein erzwungener Zustand, abhängig von äußeren Kräften. Blos durch den Einfluß von außen wird die Lebensfähigkeit eines Organs unterhalten.

Die Fähigkeiten eines Körpers zu Leben liegt in seinem organischen Bau, in der ihm eigenthümlichen Beschaffenheit. Zu dieser organischen Struktur gehören z. B. beim Pflanzen- und bei dem thierischen Körper Nerven, Muskeln ꝛc.; kurz, alle Theile eines Körpers sind organisch, in welchen Verrichtungen des Lebens vorgehen können.

Die Verrichtungen des Lebens, oder Lebensfunktionen, entstehen aus der Wirkung innerer und äußerer Kräfte; sie zwecken zur Erhaltung und Fortdauer des belebten Geschöpfs. Durch diese Verrichtungen werden die Theile des Körpers in dem gegenseitigen Verhältnisse zu einander erhalten, in welchem sie der Belebung fähig sind.

Wenn ein Körper des Lebens fähig seyn soll, so müssen seine Bestandtheile in einer gewissen Harmonie zu einander und zu dem Ganzen seyn. Alles was diese Harmonie stört, verursacht Krankheit; was sie trennt, den Tod. Soll das Leben mit völliger Thätigkeit von Statten gehen, so muß gerade eine gewisse Quantität Blut durch alle Theile des Körpers verbreitet seyn; so muß das Blut mit einer bestimmten Geschwindigkeit zirkuliren; so müssen nicht mehrere Stoffe von außenher in den Körper aufgenommen werden, als durch innere Kräfte zur Ernährung des Körpers verarbeitet werden können; kein einzelnes Organ muß sich von dem andern durch eine unverhältnißmäßige Betreibung der ihm zukommenden Verrichtungen auszeichnen; keins darf sich in einem schlechten Zustande befinden.

Von der Beschaffenheit, d. i., von der Struktur, von den Bestandtheilen des Körpers, in Rücksicht ihrer Materie und Form, hängt es ab, auf welche Art, und in welchem Grade die Operation des Lebens in ihm vorgehen kann. Ein fester Körper ist zu dieser Operation geschickter als ein geschwächter. Besonders liegt viel an der Beschaffenheit der Hauptorgane, vermittelst welcher vornämlich die Operation des Lebens verrichtet wird. Diese sind: Gehirn und Nerven, die Lunge, der Magen, die Haut. *)

*) Es ist hier blos die Absicht, diese wichtigen Gegenstände im Allgemeinen darzustellen; eine weitere Ausführung

Es ist nicht einerlei, ob wir mehr oder weniger erd-artige Theile, mehr oder weniger Sauerstoff oder Kohlenstoff in unserm Körper haben; ferner, in welchem Verhältnisse die Grundbestandtheile der körperlichen Masse zu einander sind, wie überhaupt die Mischung, sowohl der Flüssigkeiten, als der festen Theile unsers Körpers, beschaffen ist. Ferner kommt es hierbei auf den Zusammenhang der Bestandtheile unsers Körpers an, auf ihre Dichtigkeit, Festigkeit, Lockere, Härte, Weiche ꝛc. Das Leben ist eine chemische Operation; folglich beruht viel auf der Beschaffenheit der Stoffe, welche bearbeitet werden; ob solche leicht oder schwer zu bearbeiten sind. Wie wichtig ist daher die Beschaffenheit der Stoffe, welche von aussenher in unsern Körper aufgenommen werden. Schlechte Nahrungsmittel geben auch der Operation des Lebens untaugliche Stoffe; und die daher entstehende Abnahme der Kräfte, nebst den äußern Zeichen der Kränklichkeit, beweisen, wie sehr dadurch die Operation des Lebens gestört wird.

Auch die Form der Theile unsers Körpers ist nicht gleichgültig. Eine von der gesunden abweichende Form

findet man in Hufeland's „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern." Zugleich aber glaube ich erinnern zu müssen, daß die Ansicht, die ich hier meinen Lesern zu geben versuche, von der in jenem bekannten Werke abweicht, also nichts weniger als daraus entlehnt ist.

legt der Lebensoperation viel Hinderniſſe in den Weg, z. B. allzuenge Gefäße, welche leicht bei Anhäufung des Bluts Zerreiſſungen veranlaſſen; eine übelgeformte Bruſt, die der nöthigen Ausdehnung der Lunge widerſteht; eine von der gewöhnlichen abweichende Bildung des Hirnſchädels. Schon aus der äußern Form laſſen ſich ſehr wichtige Schlüſſe auf den innern phyſiſchen Zuſtand des Menſchen machen.

Die Verrichtungen des Lebens ſind:

1) die Aufnahme nährender Stoffe in den Körper. Dieſe geſchieht unaufhörlich und auf verſchiedenen Wegen. Der Magen nimmt die Speiſen auf; durch die einſaugenden Gefäße wird das davon Brauchbare und Nährende in die Subſtanz des Körpers übergeführt. Eben ſolche, aber zahlloſe einſaugende Gefäße befinden ſich auf der Oberfläche des ganzen Körpers, wodurch ebenfalls Stoffe aufgenommen werden.

2) die Bearbeitung der aufgenommenen Stoffe zur Erhaltung des Körpers. Nicht alles, was in unſern Körper kömmt, iſt zu dieſem Zwecke brauchbar; manches vielmehr ſchädlich; manches blos unbrauchbar. Nun giebt es eine ſonderbare Eigenſchaft, vermöge der einige Theile dieſer aufgenommenen Stoffe wieder abgeführt, andere mit der Subſtanz des Körpers vermiſcht werden. Die

Trennung

Trennung des Aufzunehmenden von dem, was abgestoßen und gleichsam wie unbrauchbare Schlacken abgeschieden wird, nennen die Physiologen das Absonderungsgeschäft (Secretion). Die Abführung und Ausleerung anderer Stoffe, die nicht aufgenommen werden, nennen sie das Ausleerungsgeschäft (Excretion). So lange der Mensch gesund ist, werden blos die brauchbaren Theile aufgenommen, und die unbrauchbaren abgesondert; allein in Krankheiten kommt das Absonderungs- und Ausleerungsgeschäft mehr oder weniger in Unordnung, so daß sehr oft schädliche Stoffe aufgenommen, und nährende und brauchbare ausgeleert werden, z. B. in der Ruhr.

Endlich werden gewisse aufgenommene Stoffe bei dieser Bearbeitung in die Substanz des Körpers selbst verwandelt, so daß wir aus lauter Theilen, die von außenher sich angesetzt haben, bestehen. Aber auch diese werden Bestandtheile eines lebenden Körpers, und sind der fortwährenden Bearbeitung der Lebensoperation, einer beständigen Aussonderung und Absonderung, einer Abnahme und Zunahme, unterworfen, so daß wir nach einem gewissen Zeitraume, unserm Körper nach, nicht mehr dieselben sind. So wäre denn von unserm Körper nichts unser, alles von der Aussenwelt entlehnt.

3) Die Ernährung (Nutrition) wird dadurch bewirkt, daß einige der aufgenommenen Stoffe zur

Erhaltung unsers Körpers angewendet werden. Stoffe, die die meisten zu diesem Zwecke brauchbaren Theile enthalten, heißen Nahrungsmittel. Wir verstehen aber unter nährenden Stoffen alles, was die Natur zu diesem Zwecke verwendet, sie mögen in den Körper kommen, auf welche Art sie wollen, zuerst den Magen oder die Haut berühren. Vermöge der Operation des Lebens überhaupt werden nun aus dazu tauglichen Stoffen, zum Ersatz der abgesonderten, neue Bestandtheile des Körpers bereitet.

Alle diese verschiedene Erscheinungen, die wir an dem organischen Körper bemerken, erleiden wieder an sich mancherlei Veränderungen, werden äußerst lebhaft betrieben, oder gerathen ins Stocken, oder es wird das unter ihnen Statt habende Verhältniß gestört, so daß z. B. die Absonderung ungleich stärker als die Ernährung ist, wie in der Ruhr. Auch durch diesen krankhaften Zustand zeichnen sich belebte Körper vor durch mechanisches Triebwerk in Gang gesetzten Maschienen aus.

Das Leben wird durch äußere Einwirkungen oder Reize erhalten, welche theils die Lebensoperation in Thätigkeit setzen, theils den Stoff zur Bildung, Wachsthum und Ernährung des Körpers darbieten. Auf diese Art wird ein einzelnes Organ durch seine Verbindung mit den übrigen Organen, welche den allgemeinen Organismus der Natur ausmachen, er-

halten. Ohne diese Einwirkung ist keine Gegenwirkung, folglich auch kein Leben eines einzelnen Organs möglich; ohne sie würde ein organischer Körper sogleich in seine Bestandtheile aufgelöst werden. Sobald die organische Gegenwirkung entzogen wird, oder gegen die Einwirkung von außenher zu schwach ist, so erfolgt ebenfalls Auflösung. Beispiele davon sind die Todesarten durch Ersticken und Ertrinken.

Diese äußeren Reize incitiren die Thätigkeit des Lebens, die ohne sie erschlaffen, und bald ein Stocken und Stillstehen der Maschiene zur Folge haben würde. Auf die Beschaffenheit des Körpers aber kommt es an, inwiefern diese Reize auf ihn wirken können; ob die Organisation mehr oder weniger für die Reize empfänglich ist. Daher bedürfen manche Körper diese Lebensreize in einer größern oder geringern Menge, in einem stärkern oder schwächern Grade. Nicht nur an sich kann eine solche Beschaffenheit des Körpers vorhanden seyn, welche mehr oder weniger für die Reize empfänglich ist; sondern diese Beschaffenheit verändert sich auch in Krankheiten. Zugleich kommt es hierbei auf den besondern Zustand derjenigen Organe des Körpers an, auf welchen sie unmittelbar wirke, z. B. bei dem Reiz des Sauerstoffs in der Luft auf die Lunge, auf den Zustand dieses Organs. Daher werden schwächliche Personen weit stärker von Reizen afficirt, und es entsteht bei ihnen von einem Grade derselben,

der stärkere Leute kaum anfällt, schon eine beträchtliche Erregung der Lebensthätigkeit, die, weil sie größer ist, als das Gleichgewicht der Gesundheit verträgt, beträchtliche Veränderungen und Abweichungen vom gesunden Zustande zuwege bringt. Ferner werden Personen, die eine schwache Lunge haben, sehr stark und übermäßig von dem Reize einer sehr reinen Luft afficirt, wenn auch nur diese Reinheit in dem Grade ist, als sie Leute mit völlig gesunder Lunge sehr wohl vertragen, oder in welchem sie sogar zur Erhaltung ihres Lebens nothwendig ist.

Laßt uns bei diesen Bedingnissen des Lebens noch einige Augenblicke verweilen, je wichtiger sie sind.

Wir beginnen mit dem freundlichen und wohlthätigen Lichte, welches zwar blos durch den Sinn des Auges wahrgenommen wird, aber auf unsern Körper im Allgemeinen wirkt, so wie sein Einfluß auf alle organische Wesen unverkennbar ist. Sie sind, nach ihrer Beschaffenheit, des Lichts, dieses Lebensreizes, in einem verschiedenen Grade empfänglich; es ist ihnen zur Fortsetzung ihres vollen Lebens mehr oder weniger nothwendig. Ahnen läßt sich, daß es organische Wesen geben kann, die zu diesem Zweck einen für unsere Organisation zu hohen Grad des Lichts bedürfen; vielleicht sind es die Bewohner der Sonne; dagegen die Bewohner eines dunklern Weltkörpers, wie unsre Erde, die des Mondes, einen weit niedern Grad des

Lichts, als die Erdbewohner zu ihrer Existenz bedürfen. Wir bemerken sowohl an Pflanzen als an Thieren eine besondere Hinneigung zu dem Lichte; bei allzuwenigem Lichte welken die einen, und kränkeln die andern; sogar die Farbe, Thätigkeit und Lebhaftigkeit geht durch den Mangel des zu der Existenz eines Geschöpfes verhältnißmäßigen Lichtes verlohren, und äußerste Empfindlichkeit und Schwäche tritt ein; hingegen hat ein allzustarkes Licht, in sofern solches weit größer ist, als es das Lebensverhältniß des Geschöpfs bedarf, nicht nur auf das Auge, sondern überhaupt auf die Organisation eines solchen Geschöpfs einen schädlichen Einfluß. Diese Veränderung von der allgemeinen Wirkung des Lichts auf den organischen Körper erfolgt freilich mehr bei anhaltender Wirkung desselben; sie besteht in einer vermehrten Reizbarkeit, wodurch die Operation des Lebens allzusehr beschleunigt wird.

Licht und Finsterniß kann man nicht als einander entgegengesetzt ansehen; Finsterniß ist der niedrigste Grad des Lichts; eine gänzliche Entziehung alles Lichts würde alles Leben der organisirten Welt aufheben; so daß Auflösung und Fäulniß überhandnehmen müßte. Doch, wir kehren in kurzem wieder von einer andern Seite zu diesem Gegenstand zurück.

Was ist das Leben ohne Wärme? Wärme erweckt und begünstigt das Leben; je mehr sie mangelt, desto

näher dem Tode. Die Wärme steht zwischen der Kälte und Hitze in der Mitte; beide sind die äußersten Grade derselben. Kälte ist ein niederer oder verminderter, Hitze ein höherer oder vermehrter Grad der Wärme. Der Grad der Wärme, welcher auf einen organischen Körper wirkt, steht im Verhältniß mit der Beschaffenheit der Organisation desselben. Dank sey es dem Schöpfer, der durch die ganze Natur dieses Verhältniß auf das genaueste eingerichtet, und unserer Erde eben denjenigen Grad von Wärme zugetheilt hat, den die Organe derselben bedürfen! Die Abwechselungen der Wärme und Kälte, oder vielmehr, um genauer zu reden, die Vermehrung oder Verminderung der Wärme in der Atmosphäre unsers Erdballs geht nur bis auf einen bestimmten Grad, den Der festgesetzt hat, der zu den Wellen spricht: bis hieher legt euch! Gänzlicher Mangel an Wärme, oder wahre Kälte, — wenn sie sich anders denken ließe, — würde die Auflösung aller Organisation zur Folge haben, so wie gleicherweise der höchste Grad der Wärme, das Feuer. Welche wundervolle Einrichtung der organischen Welt! Alles kommt auf das Mehr oder Weniger an. Eben die wohlthätige Substanz, welche in einem gewissen Grade die Entwickelung organischer Wesen befördert, und sie in ihrer Integrität erhält, ist in einem höhern oder niedern Grade das größte Zerstörungs- und Auflösungsmittel für sie.

Durch die Wirkung der Wärme wird die Thätigkeit des Lebens befördert; alle Lebensbewegungen werden lebhafter; der Kreislauf der Säfte geht stärker von Statten; das Erstarrte lebt wieder auf; Stockungen werden aufgelöst; der Stillstand der Säfte wird frei; die Hindernisse der Bewegung werden hinweggenommen. Mit der lebenathmenden Wärme des wiederkehrenden Frühlings werden die Keime entwickelt, erwachen die Insekten von ihrem Winterschlafe, beginnt lebhafter die Kreisbewegung der Säfte in den Pflanzen. *) Und eben die Wärme, die das Entstehen alles Lebens, oder vielmehr die Belebung aller Organisation so mächtig begünstigt, entweicht nicht eher, als mit dem Leben selbst.

Allen organischen Körpern ist ein gewisser Antheil von Wärme zugemessen, die in ihnen um so mehr angehäuft und verbreitet ist, je vollkommner ihr organischer Zustand ist. Nur ist zu merken, daß die in den organischen Körpern befindliche Wärme ganz anders modificirt und zur Lebenswärme umgewandelt ist, als die außerhalb ihnen befindliche (wir nennen sie die natürliche Wärme); sie wird aber von der äußern Wärme unterhalten, aus welcher sie in den organischen Körper kommt. Durch Verminderung der äußern

*) lebhafter; nicht von neuem, wie in dem folgenden Abschnitte erwiesen wird.

Wärme unter denjenigen Grad, welcher einem lebenden Geschöpfe angemessen ist, wird auch die innere Wärme vermindert, indem sie, um das Gleichgewicht herzustellen, in die äußere Wärme übergeht. Durch Vermehrung der äußern Wärme über den natürlichen Grad wird die innere Wärme allzusehr angehäuft. Auf beide Art entstehen Krankheiten oder der Tod. Doch kann, so lange der Körper sich im organischen belebten Zustande befindet, die äußere Kälte oder Wärme nur bis auf einen gewissen Grad auf den Körper wirken: denn sobald sie in einem stärkern Grade auf ihn wirkt, als das Verhältniß der Organisation zu den äußern Reizen verträgt, ist der Körper nicht mehr als belebt anzusehen; dahingegen nicht-organische, unbelebte Körper Wärme und Kälte nach allen ihren Graden annehmen, und, im Verhältniß ihrer Dichtigkeit oder Flüssigkeit, aufgelöst und zersetzt werden. In organischen Körpern widersteht die Lebenskraft der zerstörenden Einwirkung der äußern Reize. Der Mensch, als belebtes Wesen, kann einen sehr hohen Grad von Kälte und Hitze ertragen; und nur dann wirken Kälte und Hitze *) auf ihn, wie auf todte Massen, wenn

*) Es fehlt an einem Ausdrucke in der Sprache, die den Gegensatz von Hitze (ardor) bezeichnete; — Erstarrung (rigor) ist es nicht: — es soll ein Wort seyn, das mehr, als was man sich unter Kälte denkt, bedeutet.

die Gegenwirkung des in ihm wohnenden Lebensprincips unterdrückt wird.

Die in organischen Körpern befindliche natürliche Wärme wird nach Beschaffenheit der Thätigkeit des Lebensprincips vermehrt oder vermindert; kurz, sie ist den Gesetzen des organischen Lebens unterworfen.

Das wichtigste Erhaltungsmittel des Lebens ist die Luft. Die Luft dient den Geschöpfen nicht nur als Reizmittel für die Thätigkeit der Lebensoperation, sondern auch als Nahrungsmittel, welches Stoff zum Ersatz, Wachsthum, und Erhaltung des Organismus abgiebt. Die Luft wird durch alle Berührungspunkte mit der Außenwelt in die organischen Körper aufgenommen, durch die Haut, durch den Magen und die Lunge. Je vollkommner ein organischer Körper, desto mehr ist er zur Aufnahme dieser Lebensnahrung eingerichtet. Die Thiere haben ein eigenes Organ zur besondren Aufnahme und Bearbeitung derselben zur Verrichtung des Lebens: die Lungen. So lange das Thier noch unentwickelt, ein Fötus, ist, erhält es (hierin ähnlich der Pflanze, die die Luft durch ihre Sauggefäße an sich zieht) die Luft, vermöge seiner Verbindung mit der Mutter, durch die Nabelschnur.

Die atmosphärische Luft besteht, nach chemischen Versuchen, aus mehreren Luft-arten, worunter das Azotgas und das Sauerstoffgas die vorzüglichsten sind, wozu noch gegen ein Hundertheil

Kohlensaures Gas gemischt ist. Das Azotgas soll $\frac{72}{100}$, das Sauerstoffgas $\frac{27}{100}$ der atmosphärischen Luft ausmachen. Das Sauerstoffgas, oder die Lebensluft, deren Grundlage von den Chemikern Sauerstoff (Oxigen) genannt wird, ist das belebende Prinzip, welches durch seinen Reiz die Thätigkeit und Fortdauer alles Lebens erhält, und vorzüglich beim Athemholen in das Blut übergeht. Allein sowohl das Sauerstoffgas, als die Azote oder Stickluft, ist für sich allein, in gleichem Grade, tödlich, und schon in einem unverhältnißmäßigen Maaße gegen die andern Luftarten dem Leben schädlich. Eine mit im Verhältniß zu vielem Sauerstoffe überladene Luft konsumirt das Leben zu schnell; so wie eine mit Stickluft überladene Atmosphäre schnell Auflösung und Fäulniß befördert, und das Leben, so wie die Flamme, auslöscht. Eben dies ist der Fall bei einer Ueberhäufung der Luft mit kohlensaurem Gas. — Beispiele mögen dieses erläutern: In der Atmosphäre, die wir athmen, ist zwar selten eine Ueberhäufung von Sauerstoffgas, die, so lange die Werkzeuge des Athemholens völlig gesund sind, von beträchtlicher Schädlichkeit seyn sollte; allein an der kranken Lunge der Schwindsüchtigen bemerkt man gar wohl einen nachtheiligen Einfluß einer allzureinen Luft. Ungeachtet des behaglichen Gefühls, welches sie beim Einathmen derselben empfinden, nimmt ihre Krankheit schnell überhand, und die Auflösung

ihres Körpers wird beschleunigt. Die Heilung ihres Uebels kann nicht eher bewirkt, die schnellen Fortschritte desselben können nicht eher gehemmt werden, als bis man sie in eine weniger reine, d. i. weniger Sauerstoff enthaltende Luft, z. B. aus einer hohen Gegend in eine niedrigere, versetzt. Die Azote oder Stickluft, die sich zwar ohnedas, jedoch in einem für das Leben unschädlichen Verhältnisse, in der atmosphärischen Luft befindet, wird durch alles, was die Luft unrein macht, durch Dünste, Gifte und Dämpfe verschiedener Art bis zu einer übermäßigen schädlichen Menge angehäuft. Das kohlensaure Gas, oder die fixe Luft, die nur etwa ein Hundertttheil der atmosphärischen Luft betragen soll, wird durch Kohlendämpfe und gährende Dünste, Metalldämpfe ꝛc. zu einer enormen Menge vermehrt, in welcher sie die Flamme augenblicklich auslöscht, und beim Einathmen in die Lunge die peinlichsten Beschwerden, und zuweilen schnellen Tod verursacht.

Die Anhäufungen der schädlichen Luftbestandtheile sind in einem verschlossenen Raume um so schädlicher, wo es an Zugang von frischer, Sauerstoff enthaltender Luft fehlt, und das zum Leben nöthige Gleichgewicht der Luftbestandtheile nicht wieder hergestellt werden kann; es mögen sich nun die e schädlichen Gase durch Ausdünstungen faulender Körper, durch Dünste, oder durch wieder ausgeathmete und ihres belebenden Princips mehr oder weniger beraubte Luft anhäufen. Dies

ist der Fall bei Zusammenhäufung vieler Menschen in einem beschränkten, oder, noch mehr, in einem verschlossenen Raume *). Man erinnere sich an die schreckliche Geschichte der Engländer in der Höhle zu Calcutta.

Das verhältnißmäßige Gleichgewicht der Bestandtheile der Luft, die wir athmen, macht sie für die Erhaltung des Lebens zuträglich; jede Störung desselben, Anhäufung, oder Verminderung eines von diesen Bestandtheilen außer dem nöthigen Verhältnisse, wirkt als Schädlichkeit auf unsern organischen Körper.

Derjenige Bestandtheil der Luft, den wir Sauerstoff nennen, ist der Stoff, mit welchem das Lebensprincip in einer genauen Verbindung steht. Durch diesen Reiz werden die Lebensbewegungen des Kreislaufs unterstützt und in Thätigkeit erhalten; und zwar auf folgende Art: Dieser wahre Lebensstoff wird, vermöge des Processes des Athemholens, dem Blute mitgetheilt.

*) Dies zum klaren Beweis, daß beim Einathmen die Lebensluft ins Blut aufgenommen, und die Azote wieder ausgeathmet wird. Im verschlossenen Raume wird der darin enthaltenen Luft auf diese Weise immer mehr und mehr Sauerstoff entzogen, bis sie endlich zum Athemholen ganz untauglich wird; dazu kommen noch die die Luft verunreinigenden menschlichen Ausdünstungen.

Aus der Luft erhält das Blut seine Vitalität. Daher sowohl die Lebensthätigkeit, mit der es seinen Kreislauf vollführt, als auch die Erhaltung des schicklichen Verhältnisses der Bestandtheile des Bluts. Mit dem ersten Athemzuge beginnt der Kreislauf des Bluts durch die Lungen bei dem neugebornen Kinde, welches vorher die zu seiner Erhaltung nöthige Luft aus dem Blute der Mutter erhielt, als es der Verrichtungen der Werkzeuge des Athemholens noch nicht bedurfte. Ein Schnappen nach Luft ist das erste Lebenszeichen der scheintodten Neugebornen. Die Lungen werden durch die Entwickelung der innern Wärme zu diesem Geschäfte erregbar, besonders wenn sie zugleich durch das Einblasen der Luft gereizt werden. *)

*) Dieser Reiz ist es vornämlich, wodurch das künstliche Lufteinblasen zur Erweckung aus dem scheintodten Zustande wirkt. Man glaubt insgemein, daß, wenn die reinere, d. i., mit Sauerstoff überfüllte Luft, oder, wo möglich, wirklicher Sauerstoffgas (sogenannte dephlogistisirte Luft) in die Lungen gebracht werden könnte, sie das unterdrückte Leben vor allen andern wieder herstellen würde; allein, abgesehen, daß die Luft nie so völlig rein; sondern jederzeit während der Operation mit atmosphärischer vermischt, in die Lungen kommt, so dürfte sie, als ein zu grober Reiz, eher nachtheilig seyn. Man erinnere sich an das, was kurz vorher über die Wirkung dieser Gasart gesagt wurde.

Der Sauerstoff ist in den Nahrungsmitteln mehr oder weniger, vornämlich aber in dem Wasser enthalten, woraus er in Pflanzen und Thiere übergeht. Pflanzensaamen keimen und wachsen um so schneller, wenn man sie, ehe sie in die Erde gelegt werden, mit Wasser befeuchtet. Unser Körper erhält theils durch die in den Magen gekommenen Feuchtigkeiten, theils durch die in der atmosphärischen Luft befindlichen Theile Sauerstoff. Daher ists erklärbar, warum Pflanzen vertrocknen, denen man das Wasser entzieht; um so schneller aber werden sie brändigt und faul, wenn man sie auf einmal der brennenden Mittagssonne aussetzt, nachdem sie zuvor mit Wasser reichlich getränkt worden sind. Auch die unangenehmen Empfindungen, die wir in einer sehr trocknen Luft haben, rühren daher.

Die Elektricität verdient unter den Reizen des Lebens eine vorzügliche Stelle; sie setzt die Functionen in Thätigkeit, erhöht die Reizbarkeit vegetabilischer und thierischer Körper, ist, in einem hohen Grade angewendet, dem Leben beider schädlich, indem sie augenblickliche Zerstörung der Grundbestandtheile der Organe bewirkt. Wir bemerken gewöhnlich an vom Blitz oder durch die künstliche Elektrizität getödteten Thieren keine Spur irgend einer Verletzung der organischen Theile, weder nach ihrer Form, noch ihrer innern Substanz; allein es geht durch die Wirkung der Elektrizität eine Veränderung in der Grundmischung

ihrer Bestandtheile vor, wodurch sie plötzlich ihrer Vitalität beraubt werden. Dürfen wir wol schließen, daß Mangel oder ein weit geringerer Grad der Elektrizität, als zur Erhaltung organischer Wesen nöthig ist, sich als eine entgegengesetzte Schädlichkeit erweisen müsse? In der Atmosphäre, so wie in allen elektrischen Körpern, ist die Elektrizität bald mehr bald weniger angehäuft, und geht aus einem Körper in den andern über, je nachdem einer davon mehr als der andere enthält, mit dem er in Berührung kommt, bis das Gleichgewicht hergestellt wird. Von diesem Mangel oder Ueberfluß der Elektrizität in unserm Körper sowohl, als außer demselben, hängt unser Wohl- oder Uebelbefinden ab. Dieser wichtige Gegenstand ist bisher viel zu wenig von Aerzten untersucht worden. Man hat die schätzbaren Vorarbeiten der Physiker noch nicht hinlänglich benutzt.

Je vollkommner ein organischer Körper, desto mehr ist er zur Aufnahme und zur Lebensbereitung dieser Potenzen eingerichtet und fähig. Die vollkommensten organischen Wesen haben besondere Werkzeuge (Organe) zur Aufnahme des Lichts und der Luft. *)

*) Wir kennen die Aufnehmungsorgane des Lichts für den Schatten, für die Luft. — Das allgemeine Aufnehmungsorgan der Wärme ist die Haut. Sollte es vielleicht

Diese kurze Darstellung der organischen Natur des Menschen sollte blos den Weg zu den fernern Untersuchungen eröffnen. Von dem allgemeinen Organismus der Natur müssen wir ausgehen, wenn wir zu dem Menschen, dem einzelnen Organ, kommen wollen; nicht von dem Menschen zur Natur.

Noch einen Blick auf das unermeßliche Ganze; auf die zu einer großen Harmonie verbundenen kämpfenden Kräfte — obgleich verschieden in seinen Theilen, und doch Alles Eins! Ein Leben, Ein organischer Stoff, aus dem alle Körper sich bilden und entwickeln, in dem sie zu besondern Organen werden, und zu dem sie nach ihrer organischen Auflösung zurückkehren. *) Und in diese Harmonie des Ganzen der

Geschöpfe geben, die für andre uns unbekannte Lebensreize eigene Organe haben? — Warum dürfen wir dies nicht muthmaßen?

*) Die Resultate der besten chemischen Untersuchungen über den Stoff der organischen Körper lassen auf einen allgemeinen organischen, aus gleichen Grundtheilen zusammengesetzten Stoff schließen, in welchem das Leben wirkt, und welcher zugleich durch die Operation des Lebens zur Bildung und Entwickelung organischer Körper verwendet wird. — Aber welche schöpferische Kraft bearbeitet diesen Stoff in so unendlichen Modificationen? — führt aus

Mensch hingestellt mit seinem Seyn, mit seinen Freuden und Elend; mit seinen Hoffnungen —; nichts durch sich selbst; und durch die Natur Alles! —

ihm die Reihe der Wesen hervor? — Mit welchen andern Stoffen verbündeten sich diese Grundbestandtheile, um neue Arten der Wesen zu zeugen? —

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist!

Zweiter Abschnitt.

Stufenfolge des organischen Lebens.

Allgemeine Bemerkungen. — Organisches Leben der Pflanzen, Stufenfolge desselben. — Bemerkungen, wodurch das mehr oder mindere Leben der Pflanzen bestimmt wird. — Stufenfolge des Lebens bei den Thieren. — Vergleichung der Pflanzen und Thiere in dieser Rücksicht. — Vorzüge des Menschen vor den Thieren. — Vielleberheit des Menschen — durch Verbindung des Intellektuellen mit dem Physischen in ihm — menschliche Vernunft und Sprache — Ahnungen der Unsterblichkeit des Menschen.

Eben der Blick in die Natur, der uns überall Leben und Thätigkeit gewahr werden läßt, lehrt uns die große Mannigfaltigkeit und Stufenfolge des organischen Lebens, von der niedrigsten, kaum von todter Masse zu unterscheidenden bis zur vollendetsten menschlichen Organisation. Durch sanfte allmälige Uebergänge

gehen wir die lange Folgenreihe organisirter Wesen hindurch, und bemerken:

die Stufenfolge der organischen Körper nach ihrer geringeren oder größeren Vollkommenheit und Ausbildung.

Je vollkommener ein organisches Wesen, desto belebter ist es, eine desto größere Summe und Kraftäußerung des Lebens ist in ihr befindlich. Am einfachsten ist das Leben in der Pflanze, am vollkommensten aber in dem Menschen. Aber welche unendliche Zwischenstufen sind zwischen diesen beiden Endpunkten! und doch führt die Natur von dem einen zum andern auf lauter sanften Stufenwegen, da sie nirgends einen Sprung macht. Welche weise Vertheilung der allgemeinen Summe des Lebens in der organischen Welt! Und doch finden wir bei allen organischen Körpern, sowohl bei der noch unvollendeten Organisation der Keime, und der zwar vollendeten, aber äußerst beschränkten und einfachen Organisation des Grashalms und des Räderthiers, eben die Grundmischung organischer Bestandtheile, als in der erhabenen Eiche und im ausgebildeten Körperbaue des Mannes.

Von den Lebensäußerungen in dem Mineralreiche haben wir zu wenig Beobachtungen, so daß wir mit unsern Betrachtungen über die organisirten Körper mit den Pflanzen anfangen, und von diesen zu den Thieren übergehen.

Bei diesem Fortgange finden wir immer steigende Vollkommenheit der Organisationen, eine immer größere Summe des in einer Organisation angehäuften Lebens, und noch mehr, eine größere Ausbreitung und Vervielfältigung des Lebens. Diese drei Momente finden wir jederzeit mit einander vereiniget. Im Allgemeinen stehen die Thiere auf einer weit höhern Stufe der organischen Schöpfung, als die Pflanzen. Noch mehr: wir bemerken diesen Fortgang zu einer größern Vollkommenheit des organischen Lebens in den Klassen der Pflanzen und Thiere selbst. Man nehme den Kontrast zwischen dem Steinmoose und der Eiche, oder dem Brodbaume; ferner zwischen den Würmern und Säugthieren.

Wir bemerken also mit der vollkommneren Organisation ein vollkommneres Leben, welches sich durch Lebensthätigkeit und durch Vervielfältigung und Ausbreitung auszeichnet. Die größere Lebensthätigkeit in den Thieren, als in den Pflanzen, die sich durch so viele auffallende äußere Erscheinungen bemerkbar macht, bedarf keines Beweises. Merkwürdig aber ist die allgemeinere Ausbreitung der vollen Lebensthätigkeit in den thierischen Körpern, die wir bei den Pflanzen nicht finden. Der Grund davon liegt in der vollkommneren thierischen Organisation. Bei den Pflanzen finden wir zwar die jährliche Wiederergänzung der

Aeste und Zweige; aber zerschneidet man ein Blatt, oder eine Blume, so ist darin keine Reproduktionskraft; hingegen werden im Thierkörper auch die kleinsten Theile, Haare, Nägel, Oberhaut, Zellgewebe, wieder erzeugt.

Je einfacher eine Organisation, desto mehr Anhänglichkeit des Lebens, desto weniger sind die organischen Theile durch die gewöhnlichen äußern Reize der Zerstörung unterworfen. Pflanzen, die bis auf die Wurzeln verstümmelt sind, schlagen doch wieder von neuen aus; der Bandwurm stirbt nicht im heissen Wasser. Wir finden ferner in den niedern Klassen organischer Wesen eine weniger in einander greifende Verbindung der einzelnen Theile, daher die Verletzung oder Verstümmelung derselben wenig, zuweilen gar nicht die Verletzung oder Zerstörung des Ganzen nach sich zieht; auch scheinen diese Geschöpfe weniger Gefühl bei Verletzung einzelner Theile zu haben.

Endlich machen in den Pflanzen, und den an sie zunächst gränzenden sogenannten Pflanzenthieren, einzelne organische Theile ein besonderes für sich bestehendes belebtes Ganze aus. Die Pflanzen werden durch Ableger ausgebreitet; und die Polypen lassen sich in einzelne Stücke schneiden, wovon jedes sein eigenes Leben hat, und zu einem besondern Thiere wird; auch an den verstümmelten erzeugen sich die verlornen Glieder von neuen. So schützt die Natur das hülflose

Heer der Würmer und Insekten gegen äußere zerstörende Einflüsse, indem sie ihnen so viel tiefliegendes festanhängendes Leben gab!

In einfachen Organisationen finden wir zwar viel Anhänglichkeit des Lebens, aber in gleichem Verhältnisse weniger Kraftäußerung, das ist, Vermögen, Lebenshandlungen auszuüben. So wie in den einfachen Organisationen die Empfänglichkeit für die Einwirkung der äußern Reize geringer, so ist auch die Gegenwirkung des Lebensprincips schwächer, daher weniger bemerkbare Erscheinungen. Im Gegentheil finden wir bei den vollkommnern Organisationen mehr Kraftäußerung, aber weniger Anhänglichkeit des Lebens. Diese Kraftäußerung macht das extensive Leben, und die Anhänglichkeit das intensive Leben aus. Man vergleiche Pflanzen und Thiere.

Je mehr extensives Leben, desto weniger intensives; je mehr intensives, desto weniger extensives. — Solche Thiere, die viel Anhänglichkeit des Lebens haben, haben weniger Kraftäußerungen des Lebens; aber andere, bei denen die Anhänglichkeit schwächer, haben dagegen mehr Kraftäußerung. So sind die einen durch das, was den andern mangelt, gegen widrige äußere Einflüsse geschützt. Ferner hat die Natur solche Geschöpfe, denen sie weniger Intensität des Lebens verlieh, durch ihre äußern Bedeckungen verwahrt. Die Natur gab den vollkommner organisirten Thieren Waffen

zum Schutz gegen ihre Feinde. Diese Waffen bestehen theils in der guten Bedeckung, und selbst in den Vertheidigungswerkzeugen, theils, und noch mehr, in dem Instinkt, solche zur Anwendung schädlicher Gewalt zu brauchen. Je verfeinerter dieser Instinkt, desto weniger bedurfte die Natur die Geschöpfe mit jenen Schutzmitteln zu versehen; daher finden wir sie weniger bei Thieren, wo sie durch einen feinern Instinkt ersetzt werden. Der Mensch endlich hat sehr wenig körperliche Waffen zu seiner Vertheidigung, ist gegen die Witterung weit schlechter geschützt als die Thiere: allein er bekam Vernunft, und diese überwindet alles.

Große Lebensfähigkeit und große Lebenskraftäußerung macht also im physischen Sinne das viele Leben aus, d. i. einen hohen Grad von Fähigkeit, Leben zu empfangen und zu geben. Wo ist sie vollkommner, als in dem Menschen? Der Mensch, der nicht nur mit der physischen, sondern auch mit der höhern geistigen Welt in Verbindung steht, empfängt von allen Seiten her Lebensreize, die sein Daseyn erhalten und erhöhen. Ausgerüstet mit der vollkommensten Organisation, bestehend aus einer wundervollen Zusammensetzung unendlicher Organe zu einem Zweck, geht die Lebensoperation in ihm am vollkommensten von Statten; werden die aufgenommenen Stoffe in ihm am feinsten bearbeitet; halb Thier und halb Engel, ist in ihm das Geistige mit dem Materiellen

in einer wundervollen unbegreiflichen Verbindung. Welch ein Reichthum des Lebens und Daseyns! Zu ihm wollen wir wieder zurückkehren, wenn wir die ganze Stufe organischer Wesen durchwandelt haben, um in ihm das Meisterstück der Schöpfung, den Liebling der Natur desto mehr zu bewundern.

Bei genauerer Untersuchung erscheinen uns die Pflanzen nicht als abgesonderte, in eine besondere Kaste eingeschränkte, und von der übrigen Schöpfung isolirte Wesen; ihr Organismus ist vielmehr eben der, den wir bei den Animalien finden, nur unvollkommner und unausgebildeter. Pflanzen- und Thierorganismen belebt Ein Lebensprincip, nur in einem verschiedenen Grade. Einfacheres Leben ist in den erstern; ausgebreiteteres und vollkommneres in den letztern. Man kann die Vegetabilien als niedere oder weniger vollkommene Thiere betrachten. So viel Mühe als man sich gegeben hat, die vegetabilische und animalische Welt durch Auffindung individueller Kennzeichen von einander zu trennen so wenig ist es geglückt; vielmehr kam man der Natur näher, indem man den Wink der Alten befolgte, die die Pflanze ein umgekehrtes Thier nannten. Die Chemie zeigt uns an den organischen Körpern der Pflanzen und Thiere gleiche Grundbestandtheile: Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff; außerdem lassen sich aus beiden gleiche Substanzen, z. B. Erde, Zuckersäure, Phosphor, ziehen. An Pflanzen und Thieren bemer-

ten wir ferner ähnliche Verrichtungen der Lebens-operationen; das Anziehen und Aufnehmen äußerer Stoffe, und die innere Bearbeitung derselben zur Bildung, Entwickelung und Ernährung des Organismus. Der Unterschied ist nur, daß die Pflanzen wegen ihrer einfacheren Organisation weniger mannigfaltige Nahrungsmittel bedürfen, als manche Thiere; auch ist die Art, wie sie aus diesen äußern Stoffen sich ihre Nahrung bereiten, weit einfacher. Ihre Nahrungsmittel sind die verschiedenen Gasarten: Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff; ferner: Licht, Wärmestoff, Wasser und atmosphärische Luft. Der Boden giebt ihnen blos den Standort; daher Giftpflanzen und Heilgewächse dicht neben einander emporwachsen. Aus diesen äußern Nahrungsstoffen werden durch eine chemische Operation die verschiedenen Säfte und Bestandtheile in den Pflanzen bereitet. Die innern Lebensverrichtungen in den Pflanzen gehen auf gleiche Art vor sich, wie in den Thieren; einige der aufgenommenen Stoffe werden zur Ernährung angewendet, andere abgesondert. So scheidet sich bei der Fichte eine harzige balsamische Substanz ab; so schwitzt die Malve, das Eibisch, das Orchis, eine schleimigte klebrigte Feuchtigkeit aus; so giebt die Euphorbie einen milchartigen, das Scheelkraut einen gelben Saft. Auch an den Pflanzen bemerken wir eine Respiration, wobei die Blätter das Geschäft der Lungen ersetzen;

durch die Blätter ziehen die Pflanzen die atmosphärische Luft in sich, zersetzen sie in ihrem Innern, und athmen wieder gewisse luftartige Stoffe durch die Blätter aus; doch geben sie das Oxigen wieder von sich, dahingegen die Thiere blos das Oxigen in sich athmen, und die übrigen Gasarten wieder ausathmen. Allein auch in dieser Rücksicht giebt es manche Verschiedenheiten. Ein ähnlicher Kreislauf der Säfte wie in den Thieren, ob zwar weit langsamer, findet bei der Pflanze Statt, ein Auf- und Niedersteigen der Säfte in den Saftgefäßen (vasis chymiferis). Wer kann läugnen, daß die Pflanzen Reizbarkeit besitzen, die sich an dem Noli-me-tangere und der Mimosa sensitiva so auffallend zeigt? Will man ihnen Nerven absprechen, so hat man deren zwar bisher an den Pflanzen noch nicht entdeckt: allein ist es nicht möglich und wahrscheinlich, daß man deren künftig entdecken werde? Die große Reproduktionskraft, die wir an den Pflanzen bemerken, zeigt sich auch an den Würmern und Insekten, die eine sehr einfache Organisation besitzen. An den abgeschnittenen Gliedern und Eingeweiden der Insekten und Amphybien, Fröschen, Schlangen, beobachtet man noch stundenlang nach ihrer Trennung vom Ganzen Reizbewegungen. Auch dies ist bei den Pflanzen. Die Blätter der Mimosa pudica sind zuweilen noch eine halbe Stunde lang reizbar; die Averrhoa carambola zittert noch, wenn sie vom Stamme

abgeschnitten ist. Endlich entdecken wir eine gleiche Einrichtung in der Erzeugung und Fortpflanzung bei Pflanzen und Thieren: beide sind erst dann zu dem Fortpflanzungsgeschäfte fähig, nachdem ihr Körper seine vollkommene organische Ausbildung erlangt hat; unter beiden herrscht eine Geschlechtsverschiedenheit; in beiden entstehen, durch die Begattung von Individuen verschiedener Art, Bastarde; in beiden, Harmaphroditen. Auch unter den Pflanzen giebt es ebensowohl Zoophyten, wie unter den Thieren, z. B. die Hydra, die Tubularia campanulata. An Zahllosigkeit der Keime und der Nachkommenschaft kommen die Thiere, besonders die Fische und Insekten, den Pflanzen gleich. Im Mohn zählt man 32000 Saamenkörner; ein einziger Ulmbaum bringt binnen einem Jahre 300000 Saamenkörner hervor; dagegen legt die Biene gegen 12000 Eier; die Schmeißfliege (Musca carnaria) 20000. Leuwenhoek zählte bei dem Acipenser sturio 150000000000; Petit zählte an dem Karpfen (Cyprinus carpio) 342000 Eier. Welche Summe des ausgebreiteten Lebens zur Erhaltung dieser Thiergeschlechter, die alle den unzähligen Zerstörungen, den sie unterworfen sind, Trotz bietet!

Die Individualität der Knospen der Bäume ist bis zur größten Wahrscheinlichkeit bewiesen worden. Man kann sie für eben so viele jährliche Pflanzen rechnen;

darin gleichen sie der thierischen Welt; die Saamen gleichen den Eiern der Thiere, und die Knospen und Zwiebeln den lebendig gebornen Thieren. Nach Göthe und Darwin ist es sehr glaublich, daß sie Sinnesorgane besitzen; einen gewissen Gefühlssinn für die äußern Eindrücke der Wärme und Kälte.

Der organische Bau der Pflanzen ist weit zarter und, besonders in der Klasse der einjährigen, weit zerstörbarer, als der Thiere; allein ihr Leben ist auch weit schwächer, unvollkommener und einfacher. Die Operation des vegetabilischen Lebens schränkt sich fast blos auf Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung ein; der Aufwand an Lebenskraft ist in der Pflanzenwelt weit geringer: daher auch weit weniger Selbstkonsumtion als bei den Thieren. Dieser zarte organische Bau wird schon durch die von minderer Lebensthätigkeit erfolgende geringere Aufreibung der organischen Theile geschützt; allein noch mehr durch die besondere Struktur der Pflanzen werden die konsumirenden äußern Einflüsse abgehalten; gerade in dem Maaße, als die Pflanzen zu einer längern Dauer bestimmt sind, ist auch ihre Bedeckung um so dichter und fester; daher befördert nichts mehr das Absterben eines Baums, als die Abschälung der Rinde. Während des Winters ist der Umlauf der Säfte äußerst schwach *),

*) aber nie gänzlich unterbrochen; der Saft tritt in die Bäume, bedeutet blos die größere Anhäufung und

und auch dadurch werden die überwinternden Pflanzen geschützt. Wenn das innere Holz abgestorben ist, sind dennoch die äußern Zweige frisch und gesund; viele hohle Bäume schlagen immer von neuem aus.

Die einjährigen Pflanzen haben den zartesten Bau, und sind um so zerstörbarer; allein die Natur hat es bei ihnen blos auf ein Sommerleben angelegt. Daher ihre schnelle Vegetation, ihre frühe Reife, lebhafte Bewegung der Säfte; aber auch desto früheres Abfallen und Hinwelken. Sie leben weit weniger für sich, als für die ganze organische Schöpfung; sie scheinen bestimmt zu seyn, größere Thätigkeit, Veränderung und Erneuerung in der organischen Natur zu unterhalten; sie leben nur so lange, bis sie ihre Bestimmung erreicht haben, d. i. zur Erneuerung ähnlicher Wesen Stoff zu geben, zu wuchern, und sich auszubreiten —; und dafür, daß dieser Stoff hinlänglich vorhanden sey, hat die Natur durch die erstaunliche Fortpflanzung dieser Pflanzenart reichlich gesorgt. Diese Pflanzenklasse enthält die gesegnetesten Nahrungsstoffe für das Thierreich, die Getraidearten. Welche Summe des Lebens ist hier in Zwiebeln und Saamenkörnern eingeschlossen!

lebhafter beginnende Zirkulation der Säfte im Frühjahre.

Weit mehr festes thätiges Leben besitzen diejenigen Pflanzen, deren Dauer für mehrere Jahre bestimmt ist — von zwei Jahren bis zu tausend Jahren; ihr organischer Bau ist weit fester und dichter, ihr inneres Leben aber geht langsamer von Statten, als bei jenen; der Umlauf der Säfte ist schwächer, der Wachsthum langsamer; aber sie sind durch eine stärkere Bedeckung, durch die Rinde, gegen die äußern Eindrücke geschützt. Diese Thätigkeit der Lebensoperation erleidet noch überdies eine große Verminderung durch den langen Winterschlaf. Für diese Pflanzen ist ein Jahr wie ein Tag, dessen Tageszeiten nach den Jahreszeiten zu berechnen sind. Der Winter ist für sie die Nacht, wo Erstarrung und Schlaf sie befällt, erquickt, und dadurch ihre Dauer verlängert. Es ist dies kein Absterben und Verwelken, sondern Verminderung der Thätigkeit des vegetabilischen Lebens; der Umlauf der Säfte geht dann im äußersten Grade schwach von Statten; die Thätigkeit des Lebens weicht von äußern Theilen nach den innern zurück, so wie sich der Wärmestoff, der Reiz des vegetabilischen Lebens, in der atmosphärischen Luft vermindert; die Blätter fallen ab, aber mit der wiederkehrenden Frühlingswärme breiten sich die Säfte wieder in freierer Zirkelbewegung durch alle Theile der Pflanze. Lauter neue Leben und Erneuerungen des Abgestorbenen und Verwelkten! Eben die durchdringende Wärme, die den

Scheintodten erweckt. Erstarrung und Lähmung hebt, weckt die vegetabilische Welt aus einem ähnlichen Zustande.

Noch eine Einrichtung der Natur, welche Pflanzen mit den Thieren gemein haben, ist Wachen und Schlaf. Beim Sonnenuntergange schließen die Blüthen sich, und öffnen sich bei der Wiederkehr des Lichts. *)

Die Summe des Lebens, welche in dem Organismus einer Pflanze verbreitet ist, scheint in gleichem Verhältnisse mit der Masse und äußern Größe zu seyn. Der äußere Umfang eines organischen Körpers giebt allerdings mehr Berührungspunkte für die äußern belebenden und Leben enthaltenden Einflüsse; daher mehr Zugang und Aufnahme der nährenden Stoffe, daher auch mehr Reize, welche die Thätigkeit der Lebensoperation erregen, und endlich wegen der größern Menge von Organen, welche eine solche Masse in ihrer Oberfläche enthält, eine größere Summe von äußern Reizen zur Unterhaltung und Fortsetzung des Lebens.

*) Die Calendula africana schließt ihre Blüthen Morgens zwischen sechs und sieben Uhr auf. Soll den Tag über trocknes Wetter kommen, schließt sie sich um 4 Uhr Vormittags auf; öffnet sie aber ihre Blüthen nicht um sieben Uhr früh, so pflegt es an diesem Tage zu regnen.

Wenn auch einige Organe zur Aufnahme derselben unfähig wären, so sind doch noch andere übrig, welche eine wenigstens zur Fristung des Lebens hinreichende Empfänglichkeit für die äußern Reize haben. Noch weit kürzer müßte dem zu Folge die Dauer der Lebensoperation in kleinern organischen Massen seyn, wenn nicht bei diesen, was ihnen an äußern Aufnehmungspunkten der Lebensreize fehlt, durch innere Thätigkeit und Anhänglichkeit des Lebens ersetzt würde. Auch sind aus eben dem Grunde organische Körper von einem großen Umfange an ihrer Oberfläche in gleicher Maaße einer großen Summe schädlicher und Leben zerstörender Außenwirkungen unterworfen, dagegen sie die Natur jedoch durch ihren besondern organischen Bau, so viel möglich, zu schützen weiß.

Die Thätigkeit des Lebens in den Pflanzen wird durch die Kultur vermehrt; dadurch werden theils schädliche Einwirkungen verhütet, theils neue Lebensreize herbeigeschafft. Durch Abhaltung des Frosts und der Insekten; durch Versetzung in einen bessern Boden, durch Umgraben und Bedüngen wird mehr inneres Leben in der Pflanze angehäuft. Auch suchen wir die überflüssige Ausbreitung der Lebensthätigkeit einer Pflanze, den allzugroßen Trieb in die äußern Theile, wodurch die Summe des innern Lebens vermindert und die Operation des Lebens selbst wenigstens für die Zukunft geschwächt wird, durch öfteres

Ab-

Abschneiden der Zweige einzuschränken; die Pflanze selbst gewinnt dann an Kraft und innerer Energie. Durch die Kultur, Versetzung in einen bessern Boden, und durch Pfropfen und Inoculiren *) machen wir zugleich die Pflanzen nützlicher, und ihr Daseyn für uns angenehmer. Endlich vermehren wir das fortwirkende vegetabilische Leben durch Säen und Anpflanzen, und arbeiten so der Natur in die Hände.

Aber auch eine falsche Kultur kann die Lebenssumme und Thätigkeit in den Pflanzen bis zu einem erstaunlichen Grad vermindern, zerstörend für die vegetabilische Welt wirken, und ihr viel nützliches Leben rauben. Dies thut die Vernachlässigung der nöthigen Pflege, Versetzung in einen untauglichen Boden, Beschädigung verschiedener Art; und endlich auch Ueberzeitigung durch erkünstelte Treibhauswärme, welche zwar eine große Thätigkeit der Lebensoperation, aber auch ein desto kürzeres Daseyn, frühes Altern, langwierige Schwäche hervorbringt, und entweder keine, oder unreife, oder saft- und geschmacklose Früchte gezogen werden. Ein Bild der übertreibenden menschlichen Erziehung!

*) Vermöge dieser Operation benutzen wir gleichsam einen schon organisirten Boden, in welchen wir das Pfropfreis setzen, zeitigen und befördern das Hervorbringen der Früchte, folglich das thätige nützliche Leben der Pflanze.

Welche Summe von thätigem nützlichen Leben geht auf diese Art an Pflanzen, Thieren und Menschen verlohren! Die Kultur vermehrt die Erregbarkeit der Vegetabilien durch Vermehrung der Reize, erhöht die Thätigkeit des Lebens in ihnen; aber auf Kosten ihrer innern Kräfte und Dauer. Pflanzen, die aus dem Walde in Gärten versetzt werden, gewinnen an schönerm Ansehen, größern Blättern, vollern Blumen, Zahl der Blumenstiele; verlieren aber an innern Heilkräften, und an Fortpflanzungsvermögen; pflanzen sich entweder gar nicht fort, oder geben schlechtere Arten.

Die Betrachtung über die Thiere eröffnet uns eine neue unermeßliche Aussicht auf immer steigendes Leben und fortschreitende organische Vervollkommnung bis zur größten Vollendung. Da sehen wir, was die Natur kann, welche mannigfaltige Kräfte sie zu Einem Zweck verbindet, und welche zahllose Organe sie zu einem Organismus mit unbegreiflicher Kunst zusammensetzt. Hier ist sowohl größere Energie als mehrere Vervielfältigung und Ausbreitung des Lebens; das einfache, unvollkommene, unentwickelte embrionische Leben der Pflanze scheint hier in tausend neue Leben überzugehen, die doch alle ein Ganzes ausmachen. Was ist der schönste Baum in seinem Blüten-alter gegen die Organisation eines der vollendetsten Thier-arten, eines Säugethieres? Viel Leben ist in dem Baume,

aber immer nur auf wenige Verrichtungen eingeschränkt, ein beengter Kreis seiner Aeußerung; aber größer ist die Lebenssphäre der Thiere, verbreitet in activen Lebenshandlungen.

So wie die Natur die Thiere zu höhern Zwecken des Lebens bestimmt hat, ist ihre Organisation vervollkommneter. Dann finden wir theils einige Organe weit ausgebildeter, theils sogar neue Organe, durch welche sich höhere Thiergattungen von niedrigern unterscheiden. Unter der Klasse der Gewürme, wo Nahrung und Fortpflanzung die einzige Bestimmung ausmacht, nehmen die dazu geeigneten Organe den größten Theil des Geschöpfs ein. Da, wo Selbstnähren der Jungen erforderlich, bildete die Natur eigene mit allen übrigen Organen in Beziehung stehende Werkzeuge zu diesem Zweck. Die Sinnwerkzeuge sind um so ausgebildeter, je vollkommner das Thier ist, und je mehr es ihrer zu seinem Schutze bedarf.

Um Stoff des Lebens von der Außenwelt einzunehmen, haben die Thiere eigene vollendete Organe: Maul, Magen und Lunge. In diesen werden aber auch die aufgenommenen Stoffe zugleich eigends bearbeitet, ehe sie in den thierischen Körper übergehen; es erfordert eine weit raffinirtere Bearbeitung dieser Stoffe, als bei den Pflanzen. Die innere Operation des Lebens in dem thierischen Körper geht zwar nach gleichen Gesetzen, aber auf eine andere Art vor

sich, als in den Vegetabilien; es erfordert ein Zusammentreten noch mehrerer und verschiedener Elemente, um den thierischen Grundstoff zu bilden; eine feinere Ausarbeitung dieser Stoffe, ehe sie zu thierisch-organischen Theilen erhoben werden können.

In einer solchen Vollendung der Organisation wohnt und wirkt auch höheres Leben, welches sich in seiner ganzen Energie äußert durch Empfindung, Bewußseyn, Willen, Lokomovität ꝛc.; und nun giebt es eine Menge neuer Beziehungen des Daseyns mit der übrigen organischen Welt, eine ganze Folgereihe von Lebenshandlungen, deren Anfang das Entstehen, und deren Ende der Tod des Geschöpfs ist; nun aber auch eben daher eine Menge neuer Modifikationen der Außenwirkungen auf den thierischen Körper, wie wir sie an keiner Pflanze finden. So wirkt Luft und Witterung zwar eben so gut auf Pflanzen als auf Thiere; allein die letztern werden durch Gewohnheit und durch eigene willkührliche Anstrengung dagegen weniger empfindlich, oder wissen sich zu schützen.

Wo die Natur Willen und Empfindung dem Geschöpfe mittheilte, da sorgte sie auch durch den organischen Bau für die Aeußerung dieser höhern Kräfte; wir bemerken dann Nerven; — und je vollkommner diese Kräfte, desto deutlicher die Nerven, — und endlich Gehirn, diesen Aufnehmungspunkt der wichtigsten Nerven. Immer ausgebildeter sind die Nerven und

das Hirn, je edler das Thier ist. Bloßes Leben und Vegetiren scheint keines gemeinschaftlichen Sammelplatzes der Empfindungen zu bedürfen, daher den Pflanzen und den niedern Thieren das Hirn gänzlich mangelt. Die Sinn-organe, auf deren organische Vollendung die Natur mehr Fleiß verwendet hat, je zu edlern Zwecken sie das Geschöpf braucht, treffen mit ihren Nerven im Gesicht zusammen; Gesicht und Gehör, die edelsten Sinne, durch die die größte Summe der Begriffe eingeht, liegen diesem gemeinschaftlichen Sammelplatz der Empfindungen am nächsten.

Durch alle diese Werkzeuge Leben zu empfangen und zu geben, mit welchen die Natur das Thiergeschöpf ausgerüstet hat, setzte sie es auch in eine weit größere Verbindung mit der organischen Natur. Diese Verbindung ist immer vollkommener und vielseitiger, je höher die Stufe ist, auf der das Geschöpf steht.

Die Thiere werden durch äußere Verhältnisse ausgebildet, ihre Organisation entwickelt, und ihre Lebensäußerung in Thätigkeit gesetzt. Wie gut wußte die Natur ihnen diese Uebung der Kräfte zur Nothwendigkeit zu machen, indem sie solche mit der Nahrung verband!

Ein anderes Mittel zur Entwickelung der Fähigkeiten ist die Nachahmung. So lernen die jungen Vögel fliegen und singen von den Alten; Hunde und

Katzen lernen, wenn sie krank sind, von einander Gras fressen.

Endlich ist das wichtigste Bildungsmittel die Geselligkeit, wodurch die Thiere untereinander kultivirt werden. Wenn man einen Biber von den andern wegfängt, und ihn allein beobachtet, findet man nicht die geringste Spur einer größern Klugheit an ihm. Wenn eine Heerde Biber von einander gejagt werden, so hat das einsame Thier alle seine Kunst vergessen, gräbt sich blos ein Loch in die Erde, um sich zu verbergen.

Auch der Wanderungen bedient sich die Natur, um die Thiere auszubilden, und um sie zugleich für mehrere Erdstriche nützlich zu machen. Der Mensch, der König der Thiere, trägt dazu bei, um seine niedern Mitbrüder zu kultiviren. Wie weit man es darin bringen könne, lehren genugsame Beispiele.

Diese Kultur ist nur in den Schranken der Thierheit möglich, so weit als sich darin der natürliche Instinkt des Thieres ausbilden läßt.

Was ist aber Instinkt? Eine von der Natur in das Thier gelegte Fähigkeit, gewisse, seiner Bestimmung gemäße Handlungen in Ausübung zu bringen. Man sieht gleich den ersten großen Unterschied zwischen thierischem Instinkt und menschlichem Verstand. Das Thier ist in seinen Handlungen und Kunstfertigkeiten durch gewisse festgesetzte Regeln beschränkt, nach denen

es sie jederzeit ausrichten muß. Im Verlaufe des Thierlebens kommen immer die nämlichen Handlungen und Kunstfertigkeiten wieder, werden unabänderlich wieder auf die nämliche Art verrichtet. Der Vogel bauet sein Nest jedes Jahr nach dem nämlichen Plan; die Zugvögel schlagen bei ihren Wanderungen jedesmal denselben Weg ein. Unter tausend Bienenzellen nimmt man niemals eine achteckigte, oder sonst anders gestaltete gewahr. Der Vogel nährt seine Jungen immer wieder mit dem nämlichen Futter. Aber wie weit anders bei dem Menschen, den die Gottheit mit Verstand begabte, um seine Handlungen, auch diejenigen, die blos die Bedürfnisse der Lebenserhaltung betreffen, nach den Umständen willkührlich zu ändern, oder zu unterlassen. Der Instinkt der Thiere ist blos auf Handlungen des Bedürfnisses der Lebenserhaltung, auf Erwerb der Nahrung, Beschützung und Ernährung der Jungen ꝛc. eingeschränkt; es ist unmittelbar Mitgabe der Natur, nicht durch Nachahmung erlernt. Noch mehr: dieser Instinkt ist von den Verstandesfähigkeiten so weit unterschieden, daß wir ihn vielmehr gerade am meisten in den weniger vollkommenen organischen Thieren, in den Insekten, Bienen und Wespen, die sich so künstliche Wohnhäuser bauen, bewundern; und hingegen in vollkommnern organisirten Thieren, in den Säugthieren z. B. beim Affen, nicht die mindeste Spur dergleichen bemerken. Bei diesen Thie-

ren zeigen sich hingegen willkührliche Fähigkeiten, die sie theils zur Vertheidigung, theils zum Erwerb ihrer Nahrung zu brauchen wissen. Wie künstlich bedient sich der Elephant seines Rüssels? Die großen Affen, sogenannte Buschmänner, stellen Wachen aus; ergreifen Prügel, um damit andere Thiere und auch Menschen von sich wegzujagen. Aber nur bis dahin gehen die Thierfähigkeiten; der Affe setzt sich zum Feuer, um sich zu wärmen; doch es fällt ihm nicht ein, ein Stückchen Holz hinzutragen, um es zu unterhalten.

Wir stehen an der Gränze der Thierwelt, und sehen, daß eine solche Organisation für die Einwirkung höherer Fähigkeit noch nicht vollendet genug ist. Ehe wir weiter fortschreiten, einen Hinblick auf die lebensvolle Welt, die wir durchwandert sind.

Alles was ist, ist da, damit ein anderes seyn möge; alles was jetzt da ist, ist, damit etwas künftig sey. Wäre das nicht, so wäre auch nicht jenes; wäre das jetzt nicht, so würde jenes in der Zukunft nicht seyn. Laßt uns nicht fragen: warum das so ist? aber wir wissen, daß es so seyn müsse. Seht da den Zusammenhang aller Dinge, und belächelt den Gedanken, daß alles um unsertwillen da sey! Ein Geschöpf muß das andere hülfreich unterstützen; so will es die Natur! Leben soll aus Leben hervorgehen, und durch Leben erhalten werden.

Schöner Blüthenteppich, in den sich die Flur gekleidet hat, — ein Anblick, der meinem Auge so wohl thut! Diese Pflanzen nähren Millionen Insekten, die sie mit Leben und Lebensstoff versorgen; Insekten und andere Thiere werden desorganisirt, und düngen die Pflanzen; Pflanzen reinigen die Luft für die Thiere, und die aus den Thierlungen ausgeathmete Luft dient wiederum den Vegetabilien zum Nahrungsstoff. Aus der Zerstörung eines Geschöpfs geht neues Leben hervor; immer dienen die niedern Gattungen der Geschöpfe zum Nahrungsstoffe der höhern. Wo ist ein Plätzchen in der Schöpfung, welches nicht durchgenossen und durchlebt würde? Wo ist ein Leben, welches nicht seine Organisation hätte? Wo ist ein Genuß ohne Genießer? Zahllose Welten umfaßt das All; Welten nicht nur, die das Fernrohr mißt, sondern auch Welten im Wassertropfen; und jedes Geschöpf hat seine eigene Welt des Lebens und des Genusses. Wir sehen in diese lebenvollen Welt um uns her. Das ist die Aussicht in den Ozean. Zähle die Wassertropfen: aber du zählst auch nicht die Organisationen, auf die dein Blick fällt, und von denen deine Sprache nur da eine und dort eine zu nennen vermag. Bewundernswürdige Stufenfolge organischer Vollkommenheit, immer höheres, ausgebildeteres, schöneres Leben! Wie so gern weile ich auf diesem Standpunkt.

Je vollkommner ein Geschöpf, desto vielseitiger ist seine Verbindung mit der übrigen organischen Welt, desto mehr wirken Reize auf seine Organisation, desto mehr ist es fähig, Reize zu empfangen und zu geben, weil die Aktion mit der Reaktion in gleichem Verhältnisse steht. In einem vorzüglichen Grade finden wir diese Verbindung in vollkommenen Thieren; ihnen gab die Natur auch noch besondere Werkzeuge zur Aufnahme der äußern Reize. Um so wichtiger ist eine solche ausgebildete Organisation für alle minder vollkommene Organisationen, für die sie Leben bereitet, welches sie von ihr auf einem nähern oder entferntern Wege erhalten. So leben die Moose an den Eichenstämmen.

Endlich werden durch die organischen Werkstätte eine Menge chemischer Stoffe zur Erhaltung der Geschöpfe bereitet. Eine Menge äußerer Stoffe werden in dieser Werkstätte durchgearbeitet, um Nahrungsmittel für andere organische Wesen abzugeben. So sind uns zu unserer Nahrung organisirte Stoffe von Pflanzen und Thieren unentbehrlich, wir mögen sie nun in welcher Zubereitung, frisch oder trocken, genießen.

Je weiter wir auf der organischen Stufenleiter fortgehen, desto mehr finden wir Harmonie in dem organischen Bau: schöne Verhältnisse der Bestandtheile, symetrische Formen, größere Veredelung und Vervoll-

kommnung der Gestalt; und gerade die größte Vollendung in denjenigen Theilen, die für den Genuß eines vollkommenern Lebens bestimmt sind. Die schöne Struktur der Organe des Auges und des Gehörs; die Wölbung des Schädels, die verhältnißmäßige Größe des Gehirns — alles zeigt, daß das Geschöpf noch mehr Bestimmungen hat, als blos Nahrung und Fortpflanzung; alles weiset uns, daß es über viele andere erhaben, und an noch höhere und vollkommnere Geschöpfe gränzt.

Viel Leben lezte die Natur auch in die niedrigsten Klassen ihrer Geschöpfe; aber je niedriger das Geschöpf steht, desto mehr ist dieses Leben beengt und in einen kleinern Wirkungskreis eingeschlossen; je höher, desto ausgebreiteteres, weit umfassenderes Leben. Im Schaalenthiere ist so viel Leben angehäuft, als nur in einem so kleinen organischen Raume wirken kann; aber alle Wirkungen des Lebens sind da gedrängter, um die gleichsam nur halb-organische Bindung dieses Geschöpfs zusammen zu halten. Was es mit den entwickeltsten Gliedern vermögen könnte, vermag es in dem regellos scheinenden zusammengehäuften Körper; je intensiver in ihm das Leben wirkt, um so mehr werden auch verlorne Theile leicht wieder ersetzt, die Schaale wieder erneuert; lebendige Wesen gehen als neue Theile hervor. Welche Kraft in einem Punkte vereint! Aber weiterhin in die Schöpfung, da breitet

sich der Baum des Lebens in mehrere Aeste aus. Der äußere Umfang der organischen Körper vergrößert sich; Theile, die noch im embrionischen Zustande waren, treten hervor; aus Punkten und unförmlichen Massen bilden sich regelmäßige Glieder; der ganze Körper breitet sich zu einem übereinstimmenden schönen Ganzen aus; und nun entstehen tausend neue Berührungspunkte mit der Außenwelt, die eben so viele Aufnehmungspunkte äußerer Einflüsse sind; nun arbeitet sich das Leben von innen nach allen Seiten heraus in immer größere Umkreise; immer mannigfaltiger werden die Wirkungen einer Kraft, die man leicht für eben so viele besondere Kräfte halten könnte. Alle diese neu ausgebildeten Theile machen gleichsam eigene Körper aus, die wiederum in gewissen eigenen Beziehungen sowohl unter sich, als mit dem ganzen organischen Wesen, stehen. Ein solches Geschöpf bedarf denn auch weit mehrerer Nahrungsstoffe zu seiner Erhaltung, weit mehrerer Einflüsse der umgebenden Welt zu seiner Fortdauer; lebt ein größeres, aber künstlicheres Leben.

Wie verschieden hast du, Vater der Welten, die Summe des Lebens in der Natur vertheilt! Dort hängt es in Polypen fest an einer einzigen Röhre; hier grünt und wächst es in tausend Zweigen verbreitet! Organe ketten sich an Organe, um ein Ganzes zu formen. Dort steigen ein paar Tröpfchen Saft in einer Pflanze auf und nieder, und es ist genug zum

Leben für sie; und hier wälzen sich Ströme von Blut, von ungeheurer Kraft getrieben, in rastlosen Zirkelbewegungen in dem Thierkörper. Ein Blatt zieht ein paar Lufttheilchen in sich; und das Thier athmet ganze Gallonen dieses Elements durch eben diesen Organismus in seine Lunge. Dieses Geschöpf bedarf nur seiner Integrität, um in der organischen Welt fortzudauern; das einzige, wodurch es sich von Stäubchen oder Schleimmasse unterscheidet; aber welch' unendliche Maschinen, zu einem Ganzen verbunden, bilden den vollendeten Thierkörper! Werkzeuge, die wir an niedern Geschöpfen nicht ahnen, oder die sie nur halb besitzen, sind hier vollendet. In der ersten Stufe der Organisation läßt sich kaum etwas mehr als bloßes Daseyn eines organischen Lebens entdecken; weiterhin finden wir Empfindung; noch weiter Empfindung mit Bewußtseyn; und nun ist noch eine Stufe zu erklimmen: — vernünftiges Bewußtseyn.

Zu dir kehren wir also zurück, vollendetes Meisterwerk der Schöpfung, o Mensch, nachdem wir die tausendstufige Leiter organischer Wesen hinaufgestiegen sind! Hier ist die lange gesuchte Vollkommenheit; hier schließt sich der Kreis! Du bist Thier, und doch nicht Thier; Geist, und doch nicht Geist; räthselhaftes unbegreifliches Wesen; Mittler zweier Welten!

Der Mensch lebt ein zwiefaches Leben: das thierische und das intellektuelle. Diese unbegreifliche Ver-

bindung, Erhebung des Thierischen zu einer höheren Lebensgattung, macht ihn zu dem Menschen. Um aber des intellektuellen Lebens theilhaftig zu seyn, bedurfte er der vollkommensten thierischen Organisation; denn sollte das Thierische der Einwirkung einer geistigen Kraft fähig seyn, so mußte es sich in seinem feinst-raffinirtesten Zustande befinden.

Der Bau des thierischen Körpers ist ganz in Beziehung auf seine bessere Bestimmung eingerichtet. Nur in einer solchen Organisation kann das höchste Leben Statt finden; nur solche Verhältnisse der einzelnen Theile können zu diesem Zwecke dienen; nur ein solcher innerer und äußerer Bau ist des Tempels der Vernunft würdig. Um sich hiervon vorläufig Begriffe zu machen, betrachte man das menschliche Gesicht: Gedankenreich tritt die Stirne hervor; der Schädel wölbt sich sanft; feurig blitzt das Auge; die Nase ist zurückgezogen; das Kinn herabgesenkt; das schönste Oval bildet sich; — aber, verändert den Schwerpunkt, auf den der Menschenschädel in seiner erhabenen Rundung ruhet: das Gebiß der Zähne tritt hervor; die Nase breitet sich aus und wird platt; die Stirn weicht zurück; der Kopf wird oben und hinten spitz; Affenschädel, der wohl Instinkt in sich fassen, aber nie der Thron eines vernünftigen Geistes seyn kann!

Die Thiere hat die Natur zur Erde gebeugt; dem Menschen erhob sie das Haupt über die thierische Schöpfung empor! sie richtete ihn auf, was sie bei keinem Thiere that. Die Verschiedenheit der Knochen des Fußes und der Ferse bei dem Menschen, welche auch den menschenähnlichen Affen fehlt, beweisen dieses *).

Je höher die Stufe der Organisation ist, auf der ein Geschöpf steht, desto mehr ließ sichs die Natur angelegen seyn, den Kopf auszubilden. Das that sie denn am vollkommensten bei dem Menschen, sowohl in Rücksicht auf äußere Form, als innere Struktur. Der Mensch hat das vollkommenste, fein organisirte, und, im Verhältniß zu den aus demselben entspringenden Nerven, das größte Gehirn. Hier, wo alles Leben ausgeht, der Sammelplatz der Empfindungen, wo sich das Geistige mit dem Materiellen vereinbart, bedurfte es einer ganz besonders raffinirten Organisation, um dieses Wunder zu bewirken. Nur durch eine unbegreifliche Harmonie in dem Verhältnisse der

*) Beim Affen liegen die kniebewegenden Muskeln tiefer im Schenkelbein; er kann nie ganz aufrecht stehen, sondern kauert mit eingebogenem Knie. Der Kopf der Schenkelbeine hängt in seiner Pfanne ohne Band. Er hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; ihm fehlt somit die Basis zum festen Stande der Muskeln.

Grundbestandtheile der organischen Hirnmasse konnte das menschliche Gehirn zu einer höhern Bestimmung organisirt werden. Eine kleine Abweichung von diesem Verhältnisse, eine andere Lage der Theile: und es ist nicht mehr menschliches Gehirn, für die Einwirkung der Denkkraft fähig, worin der Vereinigungspunkt des thierischen und intellektuellen Lebens besteht. Was wir an der äußern Form des Schädels bei der Vergleichung des Affen- und Menschenschädels bemerken, findet auch in Rücksicht der Verhältnisse der innern Theile Statt. Dieses Verhältniß der innern und äußern Form des Kopfs, und gerade diese Richtung gegen den übrigen Körper, organisirt uns zu Menschen. Es mag der menschenähnlichste Affe dem Menschen noch so sehr an dem äußern Umrisse gleichen, die nämlichen Glieder, äußere und innere Theile haben: aber das Verhältniß dieser Theile unter sich und zu dem Ganzen ist anders.

Das Zellgewebe bei dem Menschen ist von weit zärterer und feinerer Textur; weit geschmeidiger, als bei den Thieren, der ihm zunächst stehenden Klasse. Daher kann der Mensch Einflüsse von außen ertragen, an die sich kein Thier gewöhnt, einen sehr hohen Grad von Hitze und Kälte; denn er ist bestimmt, der Bewohner aller Zonen zu seyn, sich auf der ganzen Erde auszubreiten, und überall Leben und Thätigkeit mitzunehmen; und dahin kann ihm kein anderes Thier

folgen,

folge; Pflanzen und Thiere sind nur auf gewisse Himmelsstriche eingeschränkt, worin sie vegetiren und leben, die Pflanzen des heißen Südens gehen im Norden im ersten Winter ein, auch die herübergebrachten Saamen gehen nicht einmal auf, oder werden nur mit Mühe zum Keimen gebracht, und zu einer schwachen Pflanze von kurzem Daseyn durch Treibhauskunst erzwungen; die meisten in ein von ihrer Geburtsstätte abweichendes Klima gebrachten Thiere erreichen oft kaum die Hälfte ihres gewöhnlichen Alters; bleiben kränklich, schwach und muthlos; pflanzen sich entweder gar nicht fort, oder arten in der nächsten Generation aus. Nicht so der Mensch; sein Vaterland ist die Erde; er lebt in Islands Eisbergen, wie unter der Glut der Linie.

Aber wohin zielt diese Veredlung der menschlich-thierischen Organisation, diese außerordentliche Verfeinerung und Ausbildung seiner Werkzeuge; diese Zartheit der Gehirn- und Nervenmasse; diese höchste Durcharbeitung des Organischen in ihm? Ein höheres Leben, höhere Kräfte sollten sich mit dem Thierischen verbinden, und dieses Thierische zu dem Menschlichen veredlen und erhöhen. Nun fallen die Schranken der Thierheit weg; die animalische Natur tritt zurück, und eine höhere geistige beginnt ihr Werk. Aber deswegen mußte das Thierische in seiner höchsten Vollkommenheit seyn, damit das große Werk an ihm voll-

endet werden könnte. Das Thierische wird durch diese Verbindung nicht nur veredelt, sondern es entstehen eine Menge neue Berührungspunkte für den Menschen, wo ihn das Thier nicht erreicht; eine neue Welt umgiebt ihn; neue Nahrung des Lebens und Seyns; der Baum, in die Erde gewurzelt, erreicht mit seinen Zweigen den Himmel; Gegenwart und Zukunft schmilzt in Eins zusammen; neue Gefühle, neue Freuden werden genossen, aber auch neue Schmerzen und Leiden erlitten, von denen die Thierheit nichts weiß. Ganz anders werden die Einflüsse der äußern und innern Kräfte in einer menschlich-thierischen Organisation empfunden, als in einer blos thierischen; und die dadurch bewirkten Veränderungen erleiden durch die Denkkraft wiederum ganz eigene Modificationen. Sowohl im kranken als gesunden Zustande empfindet, freut sich, und leidet der Mensch ganz anders als das Thier. Werden nicht auch die thierischen Freuden, z. B. der Eßlust, durch geistige Vorstellungen erhöht? Die wohlthätige Wärme erquickt Menschen und Thiere; aber des denkenden Menschen auf eine ganz andre Art, der sich des unangenehmen Gefühls, welches das Entbehren derselben auf ihn hatte, erinnert, und nun das Behagliche um so mehr genießt, bei dem zugleich durch den angenehmen Zustand, in den er körperlich versetzt wird, sich eine Menge Empfindungen und Vorstellungen entwickeln, an die wieder neue gränzen, und

an welchen seine Einbildungskraft fortgleitet. Das Licht ist dem Thiere erfreulich; aber ganz anders fühlt es der vernünftige Mensch, der sich den Einfluß des Lichts auf die organische Schöpfung denkt. Das Thier erkrankt, und fühlt Schmerzen, so lange als dieser Zustand seiner Natur nach dauern muß; der Mensch erhebt sich durch geistige Vorstellungen über Leiden und Schmerz, oder ihn tröstet wenigstens die Hoffnung; seine Kenntnisse eröffnen ihm Linderungs- und Heilmittel, daß ers fühlt, die Natur habe ihn nicht verlassen, er sey auch in den Leiden ihr Liebling. Die ganze Operation des animalischen Lebens bekommt durch den Einfluß der geistigen Kräfte neue Reize und Antriebe, und wird durch sie oft da noch in Thätigkeit erhalten, wo sie an und für sich stocken, oder gänzlich aufhören würde. Diese geistigen Reize tragen zur Erhaltung und Fortdauer des Lebens in solchen Zuständen bei, wo es an andern Lebensreizen in einem hohen Grade mangelt, und also das thierische Leben an sich sein Ende erreichen müßte. Wer hat jemals Freuden genossen, oder wurde von Hoffnungen hingeleitet, und fühlte sich dadurch nicht in der höchsten Ermattung der Krankheit gestärkt und gelabt?

Wer aufmerksam seyn will, wird finden, daß unsere Sinnorgane zu einem ganz andern Zweck, als für einen groben thierischen Körper gebauet sind. Schon an feiner Organisation übertreffen sie die der Thiere.

Aber noch mehr zeigt sich der menschliche Vorzug an dem besondern Verhältnisse der Organe des Gehörs, Gesichts und Geruchs unter einander, und ihrer Nerven zu dem Gehirn, dem sie die Natur zugleich, wie bei den vollkommensten Thiergattungen, so nahe gebracht hat. Unzählige Beispiele lehren, wie innigst in den Sinnwerkzeugen intellektuelles mit thierischem Leben vereiniget ist. Welcher feinen Empfindungen der Harmonie ist das Gehör, welches genauen Gefühls für Ebenmaaß ist das Auge fähig! Ganz anders hört und sieht ein Thier; es kann weiter hören und sehen, als der Mensch; aber keine Harmonie der Töne empfinden *), nie das Schöne mit seinem Gesichtssinn erkennen; immer übertrifft der Mensch das Thier unendlich an Genauigkeit der Sinne. Nur durch Mitwirkung geistiger Kräfte ist der Mensch vermögend, eine solche Uebung der Sinne zu erlangen, wie der Tonkünstler und Zeichner.

Das schönste Geschenk, womit die Natur die Menschheit verherrlichte, ist die Sprache; mensch-

*) Die Versuche die man neuerlich, nach dem Journal Paris und London, mit den beiden Elephanten zu Paris gemacht hat, um die Wirkung der Musik auf diese fein-organisirten Thiere zu beobachten, zeigen allerdings die Erregung der Empfindungen, die unwillkührlich geschieht; aber bei den Menschen deutliches Bewußtseyn ist.

liche Sprache, Fähigkeit, durch artikulirte Töne seine Gedanken auszudrücken, nicht nach Bildung bloßer Töne, sondern in Töne gekleidete Gedanken ganz nach freier Willkühr mitgetheilt. Sie ist allein Wirkung der Vernunft. Schönes Band des Lebens, welches das ganze Menschengeschlecht vereinigt! Thiere haben auch Sprachwerkzeuge, aber sehr unvollkommene; und selbst bei denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge hinreichen, um einzelne menschliche Worte hervorzubringen, ists blos eine durch menschliche Kunst erzwungene Papagayensprache; aber nie geht diese Sprache über die erlernten Worte hinaus; nie stößt ein Thier von selbst ungelernte Worte hervor; nie drückt es einzelne Empfindung willkührlich damit aus; dies ist das Werk der Vernunft. Freue dich deines Vorzugs, o Mensch, aber wisse, daß, indem du deine Sprache entweihest, du dich zum Thiere erniedrigst!

Welch ein ausgebreitetes Leben lebt der Mensch in und durch die ganze Schöpfung, mit allem was lebendig ist in Verbindung; aber auch in einer höhern Beziehung, die durch keine Form und Gestalten gestört wird. Ich senke meine Linke zu der Thierheit, und erhebe meine Rechte zur Geisterwelt. Wo thierische Formen sich verwandeln, wirken noch intellektuelle Kräfte; wo thierische Organe aufgelöst werden, denken Geister unsterblich fort. Der Kreis der uns bekannten Wesen in der thierischen Schöpfung wird mit

dem Menschen geschlossen; aber unser intellektuelles Leben geht über ihn hinaus, strömt hin in Regionen, die uns unbekannt sind. Gefühl der Zukunft ist einzig dem Menschen eigen. Der Mensch sorgt für die kommenden Geschlechter; der Mensch legt Plane zu künftigen Freuden an; das Thier ist fast nur allein mit dem gegenwärtigen Vergnügen beschäftigt, oder um den gegenwärtigen Schmerz besorgt; der Mensch breitet sein denkendes Leben in die künftigen Zeiten aus. Thiere werden zwar durch den Instinkt geleitet, für ihre Jungen zu sorgen, oder sich Wohnungen zu bauen; aber dies geschieht nicht nach ihren eigenen, sondern nach einem ihnen von der Natur vorgeschriebenen Plane; die Natur denkt für sie, der Mensch denkt für sich selbst. Und endlich du menschenerhebende Würde, Anbetung der Gottheit, höchster Gebrauch der Vernunft, wo alles Thierische schwindet, was ist der Mensch durch dich?

Ich wage mich in die unermeßliche Aussicht, die sich hier für die Menschheit eröffnet. Leben, intellektuelles denkendes Leben strömt in die dunkle Zukunft hinaus; Formen und Gestalten, in denen es wirkt, sind zufällig und unbeständig; aber die Quelle, von der es ausströmt, das Ich, ist unveränderlich. Ich war, ehe dieser organische Körper sich völlig ausbildete; ich war eben derselbe im unentwickelten embrionischen und im unvollendeten Kindheitszustande, der ich

bin, bei völlig ausgebildeter Organisation; mein Ich gewann durch die sich immer mehr entwickelnde ausdehnende Organisation an Kraftäußerung; ich bin derselbe, wenn meine Körperorganisation durch Krankheiten leidet, wenn einzelne organische Theile unbrauchbar, oder vernichtet werden, durch alle Zustände meines sich wandelnden Organismus, der ja mit jedem Augenblicke zu und abnimmt. Unaufhörlich wird das Verhältniß seiner Grundbestandtheile durch die thätige chemische Lebensoperation verändert, ohne daß Ich dabei an Selbstständigkeit verliere; warum sollte Ich nicht eben derselbe bleiben, wenn sich mein organischer Körper gänzlich verwandelt oder aufgelöst wird? Ich will, und versetze mich in diesem Augenblicke in den Sirius, dann wieder auf den Kaukasus, wohin mir mein Körper nicht folgen kann. Diese Kraft, vermöge der ich mich in jene entfernte Regionen hindenke, ist ganz unabhängig von meinem Körper, und von ihm unendlich verschieden; warum sollte sie nicht ohne ihn fortdauern können? sollte sie wohl durch die Zerstörung und organische Auflösung des Körpers vernichtet werden, da es zu ihrer Aeußerung so wenig des Körpers bedarf? Wahrscheinlich hindert diese irdische Bekleidung, daß ich, anstatt mich, wo ich will, hinzudenken, hinzuschmachten, und zu sehnen, nicht selbst mich hinversetzen kann. Man denke sich einmal das intellektuelle Leben außer der Verbindung mit dem

Thierischen, die in der menschlichen Organisation Statt hat; und was wiedersteht diesem Gedanken, da wir bei den Thieren das thierische Leben ohne Verbindung mit dem höhern antreffen? Man denke sich unser geistiges Wesen, befreit von allem Einfluß des Thierischen, von allen Gefühlen die aus dem Körperzustande entstehen, frei von den Täuschungen der Sinne, — und es strömt unentfesselt dahin; sein Ursprung ist göttlich, und seine Dauer ist ewig — ewiges Leben!

Dritter Abschnitt.

Untersuchungen über die allmählige Entwikkelung des menschlichen Lebens.

Erscheinungen der Entwickelung beim Fötus. — Veränderungen beim Uebergange aus dem embrionischen Zustande. — Das neugeborne Kind — Entwickelungen im Fortgange der Kindheit — im Knabenalter. — Bemerkungen über die Periode der Mannbarkeit — Jünglingsalter — männliches Alter — Greisesalter — hohes Alter — natürliches Aufhören des organischen Lebens — Entwickelungen der geistigen Organisation — Resultate der Untersuchungen über das Wachsthum des Menschen.

Wir haben die Ausbreitung des organischen Lebens von Stufe zu Stufe beobachtet, je nach der größern Vollendung der organischen Körper; nun wollen wir unsre Aufmerksamkeit auf die allmählige Entwickelung der menschlichen Organisation richten. Dieser Ab-

schnitt soll einige Fragmente aus der natürlichen Geschichte des Menschen enthalten. So unvollständig als sie sind, dürften sie wenigstens für den denkenden Leser nicht ohne Interesse seyn. Wir kennen den Gang, den die Natur bei der Entwickelung des Körpers nimmt, im Wesentlichen nicht genug; wir wissen nicht, welche Modificationen der organischen Materie zu dieser Ausbildung erfordert werden, welche Veränderungen dabei in der Grundmischung der organischen Bestandtheile sich ereignen; wir beobachten blos die Erscheinungen dieser Entwikkelung, und bewundern jene bildende Kraft, die aus der kleinsten Masse den regelmäßigsten vollendetsten organischen Körper mit allen seinen Theilen entwickelt. Entwikkelung ist nicht Schöpfung von neuem; es werden keine neue Theile hinzugeschaffen und gleichsam stückweise angesetzt, und von außen hinzugethan; sondern sie sind alle im Keim und Embrion vorhanden, und werden nur allmählig ausgebildet, ausgedehnt und vergrößert, bis sie die Bestimmung des Geschöpfs erreicht haben. Der Umriß ist vorhanden, der Plan ist entworfen; und die bildende Natur führt ihn aus. Alles ist ein Ganzes; alle einzelne Theile gehen aus dem Ganzen hervor; die Form verändert sich, aber immer bleibt das Ganze. Alles, was werden kann, wird; Anlagen und Verhältnisse dazu sind vorhanden; warum sollten diese nicht reifen, und jene in neue Verhältnisse übergehen? Die Gegenwart trägt die

Zukunft in ihrem Schooße, und darum ist die jetzige Welt, damit eine künftig seyn könne; denn die vorige war, damit die jetzige seyn sollte.

Wo die Organisation anfängt, wo sich zuerst Leben mit Materie verbindet, sich belebt, und Körper bildet, wissen wir nicht. Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Ist es das Wasser, von dem die Organisation ausgeht? Ist es animirte Flüssigkeit, aus der sich die Weltkörper entwickelten? Die erhabensten Philosophen der Vorwelt ahneten dieses. Je tiefer wir der ersten Bildung organischer Wesen nachspüren, kommen wir endlich auf Flüssigkeit, aus der sich nach und nach die festern Theile bildeten.

Ein kleines helles durchsichtiges Tröpfchen einer homogen scheinenden Feuchtigkeit, an dem eine Spur von Organisation zu zeigen, noch kein wahrer Phisiologe unternahm, enthält unser Leben, unsern Geist, die ganze Kraft unsers entstandenen Ichs. Dies ist der Mensch in den ersten Stunden nach der Empfängniß. *) Und doch ist das Leben so über alle Begriffe thätig, bildend und wirkend in diesem Wassertröpfchen, da sogar späterhin, wo der Embrion unter unsere Beobachtung fällt, die bildende Kraft noch so

*) S. Th. Sömmering, Ueber das Organ der Seele. S. 43.

außerordentlich thätig ist, und immer thätiger, je näher der Mensch seinem Ursprunge; wie wirksam muß sie in dieser Ursprungsmasse seyn? Weiterhin, in den ersten Wochen nach der Empfängniß, ist die Bindung der Theile des Fötus noch so geringe, daß die Masse einem leicht auflösbaren Leim ähnlich sieht; sogar der schon einen Monat alte Fötus läßt sich in kochendem Wasser leicht auflösen, nur wenige unauflösliche Blättchen und Fasern bleiben zurück. Erst gegen die Mitte des ersten Monats, oder in der dritten Woche der Schwangerschaft, wird der Fötus sichtbar, und nun entwickeln sich allmählig Organe aus Organen; neue Theile springen hervor, und die vorhandenen dehnen sich aus. Ein hüpfender Punkt ist das erste, was wir in der dritten Woche bemerken, welcher um so größer, breiter und kürzer, je jünger der Fötus ist, sehr reizbar ist, und sich schnell bewegt; dieser Punkt ist das Herz. Ein kleines häutiges Bläschen, größer als die übrigen Theile, stellt den Kopf vor; sowohl jener hüpfende Punkt, als dieses Bläschen, bilden sich allmählig aus, indem zugleich die übrigen Theile sichtbar werden. Nach Verlauf des dritten Monats mißt die Frucht gegen drei Zoll, und ist gegen ihre nachherige Form äußerst ungestaltet; das Verhältniß der Theile ist äußerst ungleich, insofern als die frühere Ausbildung einiger vor den andern dem Zwecke der Natur gemäß ist. Der Kopf ist gegen die übrigen

Theile unverhältnißmäßig groß. Die Entwickelung geht fort; im siebenten Monate bilden sich Haare und Nägel; es treten keine neue Theile hervor, aber die vorhandenen formen sich. Gegen die zwanzigste Woche wird das Leben der Frucht der Mutter fühlbar; bloße Gallerte waren bisher im Zellgewebe, und nun setzt sich das Fett an. Zwischen der dreißigsten und vierzigsten Woche hat die Frucht ihre Reife erlangt und wiegt ungefähr sieben Pfund; und nun wird sie aus ihrem embrionischen Zustande herausgestoßen, und in ein neues von sich selbst abhängiges Leben versetzt. Bis dahin schwebt das ungeborne Kind in einer wäßrigten gelblichten Feuchtigkeit, die es von allen Seiten gegen Gefahren beschützt, und ihm zugleich zur Nahrung dient. *) Pflanzenartig war sein bisheriges Daseyn; wie eine Pflanze zog es durch die mit dem an dem Uterus festanliegenden Mutterkuchen verbundene Nabelschnur Luft und Nahrungssäfte in sich. Sein Ueber-

*) Weydlich (Lehre der Geburtshülfe zur Anwendung nach ächten Grundsätzen. Erster Theil. Wien 1797) erzählt, daß er nicht nur in den Mägen unzeitiger Kälber das sogenannte Schaafwasser angetroffen habe, sondern daß er mit dem lauligt gemachten, in den Häuten der Gebärmutter von tragenden geschlachteten Kühen vorgefundenen gelatinösen Wasser 14 Tage lang ein Kalb, anstatt mit Milch, genährt habe, welches sich dabei so gut befunden, als wenn es immer fort die Milch seiner Mutter genossen hätte.

gang aus dem embrionischen Zustande in den Kindheitszustand nach der Geburt, ist der Uebergang aus dem Pflanzenleben ins Thierleben; oder, um das passender zu finden, erinnere man sich, daß Pflanzen für unvollendete Thiere angesehen werden können; also der Eintritt in ein vollkommneres Thierleben. Eingeschlossen in dieses Medium ist der ungeborne Mensch gegen die Eindrücke von außen verwahrt; sie können den Schlafenden nicht stören; aber diese zarte sich bildende Masse bedarf der Ruhe zu ihrer Entwickelung; diese lockeren schwach zusammenhängenden Theile haben auch bei weitem noch nicht die organische Festigkeit, um starke Eindrücke von aussen anzunehmen und fortzupflanzen. Die Gehörwerkzeuge taugen noch nichts für den Schall; ein dichter Schleimüberzug macht die Geruchs- und Geschmacksorgane unbrauchbar; überdies wird durch den Schleim, welcher alle Theile der Haut bedeckt, der Gefühlseindruck abgehalten; aber auch zugleich die zarte sich erst organisirende Haut gegen solche Einwirkungen beschützt, die ihr schädlich seyn würden.

Die meiste Bildungskraft verwendet die Natur offenbar auf die Entwickelung des Kopfs. Lange noch bleiben die übrigen Glieder zurück, indem sie sich fast ausschließend mit diesem beschäftigt; sie werden gleichsam zu dem Haupte hinzugethan, und erwarten von ihm her ihre weitere Ausbildung. Vom Gehirn aus

scheinen die mit dem Menschen vorgehenden Entwickelungen veranlaßt und geordnet zu werden; in diesem Mittelpunkte ist der Baum des Lebens eingewurzelt. Schon die große Sorgfalt und vorzügliche Bildungskraft, welche die Natur auf das Gehirn verwendet, lehret, daß sie dahin die Haupttriebwerke dieser kunstreichen Maschine gelegt hat. Zwar wissen wir nicht, ob das Gehirn der erste Anfangspunkt menschlicher Organisation ist. Das Herz erscheint uns eher, als wir das Gehirn wahrnehmen; allein das Gehirn ist doch das Medium, in dem mit der Entstehung des Menschen die wundervolle Vereinigung des intellektuellen mit dem thierischen Leben geschieht, und von daher sich die Lebensoperation, wie sie für eine menschliche Organisation geeignet ist, ausbreitet. Es ist Leben eines menschlichen Geschöpfs ohne Gehirn möglich; allein nur thierisches oder vegetatives, nie intellektuelles denkendes menschliches Leben.

Die Alten suchten das Göttliche in der Flüssigkeit. Man denke an den ersten Bildungstropfen, aus dem in der Folge der Mensch hervorgeht; und darum scheint das Gehirn so wässerigt und weich zu seyn, wie wir es beim Fötus finden, daß von ihm die Entwickelung eines menschlichen Lebens beginnen, und sich in die übrigen organischen Theile verbreiten könne. Wie weich, zart und verhältnißmäßig groß ist das Ge-

hirn noch bei Kindern; und wer sie unbefangen beobachtet, muß gestehen, daß Kinder in den ersten Jahren des Lebens verhältnißmäßig weit mehr fassen, lernen und überhaupt Begriffe einsammeln, als in allen spätern Lebensaltern. Man nehme noch dazu die Kürze der Zeit, die wenigen Jahre, in welchen alle diese Begriffe erhalten werden; nur muß man hierbei nicht etwa ein Auswendiglernen, oder ein kindisches Lallen erlernter Worte denken; sondern die ungeheure Summe von Begriffen, welche der Mensch in den ersten Lebensjahren von den ihn umgebenden Dingen faßt; noch mehr, die große Thätigkeit der Denkkraft, mit der er sich diese Begriffe zu eigen macht, sie nach seinem individuellen Zustande formt. Mögen die Worte dem Gedächtnisse entschlüpfen, mit denen sie hineinkamen, das ist die Schaale, die sich wieder abstreift; oder mag der Mensch die eingesammelten Begriffe nicht in Worten wiedergeben können: gleichviel, er hat sie doch erhalten; auch sie wirken als Reize, um seine Denkkraft in Thätigkeit zu setzen, und sie durch diese Uebung auszubilden. Da nun in den Jahren der ersten Kindheit das Gehirn so weich und zart ist, wo die Energie des Lebens, des intellektuellen sowohl als des thierischen, so lebhaft wirkt: so erklärt sich hieraus das Verhältniß der Weichheit und Zartheit des Gehirns, die fast an das Flüssige gränzt bei dem ungebornen Menschen; und gewiß ist da die Thätigkeit des

Lebens

Lebens am größten, indem die Natur eilt, den organischen Körper auszubilden, besonders mit der Entwickelung der vorzüglichsten Lebensorgane sich anstrengend und fortdaurend beschäftiget, und lieber die Ausbildung der andern noch zurückläßt, als würde sie in ihrem Bildungsgeschäfte bald durch die Umstände gestört werden. Je älter der Fötus wird, desto weniger wächst das Gehirn, und nun erst bilden sich die übrigen Theile nach und nach aus.

So früh wie das Gehirn werden auch die edelsten Sinnorgane: Gesicht und Gehör, ausgebildet. Schon am Ende des ersten Monats erscheinen die Augen als kleine schwarzbraune platte Punkte. Der knöcherne äußere Gehörgang zeigt sich bald als einen häutigen, dann knorpligt werdenden Ring. Unter allen knöchernen Theilen ist das Labyrinth einzig und allein vollkommen so ausgebildet, wie es durchs ganze Leben bleibt. So früh dringt also aus dem Gehirn das Leben in diese Organe, für große Zwecke bestimmt, und bildet sie darum aus, um sie auf das feinste zu organisiren, zu Leitern der reinsten Empfindungseindrücke.

Das Lebensprincip bildet die Organisation des menschlichen Körpers von innen nach aussen. Die organische Entwickelung geht in dem Grade vor sich, als das Lebensprincip an freierer Wirksamkeit auf die Organe gewinnt; und diese Wirksamkeit wird ungebun-

Bayerische Staatsbibliothek München

dener, je nachdem die organischen Theile an Ausdehnung, Cohärenz und Festigkeit zunehmen. Aber in eben dem Grade, als die Ausbildung des organischen Körpers fortschreitet, nimmt die Thätigkeit des intensiven Lebens ab, wirkt mit weniger Gewaltsamkeit; die bildende Kraft ist weniger beschäftiget; sie verwendet sich nun mehr auf Erhaltung, um den organischen Theilen mehr Bindung, ein gleichmäßigeres Verhältniß zu geben, und für die Anziehung und Bearbeitung der Nahrungsstoffe zu sorgen. Indem die organische Masse sich zu einem größern Volumen ausdehnt, an Oberfläche und an Berührungspunkten mit der Außenwelt gewinnt: so bedarf es schon weniger der intensiven Lebensoperation, weil hinlängliche Nahrungsstoffe von aussen vorhanden sind, die mit einem geringern Kraft-aufwande aufgenommen werden, weil sie selbst als Reize die Thätigkeit der Lebensoperation unterstützen. Ferner ist die Lebensthätigkeit nicht mehr in einem so kleinen organischen Raum beschränkt, sondern breitet sich durch ein größeres Volumen in mehrere Organe aus. Durch diese Ausbreitung wird das Leben mehr extensiv und weniger intensiv. Daher gehen die Verrichtungen des Lebens weniger rapid von Statten; der Umlauf der Säfte wird ruhiger und langsamer; der innere Verbrauch der Nahrungsstoffe geschieht nicht mehr so schnell; die Anziehung der Nahrung von außen ist nicht so gewaltsam; das Wachsthum nimmt ab; aber zugleich be-

kommen die Theile mehr Härte, Zusammenhang und Resistenzkraft; die Fasern werden spröder, die Knorpel verknöchern sich; einzelne Theile vereinigen sich zu einem Ganzen; und so wird das Leben gegen äußere Gewalt immer mehr gesichert, und überhaupt die Organisation des Menschengeschöpfs für seine Bestimmung in diesem stürmischen Erdenleben tauglich.

In dem Fötus sind die Theile äußerst weich, biegsam, zerreiblich und zerbrechlich; aber durch ihre Lage hinlänglich gegen schädliche Eindrücke von aussen geschützt; die fleischigten Theile sind ein wahrer Brei; die Knochen, Knorpel, außer den Schlafknochen, dem Labyrinth und dem Gehörknöchelchen, die sehr zeitig sich als wahre Knochen zeigen, nur unvollkommen. Viele Knochen, die bei Erwachsenen ein Ganzes ausmachen, sind in verschiedene einzelne durch bloße Knorpel zusammenhängende Stücke getheilt. Etwa in der siebenten Woche nach der Empfängniß pflegt die Verknöcherung ihren Anfang zu nehmen. Es dauert lange, bevor die festen Theile unsers Körpers ihre gehörige Konsistenz bekommen; noch in den ersten Jahren der Kindheit sind die Knochen äußerst weich und biegsam, zum Theil nur bloße Knorpel.

Indessen wird die ganze Organisation des menschlichen Körpers schon im Mutterleibe ausgeführt; die Organe, aus denen sie besteht, sind vorhanden. Der Mensch tritt als vollkommnes Geschöpf in die Welt;

nun geschieht blos die Erweiterung und Ausdehnung der organischen Theile; alle Kräfte sind vorhanden; alle Fähigkeiten, sowohl geistige als körperliche, sind da; nur die Veranlassung fehlt noch, die sie in Thätigkeit setzen soll. Gefühle und Empfindungen kann man dem Ungebornen nicht absprechen — Empfindlichkeit gegen Kälte und Wärme, gewisse dunkle Begriffe, die von der Bewegung entstehen, welche er gegen die Seitenwände seines engen Hauses macht. Dies alles ist ein instinktartiges Gefühl; nur ist dem Menschen sehr wenig Instinkt gegeben; sein Verstand macht ihn überflüssig; er soll sich selbst Begriffe sammlen, ohne daß schon in ihm in dem Maaße, wie bei den Thieren, gewisse ausgebildete Fertigkeiten liegen.

Die Veränderungen, welche sich mit dem Menschen ereignen, indem er den embrionischen Zustand verläßt, sind so groß, daß wir sie nur mit einem Wunderwerke vergleichen können, vermöge dessen vor unsern Augen eine Pflanze plötzlich in ein Thier verwandelt würde. Viele Organe beginnen jetzt zum erstenmal ihre Lebensverrichtungen; die ganze Maschine bekommt einen gewaltsamen Impuls von außen her, um ihren neuen Gang anzuheben; die Luft dringt zum erstenmal in die Lungen, und indem sie sich ausdehnen, beginnt allmählig der Kreislauf des Bluts in diesem Organ. Vor der Geburt ist die Lunge luftleer, dicht und zusammengedrückt. Bei dem noch ungebornen Kinde geht das Blut,

wenn es aus den beiden Hohl-adern in den Vorhof der rechten Herzkammer sich ergießt, größtentheils durch eine in der Scheidewand zwischen dem rechten und linken Vorhof befindliche eiförmige Oeffnung gra-de in den linken Vorhof über. Ein anderer Theil des Bluts geht in die rechte Herzkammer herab; aus dieser strömt es in die Lungenpulsader. Aus der Lungenpulsader geht ein besonderer Gang gerade in den Hauptstamm der Schlagadern, wodurch eine Menge Blut in die Schlagadern übergeht. Nur sehr wenig Blut kommt in die Lungen. Dieses sammlet sich in ein einziges großes Gefäß, die Lungenblutader, und wird durch dieses in den linken Vorhof des Herzens geleitet. Dort vermengt sich dieses wenige aus der Lunge zurückgekommene Blut mit der größern Menge Blut, die unmittelbar aus dem rechten Vorhof durch die eiförmige Oeffnung herüberkommt, und ergießt sich in die linke Herzkammer. Aus dieser geht es in den Hauptstamm der Pulsadern, wohin zugleich das aus den Lungenpulsadern kommende Blut hinströmt; und nun wird es von diesen in die kleinen, und dann in die kleinsten Blutadern fortgetrieben. Mit dem ersten Athemzuge des neugebornen Menschen ändert sich dieser Blutlauf. Ist das Blut in den Vorhof der rechten Herzkammer gekommen, so geht es nicht mehr durch die eiförmige Oeffnung; die vor derselben befindliche Klappe legt sich jetzt an, verschließt die Oeffnung, und verwächst

endlich ganz mit der Scheidewand; statt dessen geht alles Blut gerade in die rechte Herzkammer, dann in der Lungenpulsader völlig in die Lungen über. Der besondre Gang in den Hauptstamm der Schlagadern, den wir beim Fötus finden, verengt sich nun, und verwächst endlich. Aus den Lungen geht ferner das Blut durch die Lungenblutadern in den linken Vorhof, aus diesem in die linke Herzkammer, und dann in den Schlagaderstamm. Indem die äußere Luft in die Lungen gezogen wird, werden die Lungen ausgedehnt, und sie können nun mehr Blut in sich fassen; daher bedarf es nicht mehr der Umwege für den Kreislauf des Bluts.

Mütterlich sorgt nun die gute Natur dafür, um das Ernährungsgeschäft zu ordnen, und erregt bald in dem Neugeborenen den Instinkt nach Nahrung, die ihm bisher so ganz unverlangt zuströmte, wie der Blume am Bach das Wasser. Seine bisherige Nahrung war die feinste, ausgearbeitetste, nährendste aus dem mütterlichen Blute, welche fast gänzlich in die Substanz des Körpers übergehen konnte, ohne daß viele fremdartige Theile davon abgeschieden werden durften. Einer so zubereiteten Nahrung bedurfte es auch, um das thätige Entwickelungsgeschäft in dem Fötus zu begünstigen, Ernährung und Wachsthum in dem erforderlichen Maaße zu befördern. In der mütterlichen Brust hat die Natur bereits noch vor der Erscheinung

des Kindes für die der Fötalnahrung analogeste Speise gesorgt, welche den schwachen Verdauungswerkzeugen am angemessensten, nicht nur feine thierisch-nährende Theile hat, sondern auch mit einer Vitalität erfüllt ist, die zugleich einen belebenden Reiz auf die Organisation macht.

Indem nun die äußern Reize durch Lunge, Magen und Oberfläche auf das neugeborne Geschöpf wirken, entwickeln sich in ihm Empfindungen, die durch die wiederholte Einwirkung der Reize in ein immer deutlicheres Bewußtseyn übergehen. Die Sinnwerkzeuge werden nach und nach fähiger, Eindrücke anzunehmen und in das Sensorium fortzupflanzen. Diese Fähigkeit bildet sich theils durch die wiederholten äußern Reize, theils durch die Entwickelung der Sinnwerkzeuge selbst. Man unterlasse nicht, zu bemerken, daß die gröbern Sinne: Gefühl, Geschmack, zuerst zu einer gewissen Fertigkeit gelangen, und später das Gesicht, am letzten das Gehör. Also gerade die Sinne, wo es am meisten der Mitwirkung der intellektuellen Kraft bedarf, gelangen spät zur Reife. Es bedarf einiger Zeit, ehe die innigste Vereinigung des Intellektuellen mit dem Thierischen in dem Menschen zu Stande gebracht werden kann, ehe die intellektuelle Kraft durchgängig auf die Organisation wirkt; solche kann nur nach völliger Entwickelung der Organisation zu Stande kommen. Licht, Schall und Gerüche wirken als erste

Reize auf das neugeborne Kind, erregen angenehme oder schmerzhafte Empfindungen in ihm. Der Geruch ist wahrscheinlich der erste Sinn, welcher bei dem Menschen afficirt wird; die erste Freude macht ihm der Geruch der Muttermilch. Durch das beim Saugen feste Anschließen der Lippen wird zuerst der Gefühlssinn erweckt, welcher zugleich durch den angenehmen Reiz der Nahrung erhöht wird. Weiterhin entfalten sich Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Begehrungsvermögen. Durch den Reiz des Schalls oder des Lichts fühlt sich das Kind angezogen, empfindet Behagen oder Mißbehagen, bekommt Sinn für die Wärme und für die Nahrung.

Nun sucht die Natur dem Bau immer mehr Festigkeit zu geben; die Knochen des Schädels wachsen dichter zusammen, die Fontanelle schließen sich, die weichen Fasern werden härter, die Falten der Haut glätten sich aus, die wolligten Haare des Gesichts verschwinden. Aber die Entwickelung geht noch immer während der ganzen Periode der Kindheit ihren nun immer langsamer werdenden Gang fort, und nimmt in dem Grade ab, als die Theile an Weichheit und Dehnbarkeit verlieren, als das Flüssige abnimmt und vertrocknet, die weichern Theile sich verhärten. *) So

*) „Adeoqve certum est, transire particulas corporis humani ex summa fluiditate, per gradus

wie beim Fötus, so ist auch noch in der Kindheits-periode der Kopf die Bildungsstätte des sich entwickeln-den organischen Lebens; außerdem haben die Leber, die Drüsen, und überhaupt alle zur Saft- und Blut-bereitung bestimmten Organe ein großes Uebergewicht vor den andern, und zeichnen sich auch durch ihre außerverhältnißmäßige Größe aus.

Alle Energie des Lebens ist am stärksten im Gehirn angehäuft. Diese Anhäufung findet so lange Statt, als es noch immer an hinlänglicher Ableitung man-gelt, und die übrigen Organe noch nicht genugsam ausgebildet sind, als daß sich das Leben in ihnen ver-theilen und ausbreiten könne; sie nimmt in dem Grade ab, als die Entwickelung der übrigen Organe vor-wärts rückt. Eben daher leiden die Kinder, je jünger sie sind, um so mehr an Anhäufung der Säfte in dem Kopfe, an großer Reizbarkeit der Nerven, an Krämpfen ꝛc.

Die Natur sucht in dem ersten Kindesalter das-jenige nachzuholen, was der embrionische Zustand an Ausbildung zurückgelassen hat; daher ist die Kindheit immer noch ein unvollkommner Zustand, welcher durch das mächtige Vorwärtsstreben der Natur in einen voll-kommnern Zustand überzugehen bemüht ist. Daher

tenacitatis innumerabiles, ad summam perfectam duritatem" *Boerhave* Praelect. ed. *Haller* III. 649.

die Schwäche und Leiden dieses Alters; daher auch seine große Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Es ist eine fortdauernde Zeugung, worin sich so viele Kräfte zu ihrer Bestimmung hervordrängen, und die Organe sich ausdehnen, verdichten, und inniger zu einem allgemeinen Organismus sich verbinden und vereinigen.

In dieser ersten kritischen Lebensperiode werden die Respirationswerkzeuge entwickelt, das Geschäft des Blutlaufs durch die Lunge wird allmählig in Ordnung gebracht; die Zähne treten hervor; alle Absonderungs- und Aussonderungsorgane gewinnen mehr Festigkeit, indem die Thätigkeit ihrer Verrichtungen freier und lebhafter wird.

Endlich bildet sich, zugleich mit dem thierischen, das intellektuelle Leben aus, indem es sich mit jenem inniger verbindet. Um diese Verbindung zu befördern, bedarf es der Entfaltung der sämmtlichen Organisation, vornehmlich der Ausbildung der Sinnwerkzeuge, damit die nöthige Summe der Reize von außen aufgenommen werden kann. Nun entwickelt sich die Sprache; Begriffe werden gebildet; Empfindungen gehen zum Bewußtseyn über; kurz, der innere und äußere Mensch reift zu seiner Vollkommenheit, und drängt sich in die Reihe seiner gebildeten Mitbrüder.

Alle diese großen Veränderungen gehen unglaublich schnell, in der äußerst kurzen Periode des ersten und

zweiten Lebensjahrs, vor sich, so daß sie mit dem Wachsthum und der Entwickelung in der folgenden Lebensperiode in einem sehr geringen, und mit der Fortbildung in den spätern Zeiträumen in gar keinem Verhältnisse steht. Die Entwickelung des Menschen in den ersten Jahren, sowohl seiner geistigen als physischen Kräfte, ist weit größer, als unsere Begriffe davon sind, größer als unsere Aufmerksamkeit, die wir auf sie verwenden. Wir werden sie sehr auffallend bei der Vergleichung gewahr, die wir mit einem neugebornen und einem einjährigen Kinde anstellen. Man denke, wie viel dazu gehört, bis der Mensch zu diesem Punkte gelangt! Dieses blinde, taube, hülflos in die Welt hingeworfene Geschöpf wird nicht nur mit seinen Sinnen Außendinge gewahr, sondern mißt schon Entfernungen von einander, beurtheilt die Reize des Lichts, des Schalls und der Wärme. Vorher unterschied es kaum den Schmerz von dem Vergnügen: jetzt empfindet es die verschiedenen Grade davon. Sprachlos geboren, ahmt es jetzt Töne nach; unterscheidet nicht nur fremde Töne von einander, und kennt das damit Bezeichnete, sondern bringt auch eigene Töne hervor, wodurch es anfangs seine Empfindungen, dann seinen Willen ausdrückt. Erst waren es langgezogene in einander fließende thierische Töne, deren es mehrere für seinen Schmerz, weniger für den Ausdruck seiner Freude hatte; aber nun sind schon

diese Töne bestimmter; bald drücken sie nicht blos die verschiedenen Nüanzen des Schmerzes und Vergnügens aus; bald werden sie nicht allein durch Vorplaudern hervorgelockt, sondern werden willkührlich von der Seele gebraucht und zu Gedankenbildern gemacht. Indem das erste Lächeln der Freude in dem Angesichte des Kindes aufgeht, bleibt es nicht mehr bei dem bloßen Empfangen der Eindrücke von außen in das Vorstellungsvermögen, sondern es werden Versuche gemacht, diese Eindrücke auf eine erkennbare Art wieder zu geben. So wie der Mensch seine Empfindungen deutlich ausdrücken kann, so setzt das auch ein deutliches Bewußtseyn dieser Empfindungen voraus; er ist zum Gebrauche seiner Ideen gelangt, und diese werden nun durch die Denkkraft mehr und mehr durchgearbeitet; die geistige Organisation, wenn ich mich so ausdrücken darf, wird nach und nach ausgebildet.

Während dieser Evolutionen in der Kindesnatur, wodurch sich der Mensch seiner Bestimmung nähert, bildet sich zugleich der aufrechte Gang des Menschen. Er erhebt sich über die Erde und alle seine niedern Mitgeschöpfe. Das Kind lernt mit Hülfe seiner stärker gewordenen Muskeln und Knochen gehen, belehrt von seinen Mitbrüdern, und zugleich durch den innern Entwickelungstrieb angereizt.

Man bemerkt, daß gegen das zweite Jahr ein besonderer Trieb zur Entwickelung vorhanden, und in einer gewissen Periode das Entwickelungsgeschäft gleichsam durch einen Stoß in Thätigkeit gesetzt wird. Dieses ist die Entwickelungsperiode der Kindheit. Schlummernde Anlagen werden auf einmal entfaltet; ungekannte Kräfte werden in Thätigkeit gesetzt; selbst der Gesichtsausdruck erleidet merkliche Veränderungen. Während dieses Zeitraums ist das Kind vorzüglich reizbar und empfindlich; schwächlicher als gewöhnlich, welche Schwäche sich oft unter einem blühenden Ansehen versteckt; es ist dann sehr vielen Krankheiten ausgesetzt: die Zähne brechen hervor; das reizbare Nervensystem ist zu Krämpfen geneigt, und ein großer Theil der Kinder, besonders wo Pflege und Arztes-Geschicklichkeit nicht zu Statten kommen, sterben in dieser kritischen Periode. Manche leiden weniger merkliche Veränderungen; ihre Natur ist fest genug, um nicht von dieser Evolution stark erschüttert zu werden; aber immer ist es bemerkbar, daß große Veränderungen in der Kindesnatur während dieser Zeit vorgehen; denn ist sie vorüber, so hören diese Zufälle auf, alles kommt wieder in seinen ruhigen Gang zurück. Nun werden die durch diese Krise in der Organisation bewirkten Veränderungen offenbar. Man sieht, wie weit das Kind während dieses Zeitraums, in Rücksicht auf physische und geistige Entwickelung, vorgerückt ist;

welche vorher noch schlummernden Kräfte jetzt thätig sind; um wie viel sich die Sprachorgane entwickelt haben; wie sehr das Fassungsvermögen erweitert, das Gedächtniß befestiget ist, und jede Kraft der Seele einen neuen Schwung erhalten hat. Aber auch fehlerhafte Anlagen werden in dieser Periode ausgebildet. Keime zu Krankheiten reifen; andere Krankheiten werden durch die Umstimmung des ganzen Systems geheilt. Doch genug davon, um Eltern auf diese Periode aufmerksam zu machen!

Die Entwickelung der Kindesorganisation gelangt nun an das Knabenalter im siebenten Jahre, und fängt allmählig an, langsamer fortzuschreiten; indessen ist das Zellgewebe noch sehr weich, ein Ueberfluß an guten Säften, ein freier lebhafter Kreislauf, doch weniger schnell, als in der vorigen Periode. Das Blut wird gerinnbarer; die Schleimabsonderung geht langsamer von Statten, und ist weniger nach den obern Theilen gerichtet, so wie überhaupt der Zudrang gegen den Kopf abnimmt, indem die von dem Gehirn entfernten Organe mehr ausgebildet werden, und sich der Baum des Lebens in mehrere Aeste verbreitet. Das intellektuelle Leben gewinnt nun die Oberhand. Während seiner freiern Verbreitung sind die Organe noch so weich, so biegsam; das Gehirn ist verhältnißmäßig groß und weit, und dabei so empfänglich. Es ist die Periode, in welcher die Seele für jeden Eindruck offen,

das Gedächtniß bewundernswürdig stark, und das Aufnehmen der Seelenreize über alle Begriffe geht. Damit ist zugleich das Erwachen aus dem Traume der Kindheit verbunden. Das Kind hat noch wenig Bewußtseyn; doch ist sein Zustand ein Hinstreben nach mehrern und deutlichern Begriffen. Die äußern Eindrücke wirken eben so auf seine Sinne, wie bei dem vollkommensten Menschen; allein das Wahrnehmen dieser Eindrücke ist bei ihm noch schwach; es muß sie nur nach und nach kennen lernen, sie von einander unterscheiden, und ihre Grade beurtheilen. Das ist ein mühsames langsames Lernen, worin es aber der Mensch in kurzem darum zu einer großen Fertigkeit bringt, weil er unaufhörlich fortlernt, weil mit jedem Eindrucke eine neue Idee aufgeregt wird, die sich mit den vorhandenen, und mit dem Vorstellungsvermögen überhaupt, verbindet, jene aufklärt, und dadurch die Vervollkommnung des Vorstellungsvermögens befördert. Aus dem allgemeinen Sinnvermögen überhaupt, worunter die gemeinsame Rezeptibilität der Sinne zu verstehen ist, zieht sich die Seele Vorstellungen von dem, was außer ihr ist, und von ihrem Verhältnisse, in welchem sie mit ihrem Körper und mit der Außenwelt steht. Mehrere Sinne werden gebraucht, um sich Begriffe von Außendingen zu erwerben, Höhen und Tiefen zu messen, Glätte und Rauhigkeit zu fühlen, Körper mit Körpern zu vergleichen. Ein Sinn wird durch den andern

kultivirt, z. B. das Gesicht durch das Gehör, der Geschmack durch den Geruch, das Gefühl durch alle Sinne, — und alle durch das Gefühl. Welche anziehende Kraft der Fortbildung, die das menschliche Wesen von aussenher vervollkommnet, und sein Leben durch das allgemeine Leben der Natur erhöht! So wie durch Nahrungsstoffe, die in die thierische Organisation übergehen und assimilirt werden, das thierische Leben unterstützt und unterhalten wird: so nährt sich das intellektuelle Leben durch Ideen, die ihm mittelst der Sinn-organe zugeführt werden. Gleich wie bei der thierischen Lebensoperation werden einige dieser Ideen benutzt, und gehen gleichsam in unser geistiges Wesen über, andere gleiten ab; alles dieses geschieht auf eine der Denkkraft eigene, von den thierischen Verrichtungen ganz unterschiedene Weise.

Das schöne Knabenalter gelangt zu diesem hellern Bewußtseyn, indem die thierische Organisation der Denkkraft weniger Hindernisse entgegenstellt. Diese Biegsamkeit der Organe, diese Weichheit des Gehirns, diese freie gesunde Thätigkeit der körperlichen Verrichtungen erhöht zugleich den Geist, und giebt ihm ein frohes Gefühl des Lebens, bei dem unter Scherz und Spiel Begriffe in die Seele kommen, und von ihr gebildet werden. Wäre es möglich, daß der Mensch länger in diesem biegsamen Zustand der Organe bleiben könnte, so würde sein Geist auf Erden zu einer

sehr

sehr großen Reife gelangen, und das um so eher, je weniger ihm diese geistige Ausbildung unangenehme Anstrengung, Mühe und Fleiß kostete. Allein die zarten, weichen, reizbaren Organe verhärten sich, und stumpfen sich ab mit dem Alter, damit der Mensch sich nicht entfliehen soll, zieht ihn die Erde unter sich. Es ist wahrscheinlich, daß bei Menschen von vorzüglichen Geistesgaben das Gehirn länger, als gewöhnlich, weich bleibt, und sie immer etwas von der biegsamen Organisation des kindlichen Alters behalten.

Beim anfangenden Knabenalter, ungefähr um das siebente Jahr, äußert sich die zweite Entwickelungsperiode durch schnelleres Wachsthum, durch eine gewisse Thätigkeit aller körperlichen und geistigen Verrichtungen, durch vermehrte Reizbarkeit und erhöhtes Gefühl. Um diese Zeit erfolgt auch das zweite Zahnen.

Die Ausbildungen und Entwickelungen nehmen nun ihren Fortgang, und gehen der Periode der Mannbarkeit zu, wo der Mensch seine organische Bestimmung erreicht, und das Thierische völlig ausgebildet ist. Durch schnelle Zunahme der Längenausdehnung, des Haarwuchses, der Ausfüllung der Verhältnisse der einzelnen Theile des Körpers, und durch Ausbildung der Zeugungsorgane, ist dieser Zeitraum auffallend. In dieser Periode sind alle Geschöpfe am vollendetsten und schönsten; die Natur hat ihren

Zweck mit ihnen erlangt. Es ist der Frühling des Lebens, der Zeitraum der Liebe. Blumen blühen, Nachtigallen singen; alle Kräfte entfalten sich; alle Organe formen und bilden sich. So zieht die Natur ihre Geschöpfe ins Leben hinein, um aus ihnen wieder Leben hervorzubringen; denn gerade in dieser Periode der völligen Reife ist das Geschöpf fähig, sich fortzupflanzen; und damit diese Fortpflanzung zum Segen der kommenden Geschlechter geschähe, führte die Natur die organischen Wesen auf die höchste Stufe ihrer Ausbildung und Entwickelung zu den völligen Gebrauch ihrer Kräfte; verband das Leben innigst mit der Form, wodurch diese alle ihr mögliche Schönheit und Reize erhielt. Ist die Natur mit ihren Geschöpfen dahin gekommen, daß sie wieder neue zu erzeugen fähig sind, führt sie dann eine neue Welt aus der alten hervor; so verläßt sie ihre vorigen Lieblinge. Die Blüthen fallen ab; die Blätter welken; Insekten verwandeln sich. Nur in dem Maaße, je höher der Zweck des Daseyns eines Geschöpfs, desto länger dauert seine Blüthenzeit, desto länger ist es fähig seines Gleichen hervorzubringen, desto langsamer neigt es sich zum Alter. Wie wohlthätig handelte die Natur hierin an den Menschen. Länger als die meisten Thiere genießt er den lebenvollen Zeitraum seiner organischen Vollendung.

In dieser Periode versucht die Natur noch einmal alle ihre Kräfte, um ihr Meisterstück, den Menschen, zu vollenden; die auffallendsten Erscheinungen deuten dieses Bestreben an, indem durch mächtige Erschütterungen die organischen Theile ins Gleichgewicht gesetzt werden. Alles, was noch zu vollenden war, holt die Natur jetzt nach; Wachsthum und Ausbildung der Theile eilt an sein Ziel. Endlich bilden sich die Geschlechtstheile schnell aus, die vorher vernachläßiget worden zu seyn schienen; die Sekretion der Säfte in diesen Theilen wird in Ordnung gebracht. Bei den Mädchen tritt die Menstruation ein. Indem die Natur die Fortpflanzungsfähigkeit ausbildet, so verbindet sie eben damit den Uebergang aus der Kindheit in das männliche Alter. Die Organe bekommen überhaupt mehr Festigkeit, die Fasern verlieren ihre bisherige Schlaffheit und Dehnbarkeit; der ganze Karakter erhält mehr Stetigkeit und Haltbarkeit; das Gesicht gewinnt an Ausdruck, das Auge bekommt Feuer, die Stimme wird fester und gebildeter. Auch der Geist erhält mehr Festigkeit und Kraft, mehr Muth und Ernst; die Leidenschaften erwachen; die Begierden nehmen überhand; die Geschlechtslust erregt sich; die Aufmerksamkeit figirt sich; das Wahrnehmungsvermögen wird lebhafter und ausgebreiteter; Eindrücke die vormals keine Gegenwirkung erregten, werden nun deutlich empfunden; schlummernde Talente erwachen;

Fähigkeiten zeigen sich in Menschen, die man bisher als beschränkt und stumpfsinnig verkannte. Mit der Wiederkehr der körperlichen Gesundheit kehrt nicht selten bei vorher schwachen trägen Kindern die geistige zurück. Thätigkeit und Fleiß tritt an die Stelle der Trägheit; Munterkeit, Muth, Frohsinn, umgiebt das verwandelte Geschöpf, das vorher in einem dumpfen Dahinbrüten zu erstarren schien. — Und das alles thut die Natur, indem sie ihre Geschöpfe zu ihrer organischen Bestimmung ausbildet; sie führt sie der Liebe zu, die nun das Band der empfindenden und denkenden Wesen immer fester schlingt, Leben mit Leben vereint, und jetzt das Thor eröffnet, wodurch dieses Leben allen folgenden Generationen zuströmen soll. Ein Geschöpf bleibt schwach, elend und unvollendet, welches in dieser Periode nicht die Ausbildung seiner Fortpflanzungswerkzeuge erhält. In eben dem Maaße als diese unvollendet bleiben, stehen die übrigen Organe an Ausbildung zurück; daher alles, was die Entwickelung der Fortpflanzungswerkzeuge durch Schwächung des Körpers, oder durch Mißbrauch dieser Organe stört, allgemeine Schwäche über den ganzen Organismus des Menschen nach Leib und Geist verbreitet. Dieser nachtheilige Einfluß ist bei kultivirten Menschen um so größer, je mehr die vielseitige und schnellere Entwickelung des Organismus Aufwand an Kräften erfordert! Wie sehr muß also die Ausbil-

dung der Organe überhaupt wegen des wichtigen Verhältnisses, in welchem sie mit den Zeugungsorganen stehen, durch die Schwächung dieser Theile zurückgehalten, oder wenigstens aus ihrem natürlichen Gang gebracht werden. Die wohlthätige Natur wollte aber Vollendung des Geschöpfs; die Ausbildung jener Theile sollte zugleich auf die Erhaltung, Festigkeit und Gesundheit des ganzen organischen Menschen rückwirken, und, indem die Entwickelung dieser nicht gestört, ihr gesunder Zustand erhalten und befördert wird, wird eben dadurch die physische und geistige Gesundheit des Menschen erhalten, der Einfluß des Lebensprincips auf die Organisation begünstigt, und lebendige Thätigkeit in die Form gebracht, wovon Geistreskraft, Frohsinn, Munterkeit, körperliches Wohlbefinden, reizende Anmuth und Schönheit abhängt. Alles dieses freundliche Leben fließt ruhig wie ein Bach durch blumenvolle Auen. Unschuld und Schönheit umgeben den Menschen im Jünglingsalter, — zwei ungetrennte Gefährten; ihre Rosen blühen auf der Wange des Mädchens, und ihr sanftes Feuer belebt das Auge des Jünglings. Unter süßen Träumen lieblicher Schwärmerei einigt die Natur die Geschlechter zu ihrem Zweck; aus dem Schooße der Liebe soll Leben hervorgehen, — und Leben mit Liebe verbunden die Jetztwelt mit der Nachwelt verknüpfen.

Aber auch hier zeigt sich der Mensch, das Wesen, in dem sich mit dem animalischen ein höheres intellektuelles Leben verbindet, welches mit diesen vereinigt in die kommenden Geschlechter übergeht, und menschliche Organisationen bildet.

Ist es doch, als wollte die Natur die schönsten Blüthen des Geistes auf die Nachkommenschaft übertragen, indem gerade dann, wenn der Mensch seines Gleichen hervorzubringen am fähigsten, die schönsten Talente in ihm erwachen, und er für Geisteskultur am empfänglichsten ist? Auch bei den Thieren erwachen um die Begattungszeit die Kunstfertigkeiten und Instinkte; der Gesang der Vögel bildet sich aus, damit sie ihn ihren Jungen lehren sollen; der Instinkt entwickelt sich; sie bauen Nester. Da ist nun schon im Voraus für die neuen Ankömmlinge gesorgt. Im Menschen mußten sich darum jetzt seine Talente entfalten und sein Verstand ausgebildet werden, weil neue Pflichten, für geliebte Kinder, seiner warten, zu deren Versorgung und Pflege er dieser Talente bedarf. Mensch, der du deine Bestimmung kennst, verhöre den Wink der Natur nicht, daß du nur dann ihre Absichten für die Nachwelt erfüllen sollst, wenn sie ihre organischen Entwickelungen an dir vollendet hat; früher würdest du dieses Entwickelungsgeschäft stören, würdest die Organe um so mehr schwächen, je mehr sie jetzt noch den Einfluß der belebenden bildenden Kraft bedürfen; suche indeß

Geist und Körper zu kultiviren, und erhebe dich zu einem menschlich-vollkommenen Wesen, um der Segen der Nachwelt zu werden!

Der Mensch gelangt später zur Reife, als die meisten Thiere; noch länger aber dauert bei ihm die Entwickelungsperiode der Mannbarkeit. An ihm hat die Natur so viel nachzuholen, so viel auszubilden, so mannigfaltige Zwecke zu erreichen, eine äußerst zusammengesetzte Organisation mit genugsamen Leben zu füllen; und über dies alles, das große Geschäft der innigsten Vereinigung des intellektuellen und animalischen Lebens zu vollenden. Daher ist bei dem Menschen diese Periode auf mehrere Jahre, von dem zwölften, dreizehnten, bis zum fünf und zwanzigsten und darüber, ausgedehnt. Aber wohlthätige Natur, die ihren Liebling so lange in diesem lebenvollen, genußreichen Zustande läßt! Unter den Menschen ist freilich auch in Rücksicht der frühern oder spätern Reife ein großer Unterschied. Gewöhnlich genießen diejenigen die Blüthenzeit ihres Lebens am längsten, bei denen die Verbindung des intellektuellen mit dem thierischen Leben am innigsten verbunden ist. Je mehr der Mensch Mensch ist, desto mehr wird ihm auch dieses gesunde freudenreiche Leben in einem Maaße zu Theil, als es nur irgend bei seiner Erd-organisation möglich ist. Beim gesunden Menschen entwickelt sich die Blüthe des Geschlechtstriebes später, als bei allen Thieren.

Je mehr aber der Mensch zu dem Thiere herabsinkt, desto früher geschieht diese Entwickelung, und desto schneller wird die Fähigkeit seiner organischen Mittheilbarkeit verschwendet. Der Mensch bekam den Genius der Vernunft, der, belehrt durch den Wink der Natur, ihn gegen üppige Vergeudung seiner Kräfte warnen, und dadurch sein Leben beschützen und verlängern soll. Dieses Mittel zur Glückseligkeit ward dem Menschen gegeben; — der Weise benutzt es.

Die menschliche Organisation hat nun ihre völlige Ausbildung erreicht; der Zweck seiner animalischen Bestimmung ist erfüllt. In dieser Periode welken die blühenden Pflanzen, veraltern die jugendlichen Thiere schnell; aber der Mensch soll des Lebens noch länger sich freuen. Sind die Blüthen abgefallen, so werden ihm süße Früchte zum Genusse dargeboten. Nun soll er die entwickelten Kräfte gebrauchen, die gebildeten Talente anwenden; und, ob er gleich nicht mehr sich in dem Becher des Lebens berauschen kann, wie er als Knabe und Jüngling that, als Mann mit Sokratischer Weisheit ihn langsam hinunterschlürfen, und die Gaben der Gottheit mit Verstande genießen.

Verschiedene Veränderungen gehen mit dem Menschen im männlichen Alter vor; ob sie gleich weit weniger auffallend sind, als in den übrigen Zeiträumen des Lebens. Die Kräfte sind im Gleichgewichte; doch schwankt die Waage bald auf- bald niederwärts; und

ob man gleich diese Periode für einen Stillstand ansieht, so beginnt doch mit ihr eine merkliche Abnahme; die Fasern werden spröde, die Organe überhaupt härter und unbiegsamer; die Saftgefäße vermindern sich; die Säfte werden schärfer; blos durch das sich ansetzende Fett wird der abnehmenden Geschmeidigkeit des Zellgewebes zu Statten gekommen, und die Verhärtung der festen Theile in etwas verhütet; aber die Leichtigkeit der Bewegung nimmt allmählig ab, der Körper verliert an Gewandtheit; der Kreislauf der Säfte wird nach und nach langsamer, und der Mensch fängt an die Last des Körpers zu fühlen. Alle diese Veränderungen gehen zwar sehr unmerklich vor sich, aber sie werden doch auffallend gegen das Ende der Periode des männlichen Alters bei der Vergleichung der vollkommenen Kräfte während ihres Anfangs. Aristoteles hat schon bemerkt, daß das Herz im zwanzigsten Jahre seine vollkommene Größe erlange, dahingegen der übrige Körper beinahe bis zum dreißigsten Jahre wächst, bis die Geschlankheit und Anmuth der Jugend in männliche Dichtheit, Festigkeit und Stärke übergeht. Das Herz hat die stärksten Gefäße; die übrigen sind um so schwächer, je mehr sie von diesem Centralpunkt des Lebens und der Kräfte sich entfernen. Die Härte und abnehmende Geschmeidigkeit der Organe im männlichen Alter scheint mit der Gesichtsausbildung in einem gewissem Verhältnisse zu

stehen; dem Geist und Körper ist ein Karakter der Festigkeit und Stätigkeit aufgedrückt, den wir Männlichkeit nennen. In der Kindheit und Jugend, wo das Gehirn weich, die Fibern für jeden Eindruck empfänglich, die ganze Organisation voll Reiz und Beweglichkeit ist, bemerken wir viel Fassungskraft, zartes erregbares Gefühl, heftiges Verlangen, Sehnsucht und Streben, thätige Einbildungskraft. Aber so wie die Organisation an Festigkeit und Cohärenz zunimmt, verliert sich die allgemeine schnelle Fassungskraft, der Dichtergeist, die Erregbarkeit der Empfindungen; statt dessen tritt mehr Ernst, kalte Ueberlegung, ruhige Beurtheilungskraft ein, die jedoch eben so sehr von der schnellen Hastigkeit und Hitze des Jünglings, als von der trägen Bedachtsamkeit, Bedenklichkeit und Furchtsamkeit des Greises entfernt ist. In diesem Alter werden die größten Unternehmungen ausgeführt, mit Jugendfeuer entworfen, und mit Männerklugheit und Beharrlichkeit vollbracht.

Die Entwickelungen in der Periode des Mannesalters sind nicht mehr neuen Schöpfungen und extensive Ausbildungen; wohl aber Umbildungen, welche dahin gehen, um der Organisation mehr innere Consistenz zu geben, und die Anneigungen zum Tode aufzuhalten; dadurch wird das Verhältniß der Kräfte immer wieder, so viel möglich, hergestellt. Indem einige Organe schwächer werden, bleiben doch andre in gleicher Wirk-

samkeit; und oft wird die mindere Thätigkeit der Lebensverrichtungen in einem Organe durch die aufgereizte größere in einem andern Organe ersetzt; es bilden sich Ableitungen, um die Anhäufung schärferer Säfte wegzuführen. So entstehen die Hämorrhoidalausleerungen. Andere bisher gewöhnliche Absonderungen hören auf, indem die Natur diesen Verlust nicht mehr ertragen kann. Daher das Außenbleiben der Menstruation zwischen dem fünf und vierzigsten und funfzigsten Jahre. Ueberhaupt sind die Entwickelungen des Alters bei den Weibern mit auffallendern Erscheinungen begleitet, mit so manchen Beschwerden und Veränderungen, welche ihr Körper gegen die Zeit des Aufhörens des Monatlichen erleidet, von daher ihre ganze Maschine eine andere Richtung annimmt; die meisten hören von dieser Zeit an auf Kinder zu gebären; andere werden erst nach dieser Periode Mütter.

Das funfzigste Jahr ist erreicht; und nun wird die Abnahme schon merklicher; nun sind alle Erscheinungen des Verwelkens, von den wir in dem vorigen Jahrzehend nur leise Anzeigen bemerkten, weit auffallender. Doch sind noch immer die Gegenbestrebungen des Lebens ziemlich thätig, und das Verhältniß der Kräfte ist wenigstens noch in dem Grade vorhanden, daß eine niederschlagende Schwäche und Unvermögen verhütet wird.

Aber es kommt eine Periode, wo die Kräfte beginnen dahin zu sinken; wo der intellektuelle Theil des Menschen unter dem physischen erliegt, wo die bisherige Festigkeit der Organe in Verhärtung übergeht. Die Gefäße werden verengt, und fallen zum Theil zusammen; manche werden verknöchert; viele Wirbel verwachsen zu einem Knochen; die Flüssigkeiten verdichten sich, und stocken; der Umlauf der Säfte wird träge; die Aufnehmungswege für den Nahrungsstoff von außen verengen sich; die Absonderungsorgane werden ungangbar; die innere Thätigkeit aller Lebensverrichtungen erschlafft; sie ist unvermögend, die aufgenommenen Stoffe zu verarbeiten, das Unbrauchbare abzusondern und das Brauchbare zu assimiliren. Daher werden alle Säfte schärfer; die Reizbarkeit verwandelt sich in Stumpfheit; die festen Theile verlieren an Cohäsion und Bindung, daher so leicht Knochenbrüche bei Alten; die Sinnwerkzeuge werden unbrauchbar; die Augen erweitern sich, und sind nur gegen einen starken Reiz von Licht erregbar; das Gehör nimmt ab; die Zähne fallen aus, und die Zahnzellen verschwinden allmählig bis zu einer bloßen Knochenerde; der Rücken krümmt sich; das Haupt senkt sich zwischen die Schultern herab; die untere Hälfte des Gesichts verkürzt sich; das Kinn schiebt hervor; die Physionomie bildet sich wieder zur kindischen Form. Ungeachtet des allmähligen Hinsinkens der physischen

Kräfte erheben sich jedoch immer noch die geistigen mit einer gewissen angenehmen Thätigkeit: Eine reife Beurtheilungskraft, eine lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit, das Wiederzurückleben in eine frohe Jugend, wenigstens im Geiste; die verminderte Empfindlichkeit gegen unangenehme Seelenreize der Leidenschaften entschädigen gegen die überhandnehmenden Gebrechen des Körpers. Der glückliche Greis wird sie bei der Ruhe und Heiterkeit seines Gemüths weniger gewahr; das Alter überfällt ihn nicht, wie ein gewappneter Mann, sondern überschleicht ihn sanft. Die Geschmeidigkeit der Organe, die Biegsamkeit, neue Gewohnheiten anzunehmen, verliert sich, weil die Kräfte zu einer anstrengenden Thätigkeit erschlafft sind. Im natürlichen Zustande, wenn der Körper nicht durch Ausschweifungen geschwächt ist, geht die Konsumtion des Lebens in dem hohen Alter weniger schnell von Statten, als in dem Zeitraume von funfzig bis sechzig, und von sechzig bis siebenzig; die Thätigkeit der Lebenskraft ist schwächer, und darum weniger konsumirend; die Empfindlichkeit gegen äußere Reize ist abgestumpft: daher auch weniger Empfänglichkeit für schädliche Einwirkungen. — Leidenschaften rühren den Alten weniger; die Verhärtung der Theile schützt gegen Auflösung und Zersetzung; die Lebensverrichtungen gehen langsam vor sich, daher ist die Reizung geringer, die Zusammenziehungen und Erweiterungen

des Herzens schwächer, die Muskeln minder beweglich; alles dieses erfordert weniger Kraft-aufwand. Langsame Bewegungen dauern länger als schnelle; und so schleicht der Greis an seinem Stabe noch eine weite Strecke auf der Lebensbahn fort mit dem kalten Blute und dem Schneckengange eines Amphibiums, indeß mancher rasche Jüngling und Mann neben ihn hinstürzt. Aber endlich welkt auch die Pflanze mit ihrem morschen Stamme; die wenigen Säfte vertrocknen; die festen Theile werden immer härter und zuletzt unfähig für die Einwirkung der Lebensoperation; je weiter vom Herzen und Gehirn, desto eher sterben die äußern Organe ab. Eine allgemeine Lähmung verbreitet sich nach und nach über den ganzen Körper, die in den Werkzeugen des Gesichts und Gehörs beginnt. Das Herz vermag nicht mehr das Blut in die kleinern Gefäße zu treiben; Hände und Füße werden kalt; aber auch die Thätigkeit des Herzens, der Umtrieb des Bluts durch die Lunge erschlafft; der Athem wird kürzer; vergebens wird durch die letzten Anstrengungen der Lebenskraft Luft in die Lungen gezogen; die Maschine stockt, fängt wieder auf einige Augenblicke an, in Gang zu kommen, — stockt, um nie wieder belebt zu werden.

Der ganze Lebenslauf des Menschen ist Verwandlung. Da giebt es lauter Entwickelungen, Bildungen und Umbildungen, einen steten Wechsel der

organischen Theile; der Tod selbst ist Entwickelung. Nichts ist an dem Menschen beständig, als sein Ich. Die Hülle, die uns umgiebt, liegt uns nicht wie ein leichtes Kleid an, sondern ist innigst an unser Wesen geschmiegt; sie selbst ist nicht unser, sondern aus den Elementen, die uns umgeben, zusammengesetzt; ein Theil der organischen Welt, in der wir leben, bloße Form. So wie die Theile von außen sich ansetzen, so wie die Lebensoperation sie bearbeitet; so wird die Hülle gebildet, in die wir eingekleidet sind. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt geht die Ausbildung der Organisation vor sich; sie wird ausgedehnt, und durch mehrere Bindung ihrer Grundbestandtheile befestigt. Diese Ausbildung geht unter der größten Thätigkeit der Lebensoperation unter unaufhörlichem Wechseln der organischen Bestandtheile vor sich, bis sie ihre Vollkommenheit erreicht, und der äußere Mensch sich ausgebildet hat. Aber von diesem Zeitpunkte an vermindert sich die bildende Thätigkeit des Lebensprincips, um neue Theile zu schaffen; und die Abnahme der Konstitution des Körpers beginnt allmählig, ob zwar unmerklich; die Entwickelungen und Umbildungen gehen fort; das Verhältniß der organischen Grundbestandtheile verändert sich auf mancherlei Art; und ist die Lebensoperation nicht in allen Theilen des Körpers mehr gleichmäßig, so wird durch die größere Thätigkeit in einigen Organen die mindere in den andern

ersetzt. Sowohl von innen als von außenher, durch Wirkung und Gegenwirkung, wird die belebte Organisation erhalten. Die Gegenwirkung der innern Kräfte steht mit der Einwirkung der äußern Kräfte im Verhältniß. Nur kommt es hierbei auf die Reizempfänglichkeit für die äußern Einwirkungen an; ist sie groß, so entstehen durch schwache Reize schon beträchtliche Veränderungen in dem Körper; ist sie gering, so werden selbst durch starke Reize nur geringe Veränderungen erregt. Das Leben ist also eben sowohl ein Produkt der äußern Kräfte, als der innern Lebensoperation. Die innere Lebensoperation aber wird durch die äußern Kräfte, d. i. durch alles, was auf uns wirkt, in Thätigkeit erhalten; ohne diese Einwirkung von außen kann das Leben nicht fortdauern; von ihr hängt die Gegenwirkung der organischen Masse ab. Was ist aber diese Einwirkung der äußern organischen Welt? Ist sie nicht die Einwirkung des allgemeinen Lebens auf unser Leben; wird nicht durch den Einfluß jedes Lebens unser Leben erhalten] und genährt? Die organische Materie ist eine Masse, gebildet, um die äußere Einwirkung des Lebens und die Innenwirkung unsers eignen Lebens anzunehmen. Diese organische Masse ist belebt, nie ruhig, in unaufhörlicher Bewegung; wie ein Strom umfließt sie uns; immer spülen neue Wassertropfen an uns, und andere verdunsten; Millionen Wassertröpfchen kommen mit uns in Berührung,

rührung; aber längst sind andere wieder fortgeflossen; alles ist um uns her in Thätigkeit und Bewegung; wir baden in dem Meer der organischen Natur. Je nachdem die Außenwirkungen auf den Menschen geschehen, und sein inneres Leben in Thätigkeit ist, wird die Form mit dem Leben erfüllt und bearbeitet. Wir kennen bereits die verschiedenen Wandlungen dieser Form nach Alter und Zeit.

Der Einfluß der äußern Kräfte hat allerdings große Macht über den Menschen, z. B. Klima, Luft, Nahrungsmittel; es entstehen dadurch gewisse Modificationen in dem Verhältnisse der organischen Grundbestandtheile, und daher mancherlei Abänderungen der Kraftäußerung unsers innern Wesens. Allein der Mensch darf der Einwirkung dieser Kräfte nicht erliegen; er ist ein selbstständiges Wesen, vermag durch innere Kraft den äußern Kräften entgegen zu wirken; vermag willkührlich sich unempfindlich gegen manche dieser Einwirkungen zu machen; vermag durch Anspannung der Denkkraft, schmerzhafte Eindrücke zu vermindern; vermag, als vernünftiges Wesen, Mittel anzuwenden, um seine geistige Kraft auszubilden. Dieser Trieb zur Ausbildung ist dem Menschen eigen; jeder gut-organisirte Mensch fühlt, daß ihn die Natur bestimmt hat, sich als denkendes Wesen zu vervollkommnen. Durch diese Ausbildung des geistigen

Menschen wird zugleich der physische erhalten; die innige Verbindung des intellektuellen mit dem animalischen Leben giebt der Existenz des Menschen mehr Festigkeit und Dauer; daher oft die schwächlichsten Menschen bei einer vorzüglichen Kultur der geistigen Kräfte vieles und langes Leben genießen. Durch die geistigen Kräfte werden die physischen erhöht, und zwar nicht blos auf eine Zeitlang gespannt, wie in dem Paroxismus heftiger Leidenschaften, besonders von Schrecken und Zorn, sondern sie erhalten durch eine gleichmäßige Kultur des geistigen und physischen Menschen eine bleibende Vervollkommnung.

Das innere Wesen, welches denkt, bleibt sich gleich; aber die Denkform, die geistige Organisation, ist, im Verhältniß mit der körperlichen Organisation, wandelbar, durchläuft ihre Entwickelungen nach den verschiedenen Perioden des Lebens; äußere Eindrücke bilden und ändern diese Form unaufhörlich; ihre Ausbildung geht durch unzählige Stufen zu größerer Vollkommenheit; innig ist sie in die physische Organisation gewebt, so daß Veränderungen, die in ihr vorgehen, von unausbleiblichen Veränderungen in der physischen Organisation begleitet sind. So offenbart sich der Geist durch den Körper, den er belebt, oder vielmehr nach allen seinen Theilen durchlebt. Der Geist war eher da, als der Körper; die Hülle schmiegt sich an ihn,

er bildet sie aus von dem ersten hüpfenden Punkte bis zum organischen Körper des Mannes.

Die geistige Organisation, oder das Seelen-organ, erleidet in jedem Alter Umwandlungen, die sich durch sehr merkbare Erscheinungen äußern, hat eben die Entwickelungsperioden, wie wir sie vorher beschrieben haben. Man vergleiche die Vorstellungsart des Kindes mit der des Jünglings und Mannes; die veränderte Art, wie wir die Gegenstände und die Begebenheiten in den verschiedenen Stadien unsers Lebens betrachten; bald neue Entdeckungen machen, wo wir vorher nichts gewahr wurden; bald über das lächeln, was uns sonst sehr ernsthaft vorkam, oder da weinen, wo wir sonst lachten. Unsere Begriffe über Zeit und Raum ändern sich mit den Jahren; dem Kinde wird die Zeit zu lang, dem Manne zu kurz. Ein Raum, der uns als Kind sehr groß schien, kommt uns in männlichen Jahren klein vor. Mit jeder neuen Idee, die sich mit unserm Vorstellungsvermögen assimilirt, erhält dieses eine neue Modifikation. — So geht es sowohl mit den Vorstellungen, die wir durch Eindrücke von außen erhalten, als mit denen, die von unserm Körper her auf uns wirken; daher die mannigfaltigen Einflüsse des Klima, der Gesellschaft, dann der Krankheiten. Unter allen diesen Einwirkungen von innen und außen auf unsere geistige Organisation bleibt unser Ich unverändert; obgleich die Organisation selbst

dadurch mancherlei Umwandlungen und Umbildungen erfährt, die sie unaufhörlich durch die Umstände, in denen wir uns befinden, erleidet.

Was beweist wohl mehr die innige Verbindung der geistigen und physischen Organisation, oder den gegenseitigen Einfluß zwischen Geist und Körper, — was beweist wohl mehr die wandelbare Form der organischen Masse, als die Eindrücke, welche das Geistige in den starren Theilen unsers Körpers zurückläßt, die physiognomischen Veränderungen nicht nur im Gesichte, sondern in der ganzen Form unsers Körpers? Mit den Jahren bildet sich das Gesicht mehr und mehr, und bekommt festen Ausdruck und Verhältniß. Dieser Ausdruck wird sprechend; alle Züge bilden ein übereinstimmendes Ganzes. Man vergleiche die Phisionomie des Kindes und des Mannes. Dies ist nicht blos eine Umänderung des Schlaffen ins Gespannte, des Weichen ins Feste, des Glatten in Furchen; sondern physiognomischer Ausdruck der Form, durch welche der Geist spricht; eine Sprache, die der Künstler versteht, und wofür die Raphaels und Coreccio's das höchste empfänglichste Gefühl hatten. Aber nicht blos nach den Jahren werden die physiognomischen Veränderungen bemerkbar, sondern zeigen sich in jedem Alter als Wirkungen des Denkvermögens auf den Körper. Innig durchwirkt die geistige Kraft die organische Masse; je mehr das Geistige in dem Men-

schen ausgebildet ist, desto mehr durcharbeitet es die Form, desto tiefer geht es in alle Theile des Körpers. Jede Bewegung des Geistigen hat eine Bewegung des Körperlichen zur Folge; je thätiger der Geist ist, je häufiger die geistigen Reize, besonders mit einer gewissen Kraft-anstrengung, in die organische Masse wirken, entstehen in derselben bleibende Eindrücke, die für den Beobachter bemerkbar sind. Daher der physiognomische Ausdruck im Gesichte des Denkers; daher im Gegentheil die glatten nichts-sagenden Gesichter der Leute, die ihre Denkkraft nie anstrengen, oder sie anzustrengen nicht fähig sind.

Die Entwickelungen der menschlichen Organisation sind an gewisse Zeiträume gebunden; Wachsthum und Ausbildung des Körpers gehn bis zu einer gewissen Periode, von der an die Abnahme und Verminderung der Kräfte beginnt. Diese Periode ist nach Beschaffenheit des Klima verschieden, wird auch durch Erziehung und Lebensweise verspätet oder beschleunigt, und so von ihrem natürlichen Standpunkte verrückt; die Abnahme geht, nach Beschaffenheit des Körpers und der äußern Einflüsse, langsamer oder schneller. Wegen ihrer weichern Fasern und mindern Cohärenz der Theile überhaupt, pflegen im Allgemeinen die Weiber älter zu werden, als die Männer; auch Mannspersonen von schlaffem Körper werden später ausgebildet, und vertrocknen später.

Das gewöhnliche Wachsthum und die Abnahme des menschlichen Körpers läßt sich durch folgende Skale erläutern:

Wachsthum.

1 — 40 — 60 — 70 — 78 — 80

Abnahme.

80 — 78 — 70 — 60 — 40 — 0

Im Fötus geht die Ausbildung und das Wachsthum wenigstens viermal schneller vor sich, als in folgenden Altern, von 1 — 40; wobei zugleich die zehnmonatliche Periode, in der diese schnelle Entwickelung sich ereignet, in Betracht kommt. Mehr als um die Hälfte langsamer ist die Entwickelung im Kindesalter, vom ersten bis zum siebenten Jahre, 40 — 60, wovon allein zehn Grad, 40 — 50, auf die ersten beiden Lebensjahre zu rechnen sind, und ein weit längerer Zeitraum bis zum siebenten Jahre die noch übrigen Grade erhält. Immer ausgedehnter sind nun die Perioden, indem auch zugleich die Thätigkeit des Wachsthums abnimmt; vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre, als bis zu der Periode der anfangenden Mannbarkeit, kann man nur zehn Grad rechnen, 60 — 70. Um die Zeit der Mannbarkeit geht das Wachsthum etwas schneller von Statten, und das vierzehnte bis zwanzigste Jahr nimmt ungefähr acht Grade weg, von

70 — 78. Noch bleiben zwei Grade bis zum fünf und zwanzigsten übrig, von 78 — 80, bis zur vollendeten Mannbarkeit. *)

Die Abnahme steht mit dem Wachsthume im umgekehrten Verhältnisse; am langsamsten geht sie vom fünf und zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre, ungefähr vier Grad Verlust, 80 — 76; beinahe eben so viel verliert der Mensch in dem folgenden Jahrzehend, und kommt bis auf siebenzig Grad; zehn Grad wenigstens gehn vom funfzigsten bis sechszigsten Jahre verloren; aber noch schneller sinken die Kräfte zwischen sechzig und siebenzig; wenn nun endlich der Marasmus

*) Herr Prof. Storr beobachtete das Wachsthum von 116 jungen Leuten in dem Erziehungshause zur Solitude. Es zeigte sich, daß nach dem achten Jahre das Wachsthum schnell zunahm, und von 1 bis 2 Zoll betrug; vom zehnten 2 Zoll, und so auch in den folgenden Jahren; vom dreizehnten etwas mehr, vom vierzehnten wiederum etwas mehr, und öfters über zwei Zoll. Im funfzehnten Jahre ist das Wachsthum noch größer, und niemals unter einem Zoll, und im sechszehnten war es öfters über 2 Zoll. Im siebenzehnten Jahre war es unbeständiger, und nahm wieder ab. Die Mannbarkeit habe einen besondern Einfluß auf das Alter, und beschleunige das Wachsthum. *Storr* Diss. qvae physic. Educat. etc. Tüb. 1775.

des Alters, vom siebenzigsten bis achtzigsten Jahre, die Kräfte verzehrt, so verliert der Mensch fast eben so viel, als er von seinem Entstehen bis zu seiner Geburt gewann. Indessen wird der Verlust der Kräfte im hohen Alter durch mancherlei Ursachen vermindert, und das Leben heftet sich bei aller dieser natürlichen Abnahme noch fest an die Organisation an.

Die meisten Thiere entwickeln sich früher als der Mensch; sie bringen diejenigen Theile, die zur Lebenserhaltung dienen, schon weit vollkommner auf die Welt, als der Mensch. In weit kürzerer Zeit bilden sich ihre thierischen Kunsttriebe. Den Menschen warf die Natur hülflos, wie eine umgekehrte Schildkröte, auf die Welt; aber eben dadurch bindet sie ihn mittelst seiner Bedürfnisse, während der langen Periode der Erziehung, an die Menschen, und schlingt dadurch das Band der menschlichen Gesellschaft fest. Der Mensch hat viel zu lernen: darum ward ihm eine lange Jugend, ein Zustand, in welchem, wegen Weichheit des Gehirns, seine Fassungskraft außerordentlich groß ist. Dem Menschen ist vieles Leben bestimmt: er bedarf daher vieler Zeit, ehe sich dieses Leben völlig durch seine Organisation verbreiten kann. Verhältnißmäßig dauert die Jugend des Menschen länger als sein Alter, wenn wir darunter die Zeit verstehen, in der er zu lernen fähig ist; und diese Zeit ist der schönste Genuß des

Lebens. Aber warum ward der Mensch bestimmt, den größten Theil seines Lebens hindurch zu lernen, zu streben nach Erkenntniß und Wahrheit, und so wenig das Erlernte zu brauchen; aus der Quelle zu trinken, stets zu dürsten, — und doch seinen Durst nicht zu löschen?

Vierter Abschnitt.

Anlage zur Polybiotik.

Individuelle Anlage zum physischen und intellektuellen Leben. — Lebenstrieb — Aeußerungen desselben — Bemerkungen über den Lebensgenuß und über das Verhältniß zwischen Lebensgenuß und Thätigkeit — physische Reize als Genußmittel — menschliche Genußfähigkeit. — Veredlung des Thierischen durch das Geistige. — Vorzügliche Organisation des Menschen zum Lebensgenuß. — Aufnehmungsorgane des Lebens: Sinnwerkzeuge, Haut-organ, Magen, Lunge.

Es ist ein Leben in der ganzen Natur, das sich in allen Formen und Gestalten offenbart, die uns die Körperwelt darstellt; ein Leben, aber verschieden vertheilt, und stufenweise, nach Beschaffenheit der organischen Körper, von dem niedrigsten bis zum höchsten Grade hinaufgeführt. Alles ist Eins. Das Ganze kann nicht ohne das Einzelne, das Einzelne

nicht ohne das Ganze bestehen. Der Mensch lebt in diesem allgemeinen Leben, welches sein eigenes Leben ist, von dem er vor allen uns bekannten lebendigen Geschöpfen, vermöge seiner vollkommenen und höchst verfeinerten Organisation, einen beträchtlichen Antheil erhalten hat. Vermöge dieser Organisation ist der Mensch fähig, viel Leben zu empfangen, viel Leben in sich zu bearbeiten, und viel Leben zu verbreiten. Unaufhörlich strömt Leben von der ihn umgebenden lebenvollen Welt auf ihn, das er mit jedem Athemzuge und mit jedem Lichtstrahle in sich saugt; Lebensstoff geht ihm mit den Nahrungsmitteln zu, die er genießt. Vorzüglich geeignet ist seine Organisation, um die aufgenommene Summe des Lebens zu bearbeiten, und in sein eigenes Leben zu verwandeln. Die Natur verlieh ihm noch überdies ganz besondere Organe zu diesem Zweck.

So groß die Summe des physischen Lebens, das ihm zu Theil ward, so ist er überdies noch mit einem höhern, geistigen Leben beglückt, welches ihn aus der Thierheit in das Geisterreich hinaufzieht. Auch hier findet die nämliche Analogie Statt. Er ist fähig, vermöge seiner geistigen Organisation, viel Seelenleben zu empfahen, das, wie aus einer höhern Welt, zu ihm herabkommt, und durch die edelsten Sinne, worin die geistige Organisation mit der physischen so innig verbunden ist, in seiner Vorstellungskraft aufgenommen wird. Groß ist die Summe des geistigen Lebens,

welche in dem Menschen verarbeitet, und in sein eigenes Vorstellungsvermögen verwandelt wird; davon zeugt die allmählige Ausbildung und Entwickelung der geistigen Kräfte durch äußere Veranlassungen. Der Mensch ist endlich fähig, viel geistiges Leben zu verbreiten; durch seinen Geist den schlummernden Geistesfunken in seinen Brüdern zu erwecken, und durch seine Kraft geistige Kräfte in Thätigkeit zu setzen.

Dies ist die natürliche Anlage des Menschen zur Viellebenheit nach seinen geistigen und physischen Kräften und deren Verbindung; das ist es, was ihn zum Menschen erhebt. Das Geistige in ihm erhöht und veredelt das Thierische, und macht ihn zu einer um so größern Kraft-äußerung seiner physischen Kräfte fähig.

1) Individuelle Anlage zum physischen Leben. Mancher Mensch hat ein besonderes glückliches Verhältniß in der Grundmischung seiner organischen Theile, das, was man eine feste Natur nennt, vermöge der er, ungeachtet mancher Hindernisse, einer dauerhaften Gesundheit genießt. Solche Menschen halten die größten Strapazen aus, überstehen gefährliche Krankheiten, sind zur ausdauernden Arbeitsamkeit die fähigsten. Man redet auch von einer besondern Anlage zum langen Leben, die sogar erblich seyn soll.

2) Anlage zum intellektuellen Leben. Wie verschieden ist sie! Man muß dazu besonders organisirt seyn; und zwar nicht nur in Rücksicht seiner geistigen, sondern auch seiner physischen Organisation. Trotz aller Hindernisse entwickeln sich wahrhaft große Talente; Genies werden geboren, nicht erzogen. Tausende hatten vielleicht eben die Gelegenheit, sich zu bilden, wie Buonaparte, und unter diesen tausenden wurde es nur einer. Seht da die individuelle Anlage!

Die Anlage zum Leben äußert sich sowohl in der Fähigkeit, Leben aufzunehmen, als Lebenshandlungen hervorzubringen; beides ist eine und dieselbe Eigenschaft, die wir nur subjectiv, nicht objectiv, trennen dürfen; beide stehen in einem gleichmäßigen Verhältnisse. Wo viel Empfänglichkeit für das Leben ist, ist auch viel Kraft-äußerung; beide befassen wir unter dem Begriff: Thätigkeit des Lebens, oder thätiges Leben. Sobald sowohl die Aufnahme des Lebens als die Kraft-äußerung wirkt, so kommt das Leben in Gang; je thätiger diese Wirkung, desto mehr Leben. Die Anlage ist blos die Fähigkeit, oder das Vermögen, zu leben, wobei wir jetzt nicht daran denken, ob, und in welchem Grade es ausgeübt wird. Diese Anlage zum Leben ist in der menschlichen Organisation die größte, die wir kennen, und deren Umfang wir erst dann zu beurtheilen im Stande sind, wenn sie in ein vollkomme-

nes wirksames Leben übergeht. Die Entwickelung dieser Anlage wird durch äußere Reize befördert und unterhalten. Dieses ist sowohl von dem physischen als dem intellektuellen Leben zu verstehen.

Aber physisches und intellektuelles Leben ist ein Leben, d. i. menschliches Leben. Diese Trennung wird, damit die Begriffe dem Verstande deutlicher werden, wiederum blos subjectiv, und nicht objectiv, gemacht.

In dem Menschen liegt also der Grund alles Guten und Schönen, Erhabenen und Großen, welches durch menschliche Kraft belebt werden soll, und welches in den edelsten und größten Menschen lebendig wird. Es liegen Keime in dem Menschen zur menschlichen Vortrefflichkeit, die erst in spätern Generationen, nach Jahrhunderten, bei weitern Fortschritten der Menschheit belebt werden sollen, und gewiß einst belebt werden. Die Natur zeichnet keinen Umriß vergeblich, den sie nicht früher oder später ausführt. Nur muß sich hier unser Blick über das Ganze verbreiten, und sich von dem individuellen Menschen, als einem einzelnen Organ des allgemeinen Natur-organismus, abziehen. Es ist der Gang der Natur, daß Kräfte in Wirksamkeit gesetzt werden, daß Fähigkeiten sich entwickeln, und daß dunkele Empfindungen in Bewußtseyn übergehen. Zum deutlichen Anschauen mit Bewußtseyn, zu diesem höchsten Punkte menschlicher

Freiheit, werden wir durch tausend Uebergänge hinaufgeführt, aus der Dunkelheit zum Lichte; und je mehr dieses Licht sich über unser Seyn verbreitet, desto vollkommner, genußreicher und lebendiger ist es. Aber ach! der Mensch erlangt hienieden nur einen kleinen Theil dieser Vollkommenheit, schöpft nur einzelne Strahlen des Lichts.

Es ist Etwas in dem Menschen, das ihn zur Entwickelung seiner Kräfte antreibt, man mag es Lebenstrieb oder Bildungstrieb nennen: ein gewisses thätiges Princip, welches das Leben in dem Menschen ausarbeitet, und sich durch Aufnahme des Lebens, so wie durch Kraft-äußerung, thätig erweist. Dieser Trieb ist nichts anders, als die Energie des Lebens selbst, wodurch die Bestimmung eines Geschöpfs erreicht wird. Das Daseyn dieses Triebes erkenne ich nicht nur in allen Lebenshandlungen, sondern auch aus einem innern Gefühl; aus dem Wohlbehagen, welches mit allem dem verbunden ist, was das Leben befördert; aus dem Mißbehagen, welches von dem Leben schädlichen Eindrücken erfolgt; aus der natürlichen Neigung für das Leben in jedem Geschöpfe; aus der Freude, die uns alles Lebendige gewährt; endlich aus der Hinneigung gegen die Lebensreize, z. B. gegen Licht und Wärme, die wir bei den Pflanzen und Thieren bemerken. Dieser Lebenstrieb äußert sich sowohl

in dem physischen, als in einem noch höhern Grade in dem intellektuellen Leben. Aber alles dieses ist ein Trieb, Trieb des menschlichen Wesens, so mannigfaltig und verschieden seine Aeußerungen sowohl in der physischen als intellektuellen Welt sind. Ueberall ist ein rastloses Bestreben, Leben zu äußern, zu wirken und zu handeln; ein Bestreben nach Freiheit, nach immer größerer unbeschränkterer Thätigkeit in einem fortwährenden Kampfe mit allen Hindernissen, die ihm die Organisation des Körpers und die äußern Einwirkungen entgegenstellen; jeder Fortschritt zur freieren Thätigkeit macht neue Freude; jeder Widerstand schmerzt, und reizt entweder zu größerer Kraft-anstrengung, oder unterdrückt die Lebensäußerung, je nachdem der Trieb stärker oder schwächer ist. Dieser Trieb ist in einem sehr verschiedenen Grade vorhanden, je nachdem er mehr oder weniger unter dem Einflusse des Geistes steht, und je nachdem äußere Veranlassungen zu seiner Entwickelung und Thätigkeit auf ihn wirken. Groß ist der Lebenstrieb im geistvollen Menschen; groß ist er, wenn starke physische oder geistige Reize auf den Menschen wirken, z. B. ein heiterer Himmel, stärkende Nahrungsmittel, angenehme erhebende Leidenschaften. Was aber vorzüglich das Wesentliche dieses Triebes beweist, ist das Entgegenstreben gegen die Hindernisse des Lebens, gegen die widrigen Einflüsse des Klima, der Witterung, der niederschlagenden Seelenreize: so

daß mit der Größe dieses Widerstandes die Thätigkeit im Verhältnisse steht.

In allen Lebensäußerungen zeigt sich dieser Trieb. Unwiderstehlich sucht der Mensch das, was sein Leben befördert, und wodurch er sein Leben äußern kann. Dahin gehört die Neigung zur Bewegung des Körpers, zur freien Luft; der Trieb zum Denken, Neugierde, Wißbegierde, Nachahmungssucht. Dieser Trieb wird nie völlig befriedigt, aber unaufhörlich durch neue Genüsse hingehalten, gestärkt und vermehrt. Je mehr die Organisation sich entwickelt, folglich die Fähigkeit für das Leben sich vergrößert, desto stärker ist dieser Trieb; und indem er fortwächst, bildet er die Organisation aus. Mit anziehender Kraft wirkt er, um Leben an sich zu ziehen, um Leben zu bearbeiten und auszubreiten, und so sich in das allgemeine Leben der Welt zu versetzen. Sobald der Mensch Kraft in sich fühlt, will er sie gebrauchen, will damit um sich her wirken; und jede Wirkung seiner Kraft ist von einer Rückwirkung begleitet. Dieses gegenseitige Wirken entwickelt den Lebenstrieb, und so bildet sich das Leben immer mehr aus in dem Menschen, je mehr er mit der physischen und intellectuellen Welt in Verbindung kommt. Das Kind, welches nicht genug wirkliche Welt um sich hat, schafft sich eine eigne Welt in der Phantasie, in der es Geschöpfe entstehen läßt, und Handlungen ausübt, die sonst nur in der wirklichen

Welt Statt finden. Der Mensch, in dem der Thätigkeitstrieb erweckt ist, fühlt sich überall beschränkt, und wo ihm die wirkliche Welt nicht mehr Stoff genug zum Handeln giebt, schafft ihm seine Phantasie wenigstens Stoff zum Denken. Er fühlt es gar wohl, daß er mit seiner Thätigkeit über diese Welt hinausreicht, weil sie ihm nicht Befriedigung gewährt.

Je inniger in dem Lebenstriebe das Geistige mit dem Physischen vereinigt ist, desto thätiger und umfassender ist er, indem dadurch das Physische veredelt wird. Je wirksamer das Geistige in dem Menschen, desto größer sind seine Lebensäußerungen, desto mehr Kräfte setzt er in Bewegung, desto wichtiger sind die Wirkungen, die er in der moralischen Welt verbreitet. Est Deus in nobis; nos agitante calescimus illo. Dieses Göttliche in dem Menschen treibt ihn zu großen Thaten, reißt ihn fort von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; der Geist treibt ihn zum Handeln und Wirken; jeder Widerstand giebt seinem Triebe neuen Reiz, erweckt neue Talente; es gewährt aber auch dem Menschen eigene unaussprechliche Freuden und Seligkeiten in der Befriedigung dieses Triebes. Alles, was wir Trieb, Begierde, Bestreben, nennen, vereinigt sich in dem allgemeinen Begriffe von Lebenstrieb. Wir sehen hinweg von dem Gegenstande, der diesen Trieb hervorlockt, es sey physischer, geistiger oder moralischer Reiz; immer kommen wir wieder auf

ein gewisses Princip zurück, von dem die Entwickelung des Menschen ausgeht, auf einen Punkt, von welchem her sich alles Leben in ihn und von ihm verbreitet; immer ist es Erweiterung des Lebens, vermehrtes und erhöhtes Daseyn des Menschen, es mag sich nun in die physische oder intellektuelle Welt verbreiten; immer ist es der Mensch, dessen Kräfte dadurch erhöht und vermehrt werden. Alle die tausenderlei Reize wirken auf ein Princip zurück.

Noch einmal muß ich es hier wiederholen, daß die Eintheilung in physische, geistige und moralische Triebe, und eben so vielerl. Erweckungs- und Beförderungsmittel dieser Triebe blos dazu dient, um die Uebersicht zu erleichtern, daß aber in der Wirklichkeit keine Trennung Statt findet, sondern für alle eine Beziehung und ein Vereinigungspunkt, der Mensch, ist.

Was war es, das einen Alexander von Eroberungen zu Eroberungen hinriß, ihn über Gefahren erhob, und ihm selbst die Natur besiegen half? — Unersättlicher rasender Ehrgeiz? Diesen erkennt der Moralist in ihm; aber der Polybiote sieht hier eine ungeheure Thätigkeit des Lebensprincips nach Erweiterung und Vergrößerung des Lebens, einen der größten praktischen Polybioten seiner Zeit. *)

*) Er selbst sagt: „Ea stirpe sum genitus, *ad multam* prius, qvam *longam* vitam debeam optare." *Curtius* IX. 6.

Wie schön aber, wenn das Geistige in dem Menschen durch Moralität zum Göttlichen erhöht wird! Was war es, das einen Franklin, einen Howard, einen Wilberforce begeisterte? — Erhabenes Gefühl der Pflicht, du erhebst unser Leben zum höhern Seyn; du ziehst von niedrigen sinnlichen Trieben zur Vernunft empor, zur Freiheit und Seligkeit; nur durch dich erreichen wir den Zweck unsers Daseyns; du giebst Unerschrockenheit und Muth in Gefahren, und stärkst unser Leben mit der höchsten Energie, deren unser Wesen hienieden fähig ist!

Dieser Lebenstrieb wird durch das angenehme Gefühl des Lebens, welches in dem Grade erhöht wird, als das Leben sich frei entwickeln kann, genährt und unterhalten. Alles Leben ist freundlich, und mit angenehmen Genüssen verbunden, wodurch jedes Geschöpf an sein Daseyn gekettet wird; der Tod ist unfreundlich und schrecklich. Je mehr Leben, desto mehr Freude und Genuß; ohne Leben ist keine Freude und kein Genuß für irgend ein Geschöpf; denn aller Genuß entspringt unmittelbar aus unserm Daseyn, er mag nun von innen oder von außen herkommen. Daher bei allen Geschöpfen die unüberwindliche Anhänglichkeit an das Leben, die sich beim Menschen nur im Zustande des Wahnsinns oder der Bewußtlosigkeit auf eine Zeitlang verlieren kann. Daher die Freude an allem Lebendigen, die sympathetische Wirkung auf die Thä-

tigkeit und Lebenserregung unsers Vorstellungsvermögens beim Anblick in Bewegung gesetzter lebendiger Wesen, ja selbst bloßer wirkender Maschinen; daher die innige Verbindung der Idee von Leben, oder belebt mit dem Begriffe der Anmuth und Schönheit: daher das Leben in der Bildhauerkunst und Malerei, der physiognomische Ausdruck von Leben in der Menschengestalt, besonders im Gesichte, das lebenvolle Auge; daher der schönste Reiz der Tonkunst in dem lebendigen Vortrage; daher der herzerhebende Anblick, den uns die lebenvolle Schöpfung gewährt; die Freuden, die der Lebengeber, der Frühling, über unser ganzes Wesen verbreitet; daher der Reiz der Neuheit, weil sie uns die Idee einer Fortbewegung, Veränderung und Lebensthätigkeit giebt. So dringt das Leben in alle unsere Empfindungen hinein, und alle unsere Triebe streben nach Leben und Thätigkeit. Leiden und Schmerzen können den Trieb zum Leben nicht unterdrücken; wie ein Sonnenstrahl bricht der Gedanke an Leben durch die Nacht des Elends.

Es ist kein Leben ohne Genuß des Lebens, ohne Lebensgefühl. Dieser Lebensgenuß ist im Verhältnisse mit dem Antheil von Leben, den ein Geschöpf hat. Je vollenderer die Organisation eines Geschöpfs, desto mehr Lebensgefühl ist ihm gewährt. Aber nie läßt sich der Gedanke von Nichtempfindung des Lebens

mit dem Begriffe irgend eines lebendigen Geschöpfs vereinigen, wäre es auch auf der niedrigsten Stufe der Organisation. Es ist dieses im Vorhergehenden von den Pflanzen gezeigt worden. Wollen wir auch den Pflanzen kein Bewußtseyn, oder bewußtes Gefühl des Lebens zuschreiben, so sind wir doch geneigt, ihnen eine gewisse dunkle Lebensempfindung, einen Sinn für das Leben, welches sie genießen, beizumessen, wodurch sie sich von leblosen Maschinen unterscheiden. Dieses nicht zu denken, widerstrebt unsere Beobachtung der unzertrennlichen Verbindung der Selbstempfindung des Lebens mit dem Leben bei den höhern organischen Wesen. Auch die Pflanze neigt sich gegen das Licht, vegetirt schöner unter dem Einflusse der belebenden Wärme: sollte ihr von diesen angenehmen Lebensreizen nicht ein gewisses Selbstgefühl zu gute kommen?

Entwickelter ist die Lebensempfindung in den Thieren, je höher sie auf der organischen Leiter stehen, und geht in ein deutliches Bewußtseyn über. Da giebt es schon Freuden des Lebens, und schmerzhaftes Gefühl, erregt von allem, was das Leben hindert, oder die Organisation zerstört. Um so größer ist auch der Widerstand gegen die dem Leben schädliche Einwirkungen, je größer überhaupt die Einwirkung der Reize und die Gegenwirkung des Lebensprincips bei einem organischen Wesen ist. Unendlich verschieden sind die

Grade des Lebensgenusses, so wie die Stufen des Lebens selbst, auf welchen ein Geschöpf in der organischen Welt steht.

Der Mensch, auf der höchsten Stufe der Organisation, der das meiste Leben lebt, hat auch den meisten Lebensgenuß. Schon seine vollkommene Organisation macht ihn fähig für den vollkommensten physischen Genuß des Lebens. Dieser Genuß wird durch das Geistige, was in ihm ist, unendlich mehr verfeinert, gereinigt und erhöht, als ihn jedes Thier genießen kann; noch mehr aber wird ihm dadurch eine Welt von erhabenen geistigen Genüssen eröffnet, wovon die Thierheit keine Ahnung hat. Die Verbindung des Intellektuellen mit dem Thierischen, das daher fließende vollkommene menschliche Leben, setzt den Menschen in einen Zustand extensiver und intensiver Genüsse, wie er bei keinem Thiere möglich ist, worin er Ersatz seiner Leiden und Entschädigung für sein kurzes Daseyn findet. Die menschliche Organisation, die so viele Berührungspunkte mit der Außenwelt hat, erhält dadurch eine um so größere Menge von Genüssen, die in dem Augenblicke hervorgehen, da sie von der Operation des Lebens bearbeitet werden, d. i. indem die Lebenseinflüsse assimilirt und animalisirt werden. Das ganze menschliche Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Genüssen, die uns unaufhörlich zuströmen, und mit mehr oder minderm Bewußtseyn aufgenommen werden.

Je vollkommner der Zustand unsers organischen Körpers, je verhältnißmäßiger die Einwirkung der äußern Reize mit der Gegenwirkung der organischen Masse, desto mehr Wohlbefinden und Lebensgenuß; je weniger überhaupt der Wirkung des Lebens Hindernisse entgegenstehen, desto mehr können wir uns des Lebens freuen. Denn das Streben nach Freiheit, die Gegenwirkung gegen die Einwirkung dieser Hindernisse ist dem Leben eigenthümlich, und eben aus dieser entgegengesetzten Wirkung beider entsteht die Thätigkeit des Lebens. Dieses ist der Fall sowohl bei dem thierischen als intellektuellen Leben; welches bei dem Menschen ein Leben ausmacht. Ueberall das Streben nach Freiheit, überall die Gegenwirkung der organischen Masse, welche dem Leben Widerstand leistet. Es ist aber das Körperliche, welches dem Leben diesen Widerstand entgegen setzt, nicht als von einer besondern entgegengesetzten Lebenskraft belebt, so, daß gleichsam aus dem Kampf zweier heterogener Kräfte die Lebensthätigkeit entstünde, wie man hier leicht misverstehen könnte; sondern blos der Gegensatz des Unbelebten gegen das Belebte.

Wie das Licht, so geht auch das Leben in die organisirte Masse ein. Wie das Licht durch transparente Körper dringt, so wirkt das Leben um so freier und thätiger, je feiner die Körpermasse organisirt ist. Das Licht findet seinen Widerstand in dichten Körpern; das

Leben scheint um so mehr Widerstand zu finden, je dichter und härter ein Körper. Ist nicht die Quelle des menschlichen Lebens im Hirn und in den Nerven, als den weichsten Theilen? Hat man auch das Gehirn zuweilen verknöchert, mangelhaft, oder gar nicht in lebenden Geschöpfen gefunden, so waren doch Nerven, so waren doch flüssige Theile da. Man erinnere sich hierbei an die erste Entwickelung des Lebens in der Flüssigkeit, animirte Flüssigkeit, wovon im Vorhergehenden die Rede war. Daher auch die große Lebensthätigkeit bei Kindern, wegen der Weichheit des Gehirns.

Je weniger Hindernisse der Wirkung des Lebens entgegen stehen, je freier sie ist, desto mehr Lebensgenuß: daher die verhältnißmäßig parallel-fortschreitende Stufenfolge der Lebensfreiheit und des Lebensgenusses. Je höher das Leben, desto mehr Fähigkeit zu einem wahren vollkommenen Lebensgenuß, und desto mehr wirklicher Genuß, je weniger die freie Thätigkeit des Lebens von dem Körper oder von äußern Reizen gehindert wird.

Freiheit ist also das Ziel, nach dem der physische und geistige Mensch hinstrebt. Je freier er seine Thätigkeit äußern kann, desto vollkommner ist sein Daseyn. Der Gebrauch entwickelt die Kräfte; und je ungehinderter dieser Gebrauch ist, desto mehr physische und intellektuelle Vervollkommnung.

Alles, was überhaupt zur Erhaltung des Lebens wirkt, gewährt auch Lebensgenuß. Der Mensch, als Organ der lebenvollen Natur, genießt mit der Natur zugleich, so wie sich freundliches Leben um ihn verbreitet. Wenn im Frühlinge das allgemeine Leben der Natur aufgeregt wird; alles, was lebt und vegetirt, in neue Thätigkeit gesetzt, die Keime im Reiche der Organisation entwickelt werden: so fühlt der Mensch auch durch die allgemeine Naturrevolution sich von neuer Thätigkeit belebt, die eine Quelle neuer Freuden für ihn wird. Die Genüsse, die ihm aus der Natur zuströmen, empfängt er nach Beschaffenheit seiner Organisation, und nach dem Grade der Ausbildung dieser Organisation. Ist das Geistige in ihm herrschend, so genießt er sie veredelt und verfeinert mit hellem Bewußtseyn und wahrer Seelenfreude; ist aber das Thierische in ihm überwiegend, so hat er davon blos einen rohen sinnlichen physischen Genuß. Aber immer wirken die physischen Reize der Natur zur Erregung der Thätigkeit des thierischen Lebens vornehmlich, und gewähren zuförderst sinnlichen Genuß; nur der gebildete Mensch genießt sie durch das Geistige veredelt. Daher der Einfluß des Klima auf den Menschen. Da, wo die Natur am üppigsten prangt, wo Luft, Meer und Strom voll Leben und Fruchtbarkeit, wo die saftreichsten Bäume, die schönsten Thiere, da schwelgt der Mensch auch im sinnlichen physischen Ge-

nuß sorglos, aber voll thierischen Lebens, in ungewöhnlicher Fruchtbarkeit. In einem solchen Klima zeugt der Neger gegen hundert Kinder. Dann aber ermangelt der Mensch der geistigen höhern Genüsse, weil durch das körperliche Wohlbehagen aller Geist in ihm erstickt wird. In einem Klima, wo die Natur ihre Güter mit sparsamer Hand austheilt, werden durch das Bedürfniß der Lebenserhaltung viele Kräfte in dem Menschen entwickelt, die außerdem unbenutzt bleiben würden; aber immer fehlt es an der gleichmäßigen Entwickelung, so daß entweder das Physische oder das Intellektuelle zurückbleibt. Der glücklichste Himmelsstrich zur Entwickelung des Menschen war von jeher die gemäßigte Zone, wo die Menschen ihren Geist und Körper gleichmäßig kultivirten, wo die schöne Natur eine solche Fülle von vegetabilischen und animalischen Leben darbot, als es zu einem gemäßigten Genuß sanfter menschlicher Freuden bedarf. Darum lebten die Menschen so ein schönes herrliches Leben in Griechenland. Unter einem solchen Himmelsstriche konnte Kultur und Humanität aufblühen.

Aber die Natur will, daß der Mensch sich seines Lebens erfreue; doch die Menschen wollten es anders. Indessen ist kein Leben ohne Freude und Genuß; und alles, woraus sich für uns Leben entwickelt, gewährt uns auch Genuß. Weislich hat die Natur mit allem, was zur Erhaltung des Lebens dient, angenehme Reize

verbunden, und daran das Bestreben zu unserer Selbsterhaltung geknüpft. Dieses Bestreben wird sowohl durch das schmerzhafte Gefühl des Mangels an dem nöthigen Lebensreiz, als durch die angenehmen Empfindungen, die der Genuß dieser Reize erregt, unterhalten. Es ist dieses sowohl in Betreff der geistigen als physischen Reize der Fall. So wie die äußern Reize auf die Organisation überhaupt wirken, und blos in demjenigen Organe, welches sie zunächst oder unmittelbar afficiren, eine vorzügliche Wirkung erregen: so entsteht auch im Verhältniß zu den Reizen, je nachdem sie mehr oder weniger wirken, oder nachdem einige derselben mangeln, eine allgemeine, durch alle Organe verbreitete Affektion, die sich blos in demjenigen Organe stärker äußert, welches zunächst oder unmittelbar von den Reizen afficirt wird. So entsteht Hunger und Durst von Mangel an nöthiger Nahrung, dieses unbehagliche schmerzhafte Gefühl, welches zunächst von dem Verdauungsvermögen ausgeht; so erfolgt wiederum durch die Sättigung von daher ein angenehmes Gefühl. Eben dies ist der Fall mit den angenehmen Empfindungen, die uns eine reine Luft, Licht und Wärme gewährt.

Je weiter wir die Analogie zwischen dem Geistigen und Physischen fortsetzen, desto mehr finden wir, daß in beiden die Natur nach gleichen Gesetzen wirkt; in

dem Menschen ist beides in Eins verschmolzen, daher dürfen wir nur das Gesagte auf sein intellektuelles Leben anwenden. Unverkennbar ist in dem Menschen das Streben nach geistigen Reizen, aber nur in dem Grade seiner Kultur; — jedoch läßt es sich auch bei dem rohesten, an das Thier gränzenden Menschen nicht übersehen, denn er ist Mensch; nur der reine geistige Genuß mangelt ihm. Denn je unentwickelter das Geistige in dem Menschen, desto mehr mangelt ihm das Vermögen, in seinen Begriffen das Geistige von dem Physischen zu trennen; er genießt also die geistigen Reize in dem Maaße, wie sie auf die rohe Natur, vermischt mit dem Thierischen, wirken; aber er hat blos ein dunkles allgemeines Gefühl davon; er kennt sie nicht, weiß nicht, was er genießt; folglich wird er auch nicht darnach streben, sie von dem thierischen abgesondert, oder wenigstens nicht so vermischt, zu empfangen, oder eine größere Summe derselben zu genießen. Der gebildete Mensch trennt das Intellektuelle von dem Physischen in seinen Begriffen, und gelangt dadurch zu einem deutlichen Bewußtseyn seines Verstandes in seinen Genüssen. Dieses Unterscheidungsvermögen ist die Gabe der Vernunft.

Alle Lebensgenüsse vermehren die Summe des thätigen Lebens, erweitern den Wirkungskreis unsers Seyns, indem sie zugleich die Fähigkeit zu einer größern Summe des Lebens und Genusses stärken.

Nun noch einige Bemerkungen über den Genuß, welchen die physischen Lebensreize gewähren.

Zuerst also vom Lichte. Das Licht ist freundlich und schön, das Element des Himmels, welches, wie aus einer andern Welt, zu uns herabkommt. Um es zu genießen, muß das Geistige in dem Menschen weit entwickelter seyn, als für irgend einen andern Lebensreiz. Daher war es schon eine verfeinerte Religion, die den Menschen zur Verehrung des wohlthätigen Gestirns erhob, welches der Erde das Licht zusendet; daher wurden die Untersuchungen über das Licht so spät und erst dann angestellt, als der menschliche Geist bereits eine hohe Stufe der Kultur erstiegen hatte. Fast sterbend ließ sich Friedrich der Einzige auf die Terrasse von Sanssouci bringen, und blickte zur Sonne empor, und sprach: „Bald werde ich dir näher kommen, wohlthätiges Gestirn!“ Je feiner der Mensch organisirt ist, desto mehr ist er fähig, das Licht mit Bewußtseyn zu genießen, zu empfinden die tausend Freuden, die es in der Natur um sich her verbreitet. Darum vergleicht man alles Große und Schöne mit dem Lichte. Sollt' es nicht Wesen geben, deren Organisation des Lichts weit fähiger ist, als die menschliche? und sollte wohl eben diese Fähigkeit in gleichem Verhältnisse mit der Vortrefflichkeit der Wesen fortgehen? Wenn die Schrift uns eine erhabene Idee von dem Ewigen geben will, sagt sie: „der im

Lichte wohnet!" Aber sinnliche thierische Menschen sind viel zu sehr an die Erde geheftet, als daß sie für dieses himmlische Element Sinn haben sollten; sie wollen etwas, was das thierische Gefühl gröber afficirt; nur Wärme und Feuerstoff kann ihre Sinne wecken.

Die ganze vegetabilische und animalische Schöpfung strebt zum Lichte empor: die Pflanze richtet sich vom Boden auf, dem Strahl der Sonne entgegen; das wiederkehrende Morgenlicht lockt die Thiere aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Den Menschen vollends richtete die Natur auf mit erhabenem Haupte *), um ihn dem Lichtquell näher zu bringen, als seine niedern Mitgeschöpfe, um von allen Seiten her die erquickenden Strahlen des Tages zu empfangen. Wo ein Funke des Lichts hinfällt, regt sich das schlummernde Leben. Je mehr Leben, und je höheres Leben, desto mehr Empfänglichkeit und Empfindung gegen das Licht; je tiefer ein Wesen in der organischen Schöpfung steht, desto weniger wird es vom Lichte afficirt. Nur tief in dem dunklen Schooße der Erde werden Metalle bereitet und mineralische Körper gebildet; aber sobald die Natur mit ihren Geschöpfen aus der Nacht hervorgeht, öffnet sie ihnen den Sinn für das

*) ανθρωπος, ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht emporträgt.

Licht, und setzt das Licht mit ihrem Leben in Verbindung. Schon da ist höhere Organisation, wo Licht auf das Leben wirkt; noch höher ist ein organisches Wesen, das mit eigenen Organen für die Einwirkung des Lichts begabt, die ihm das Licht von außen her in sein Empfindungsvermögen herzuführen; am höchsten steht das Wesen, welches die Wonne des Sehens mit Bewußtseyn genießt.

Wenn das Licht in Körper eindringt und unsichtbar wird, so heißt es Wärme. Die Wärme ist eine bloße Modifikation des Lichts, wie einer unserer scharfsinnigsten Philosophen *) erwiesen hat. Da, wo das Licht am wenigsten wärmt, leuchtet es am meisten. Das Licht der Sonne glänzt auf hohen Bergen weit stärker, als in der Tiefe. Es ist im Vorhergehenden gesagt worden, was die Wärme für das Leben ist, wie sie von außen und innen die Thätigkeit des Lebens anfacht, und die Integrität der Organisation erhält, wie sie bei der Bildung und Fortdauer organischer Körper gleich wirksam ist. Hier finden wir zugleich den angenehmsten Lebensgenuß, welcher von dem Reize der Wärme erregt wird, das sanfte Gefühl, welches uns bei der Wiederkehr des Frühlings umschmeichelt,

*) Schnelling Ideen zu einer Philosophie der Natur.

die Lebhaftigkeit und Munterkeit, welche die Wärme in uns erweckt, im Gegensatz mit der unangenehmen abstumpfenden, alle Thätigkeit niederschlagenden Wirkung der Kälte. Auch die innere Wärme steht mit dem Gefühle des Lebens im Verhältniß; daher so viel Lebensgenuß in der Jugend, wo, durch die Thätigkeit der körperlichen Verrichtungen viel Wärme erzeugt wird; welches bei der Abnahme der innern Wärme im frostigen Alter sich ganz anders verhält. Diejenigen Thiere, in welchen die Natur die meiste innere Wärme angehäuft hat, z. B. die Vögel, sind die beweglichsten und lebendigsten. In warmen Himmelsstrichen ist die Vegetation und Animalisation am thätigsten; und nirgends wird die organische Schöpfung so durchlebt und durchgenossen. Wie traurig ist hingegen der Anblick jener Gegenden, wo ein ewiger Winter herrscht, wo sich die Pflanzen wieder zur Erde beugen *), und die Thiere schwach und unvollendet zurückbleiben; wo alles matt, traurig und entstellt ist. Das Alter und die Schwäche werden durch Wärme erquickt, verjüngt und hergestellt. Wenn es an innerer Wärme mangelt, so gewährt die äußere durch Ersatz immer noch einen an-

*) Auf hohen kalten Gebirgen ist die elendeste Vegetation; die Pflanzen erreichen weder ihre gewöhnliche Größe noch Schönheit, und verwachsen wieder in den Boden, wie das Krummholz.

genehmen Genuß; einen Genuß, der nur mit dem Leben selbst endet, so wie er mit seiner Entstehung begann.

Eben derjenige Theil der Luft, das Oxigen, welches dem Leben so günstig ist, gewährt uns auch alles, was wir aus diesem Element Angenehmes und Genußreiches schöpfen. Je mehr die atmosphärische Luft in ihrer Mischung Oxigen enthält, desto erquickender ist sie für uns; daher das unaussprechlich angenehme Gefühl des Athmens in einer reinen, jedoch nicht allzuverdünnten Luft auf Gebirgen, oder das Einathmen der künstlich bereiteten Lebensluft.

Wie manchfaltige behagliche Empfindungen gewähren uns die Nahrungsstoffe, wo die Natur so sinnlich das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden hat. Aber eben diese Empfindungen dienen dazu, um sie verdaulicher zu machen; oder vielmehr dasjenige Princip in den Nahrungsmitteln, welches der Grund der Verdaulichkeit derselben ist, erregt diesen angenehmen Reiz. Ekel-erregende Dinge werden weniger verdaut, oder von dem Magen gar nicht angenommen.

Ich muß noch die Bemerkung beifügen, daß zwar alle die erwähnten Lebensreize fähig sind, in eben dem Grade angenehme Empfindungen hervorzubringen, als sie das Leben unterstützen; allein wenn sie nicht für die Dauer des Lebens und für die Integrität der Organisation gefährlich werden sollen, so muß ihre Wirkung

im Verhältniß gegen die Beschaffenheit der Organisation seyn. Es kommt also nicht bloß auf die Menge und auf die Stärke dieser Reize an, sondern auf die Fähigkeit, sie zu vertragen. Daher wirkt eine sehr reine Luft auf manche Körper konsumirend und lebenverkürzend; daher die Magenschwäche von dem Genuß stark reizender, ob zwar angenehmer Speisen. Doch kommt es hierbei auf die Dauer des Genusses und andere Verhältnisse an. Hieraus folgt, daß man sein Streben nach angenehmen Genüssen durch die Rücksicht auf das Verhältniß der Reize zu der Organisation einschränken müsse.

Der Mensch ist mit einer feinern Genußfähigkeit für das Leben ausgestattet, als die Thiere, vermöge der er die Genüsse, die er mit ihnen gemeinschaftlich hat, menschlich, d. i. veredelter empfindet. Wenn auch einige Thiere mehr Schärfe und Feinheit der Sinne besitzen, so übertrifft er sie an größerer Genauigkeit der Sinne; wenn sie auch mehr thierische Wollust empfinden, so wird sie ihm durch menschliches Gefühl ersetzt.

Der Mensch ward zugleich für eine höhere geistige Welt organisirt, woher ihm eine Menge Lebensreize zuströmen, die eben so viele Genüsse für ihn sind. Die erhebenden Leidenschaften, Hoffnung, Freude, Muth, stärken die Seele, und gewähren angenehme Empfindungen in einem Grade, wie sie kein Thier empfinden

kann. Die Thätigkeit der Denkkraft, oder des intellektuellen Lebens, ist mit unaussprechlichen Genüssen verbunden, die aus Vorstellungen entstehen, welche die Seele entweder in sich selbst, oder durch äußere Veranlassung bildet. Das angenehme Gefühl, welches aus der Entwickelung einer Gedankenreihe entsteht; das Vergnügen aus der gegenseitigen Mittheilung von Ideen im gesellschaftlichen Umgange; die geistige Wohllust bei Entdeckung neuer Wahrheiten, wenn wieder eine dunkle Region unsers Vorstellungsvermögens beleuchtet wird: solche Genüsse sind der Menschheit bereitet; in welchem hohen Grade werden sie von gut organisirten gebildeten Menschen genossen? Was empfand Gibbon in jener Mitternachtstunde, als er die letzten Zeilen seines unsterblichen Werks niederschrieb? Welches Leben entwickelte sich zur Thätigkeit in dem Genie eines Buonaparte, als er bei Lodi die Fahne ergriff, und dadurch die Schlacht entschied? Aber mit welchem angenehmen Gefühl war diese Lebensthätigkeit begleitet. Welche Genüsse des intellektuellen Lebens für einen Haller, für einen Kant, wo dem Genie ein unermeßlicher Vorrath von Kenntnissen offen steht, wo aus einer Idee sich Millionen anderer entwickeln. Unaussprechlich süße Freuden gewährt dem Menschen seine Phantasie; bald durch stilles Fortschreiten der angenehmen Vorstellungen, bald durch den höchsten dichterischen Enthusiasmus.

Diese geistigen Genüsse erheben den Menschen über den Einfluß des Körperlichen, und wenn die physischen Kräfte abnehmen, halten sie noch sein Leben aufrecht; selbst bei einem schwächlichen Körper dienen sie als Stärkungsmittel.

Auf so mancherlei Art zieht die Natur den Menschen ins Leben hinein, indem sie alle seine Freuden damit verknüpfte, und ihn, je mehr sich sein Leben erweitert, desto mehr genießen läßt, und gerade dann, wenn das Leben am mittheilbarsten, ist es mit den schönsten Reizen geschmückt. Dies ist auch hier wieder der Fall in Betreff des physischen und intellektuellen Lebens. Das Geschäft der Fortpflanzung ist mit den lebhaftesten Reizen verbunden, weil gerade in der Periode der Mensch dazu am fähigsten ist, wenn er die vollkommene physische Ausbildung erlangt hat, und er überhaupt das meiste physische Leben genießt. Ohne angenehme Reize, ohne eine gewisse Zuneigung zu dem Gegenstande, ist die physische Mittheilung des Lebens nicht möglich. Durch die innigste Zärtlichkeit ist unser Leben an die Nachwelt geknüpft; sie äußert sich durch Vatertreue und Mutterliebe, mit den süßesten Reizen beglückt, welche die Natur geben kann.

Je thätiger das intellektuelle Leben, desto genußreicher ist es, und indem sich sein Wirkungskreis erweitert, wächst das Bestreben, ihn noch mehr auszu-

dehnen. Jede Thätigkeit des Menschen geht vorwärts; der Mensch ist ein in die Ewigkeit Reisender; er fühlt sich immer fortgezogen, und nie findet er den Punkt, wo er ruhen kann; hätte er ihn erreicht, so würde Genuß und Daseyn aufhören. Nur im unaufhörlichen Streben liegt sein ganzes Genießen und Seyn. Nie wird er befriedigt; der Besitz einer Vollkommenheit dient nur dazu, um das Sehnen nach einer größern zu erwecken. Die physischen Kräfte sinken dahin; Krankheit, Schwäche und Alter nagen an seinem Körper; aber das Geistige, was in ihm ist, entwickelt sich immer mehr; mag auch der Tod die Hülle zerstören: sein Streben, Leben und Genießen hört noch nicht auf.

Der Mensch muß zum Leben organisirt seyn. Je ausgebildeter seine Organisation, desto mehr Leben ist er zu genießen fähig. Um nicht unnütz zu wiederholen, will ich hier nichts von der Beschaffenheit der Organisation zu einem vollkommenen genußreichen Leben erwähnen; also bloß einige Bemerkungen über die speciellen Grundlagen.

Der Mensch hat vor andern Geschöpfen die meisten und vollkommensten Werkzeuge zum Leben und Lebensgenuß, um viel Leben aufzunehmen, und viel Leben in sich zu bearbeiten. Wir wollen hier bloß diejenigen Organe betrachten, welche zur Aufnahme des Lebens dienen (Atria vitae); darunter gehören die Sinn-

werkzeuge: das Hautorgan, der Magen und die Lunge. Man könnte sie sämmtlich in dieser Rücksicht Sinnorgane nennen; ihre Bestimmung ist die Aufnahme und Lebensbereitung der aus der Sinnenwelt auf uns wirkenden Reize. Als belebte Organe sind sie nicht nur mit einer gewissen eigenen organischen Receptibilität für die äußern Eindrücke begabt; sondern sie haben auch das Vermögen, diese Eindrücke bis zu dem allgemeinen Sammelplatz der Empfindungen fortzupflanzen. Eindrücke, welche auf eine belebte organische Materie wirken, werden darinn auf eine eigene Weise modificirt; daher der Unterschied zwischen einer organischen belebten Materie und todten Masse. Der vollkommene Zustand dieser Organe giebt die Grundlage zu einem vollkommenen Leben; davon hängt der Genuß und die Sicherheit unserer Existenz ab. Der Hauptzweck der Natur ist, das Leben der Geschöpfe zu erhalten; der Genuß ist bloß ein Beförderungsmittel dazu. Daher die angenehmen Empfindungen von solchen Einwirkungen auf die Sinne, welche zur Lebenserhaltung dienen, bloß zu diesem Zwecke vorhanden sind, uns zu reizen, sie zu suchen, und dadurch mit den Mitteln bekannt zu werden, um unsere Existenz zu erhalten. Je stärker die Lebensthätigkeit in den Sinn-organen, je mehr Genüsse sie uns gewähren, desto weniger werden wir durch sie belehrt. Heftige Eindrücke auf das Physische des Menschen werden

um so weniger deutlich wahrgenommen. Im stärksten Lichte sieht man nichts. Nur durch mühsam erworbene Kultur sind wir fähig, starke Sinneseindrücke mit Bewußtseyn wahrzunehmen, oder eine große Summe Eindrücke auf einen Sinn zu unterscheiden. Davon giebt das musikalische Talent ein Beispiel.

Der Sinn, der in allen Sinn-organen der nämliche, und allen übrigen Sinnen zum Grunde liegt, ist der Gemeinsinn des Gefühls; durch diesen wissen wir überhaupt die Existenz der Außenwelt, in so fern sie zunächst mit uns in Berührung kommt. In den übrigen Partikularsinnen, im Auge, Ohr ꝛc. verwandelt sich der Eindruck von der Berührung äußerer Körper in eine gewisse besondere Empfindung, woraus wir einzelne Eigenschaften der Gegenstände genauer beurtheilen. Aber alle Eindrücke von der Außenwelt wirken im Allgemeinen auf den durch alle Organe verbreiteten Gefühlssinn, folglich auf die Organisation überhaupt, und nicht ausschließend, z. B. aufs Gehör oder aufs Auge. Daher auf der Gefühlssinn mehr oder weniger dem Mangel der übrigen Sinne zu Statten kommt. So wirkt das Licht nicht bloß auf das Auge, sondern auf den organischen Körper überhaupt; so entstehen vom Schall nicht nur Veränderungen in dem Gehör-organ, sondern auch in dem übrigen Körper. Aber die besondern Sinne für diese Eindrücke

sind bestimmt, uns die eigene Empfindung derselben zu geben, woher wir sie wahrnehmen.

Der Geschmackssinn erweitert unsere Begriffe über die innere Beschaffenheit der Körper: man könnte ihn den chemischen Sinn nennen; wir beurtheilen darnach das Flüssige und Feste, das Süße, Saure, Scharfe, Harte, Weiche, so wie unsere Sprache die verschiedenen Empfindungen, welche von verschiedenen Eindrücken auf die Geschmacksnerven entstehen, benennt. Wo dieser Sinn noch unverdorben ist, dient er zum Wächter unserer Gesundheit, um sogleich die Schädlichkeit oder Tauglichkeit der eßbaren Dinge zu beurtheilen, ehe sie noch in den Magen kommen.

Der Geruch ist, nach Kant *), gleichsam ein Geschmack in die Ferne; er ist mit dem Geschmack in einer nahen Verbindung, vielleicht bloß eine Modification des Geschmacks. Würde er nicht so vernachlässiget, so würde er uns große Dienste zur Lebenserhaltung leisten, und uns so manche schädliche Eindrücke schon dann wahrnehmen lassen, wenn bloß ihre flüchtigen Theile mit uns in Berührung kommen. Da hätten wir ein Mittel, den schädlichen Effluvien verdorbener Luftarten und den Ansteckungsstoffen tödtlicher Krankheiten schon in einer solchen Ferne zu ent-

*) Anthropologie S. 53.

gehen, in der sie noch nicht dem Leben gefährlich sind. Aber der Geruchsinn wird nicht nur unverantwortlich vernachlässiget, sondern auch nicht einmal zu solchen wichtigen Zwecken benutzt.

Die edelsten Sinne, deren Organe dem allgemeinen Sammelplatz der Empfindungen am nächsten liegen, sind Gesicht und Gehör; in ihnen ist die Verbindung des intellektuellen mit dem thierischen Leben am auffallendsten; es sind wahre Seelensinne, aus welchen die Seele die deutlichsten Begriffe von der Außenwelt schöpft, von welchen die erhabensten geistigen Genüsse herkommen, und durch die das vollkommenste menschliche Leben möglich ist. Worüber soll man mehr erstaunen, über das Daseyn der Millionen Welten außer uns; über die tausendfältigen Erscheinungen, die uns die Natur im Großen und im Kleinen darstellt; oder über die künstliche Einrichtung der Organe, durch die wir sie wahrnehmen; über den Lichtstrahl, der vielleicht nach Jahrhunderten aus fernen Sonnen zu uns herabkommt; oder über das Auge, das von ihm afficirt wird?

Nächst dem Gefühl ist das Gesicht der umfassende Sinn, durch welchen eine ungeheure Menge von Eindrücken aus der uns umgebenden Schöpfung in unser Vorstellungsvermögen aufgenommen werden. Diese Eindrücke geschehen mit sehr weniger körperlicher Em-

pfindung auf das Auge, und werden in diesem Organ zur Wahrnehmung von Seiten unsers Vorstellungsvermögens modificirt. Kein Sinn überzeugt uns deutlicher von dem höhern geistigen Princip, welches in uns wirkt.

Was ist für ein Zusammenhang zwischen der Gegenwart eines Körpers außer uns, und dem Wahrnehmen desselben in uns? Welche Veränderungen erregt das bloße Daseyn der Körper außer uns in unserer organischen Masse? Wie weit geht der Kreis der merklichen oder wahrnehmbaren, oder der der unmerklichen und nicht wahrnehmbaren Wirkung der außer uns befindlichen Kräfte auf unser Wesen? Mit welchen Sinnen reichen wir am weitesten in dem Kreise der wahrnehmbaren Wirkung dieser Kräfte? Liegt die Ursache, daß wir die Gegenwart der auf uns wirkenden außer uns befindlichen Körper wahrnehmen, in uns, d. i. in der individuellen Beschaffenheit unserer Organisation, oder liegt sie in außer uns befindlichen Kräften? Lauter Fragen, die ich dem Nachdenken meiner Leser überlasse, sie allenfalls zu Preisfragen für große und kleine gelehrte Gesellschaften hinwerfe, und sie hier bloß mit einigen Bemerkungen begleite.

Bei den meisten dieser Fragen dürfen wir uns des sokratischen Nichtwissens keinesweges schämen, wenn es auf das Wie und Warum ankommt. Wir wissen

nicht, wie organische Körper auf einander wirken; vielleicht giebt es einen gewissen Umkreis, in dem ihre gegenseitigen Einflüsse gegenseitige Berührungen hervorbringen.

Ob in den Sinn-organen die einwirkenden Gegenstände erst im Kleinen auf eine organische Weise nachgeahmt, und so in das Vorstellungsvermögen übergetragen werden, daran mag sich der Denker üben. Beim Auge und Ohre ist eine solche Nachbildung in dem inneren Organ wahrscheinlich, wie wir sie im Spiegel der Netzhaut des Auges bemerken. So viel läßt sich etwa sagen, daß von allen Einwirkungen, die von der Außenwelt auf die organische Masse geschehen, gewisse ihnen homogene innere Veränderungen vorgehen, und daß wir, in so fern diese Veränderungen mit den Einwirkungen gleich und übereinstimmend sind, sie deutlich wahrnehmen, daß hingegen in Krankheiten der Organe, wo es an der gehörigen Uebereinstimmung der innern organischen Veränderungen mit der Wirkung der äußern Kräfte fehlt, auch unsere Wahrnehmung der äußern Gegenstände unrichtig und fehlerhaft ist. So sieht der Gelbsüchtige alles gelb; so erfolgt von starken Gaben der Belladonna ein Doppelsehen.

Schwerlich dürfte entschieden werden, mit welchem Sinne wir am weitesten reichen. Am mehrsten bleibt noch der Geruch zurück; der Geschmack gehört nicht

hieher: er ist bloß ein Sinn für die Nähe. Auge und Ohr machen sich den Vorzug streitig; das Gefühl ist ihnen gleich, und empfängt, als der allgemeine Sinn, die Eindrücke von außen sowohl durch die entfernteste, als durch die unmittelbareste Berührung.

Dem Auge verdanken wir erhöhtes Daseyn, zahllose Genüsse, die wir durch dasselbe aufnehmen; aber noch mehr die Vergegenwärtigung unsers Ichs in dem ganzen sichtbaren Weltraum, in einem ungeheuren Kreis, in welchem wir uns schnell auf den Flügeln des Lichts versetzen können, wohin wir wollen; vom Weltkörper bis zum Sonnenstäubchen.

Das Gehör steht mit dem Vorstellungsvermögen in gleichem Verhältnisse wie das Gesicht. Wahrscheinlich werden durch einen ähnlichen organischen Mechanismus in dem Gehör-organ die hörbaren Eindrücke von der Außenwelt zu Empfindungen und Vorstellungen umgewandelt. Das Gehör ist, wie Kant *) und Heinse **) bemerken, unser richtigster und unentbehrlichster Sinn. Das geübteste Auge eines Malers und Meßkünstlers ist nicht vermögend, die leichten Verhältnisse der Hälften, Viertel, Fünftel und Sechstel einer Linie, irgend einer Länge und Größe, in

*) Hildegardis von Hohenthal; erster Band, S. 107, 108.

**) Anthropologie, S. 55.

Wirklichkeit auf ein Haar zu treffen; geschweige die schweren Verhältnisse, welche die nach dem Gehöre lange geübten Fingerkoppen großer Virtuosen in verwegenen Sprüngen, Läufern, Uebergängen auf den Saiten ihrer Geigen richtig greifen. Der Taube ist schon unglücklich, und vermißt dieses Mittel des Umgangs sehr; der Taubgeborne vollends ist in eine traurige Einsamkeit hingewiesen: ihm fehlt das Mittel, seine Vorstellungen andern richtig mitzutheilen, und die ihrigen zu empfangen. Sömmerring bestätigt diese Bemerkungen. „Unter allen Nerven ist keiner, der so unmittelbar, so nackt und bloß mit der Feuchtigkeit der Hirnhöhlen in Berührung steht; folglich auch so unmittelbar das gemeinsame Sensorium rührt; das ist mit andern Worten: Der Hörnerv wirkt am richtigsten, und giebt die hellesten und frischesten Empfindungen *)."

Der Gehörsinn gelangt weit früher zu einem hohen Grad von Ausbildung, als das Gesicht. Auch dies ist ein Beweis von der Genauigkeit und Richtigkeit, mit der die Empfindungen durch diesen Sinn aufgenommen werden. Durch ihn werden die feinsten, schönsten Gefühle für unser Vorstellungsvermögen modificirt. Ehe das Kind sprechen kann, ist es für die ihm

*) Ueber das Organ der Seele, S. 49.

zutönenden Reize der Tonkunst fähig. Das Gehör scheint auch darum so richtig zu seyn, weil es der einfachste Sinn ist, durch den uns bloß die einfachen Eindrücke des Tons und Schalls gegeben werden, deren Wirkung fast ausschließend auf dieses Organ geschieht. Dadurch werden unsere Vorstellungen weniger, als bei andern Sinnen zerstreut, und wir genießen ihn so ganz allein. Die Harmonie der Töne fesselt unser Gefühl so innig, indem, während ihrer Wirkung, die andern Sinne ruhen; daher der Genuß der Tonkunst bis zur Seligkeit *) steigt.

Durchs Gehör empfangen wir nicht nur so viele Reize der Außenwelt, und erhalten sie mit einem so lebendigen frischen Genuß; sondern dieser Sinn trägt auch viel mehr, als das Gesicht, bei, um uns an die lebende Natur zu binden. Die Gefühle des Mitleids werden am meisten durch Gehör-eindrücke rege. Nichts

*) Der Begriff von Seligkeit, als innigstem Alleingenuß, kann nicht passender, als auf die Stimmung, angewendet werden, in welche uns die Harmonie der Töne, z. B. einer Harmonika versetzt; es giebt keinen so geistig sinnlichen reinen Genuß, als diesen. — Aber nur solche sanfte, einen mäßigen Grad der Thätigkeit in den Gehör-organen, und daher sanfte Empfindungen erregende Gehörreize können diesen seligen Genuß gewähren, dagegen starke erschütternde Töne betäuben, und auf das grobe Gemeingefühl, — nicht mehr so isolirt auf den Gehörsinn wirken.

zieht uns fast unwillkührlich von unserer gegenwärtigen Stimmung hinweg, als unerwartete Töne; nichts erregt so schnell und heftet so fest unsere Aufmerksamkeit, als Töne. Die Gehör-eindrücke sind weniger dauerhaft, als Gesichtseindrücke; ob sie gleich lebhafter sind, als diese.

Dies sind nur einzelne fragmentarische Bemerkungen. Wir kommen zu den übrigen Aufnehmungsorganen der Lebensreize; doch dürfen wir bei ihnen um so weniger verweilen, da sie bereits in einem der vorigen Abschnitte erwähnt worden sind.

Das allgemeine Aufnehmungsorgan des Lebens, die Haut, erleidet von allem, was mit ihr in unmittelbare Berührung kommt, gewisse organische Veränderungen, die dann von der Oberfläche des Körpers auf alle übrige Organe fortgepflanzt werden. — Von der Haut werden die Lebensstoffe der Luft, des Wassers, des Lichts aufgenommen, aber zugleich organisch bearbeitet. Die Haut ist der Gemeinsitz des Gefühls, das allgemeine Gefühlsorgan; von ihr werden die Reize der Außenwelt bis zu unserer Wahrnehmung gebracht. Alles, was uns umgiebt, wirkt auf die Haut; so wie jede Veränderung in der uns zunächst berührenden Körperwelt Eindrücke auf das Haut-organ macht, es sey Schall, Lichtstoff, Wärmestoff oder alle die mannichfaltigen chemischen Zersetzungen, welche sich in der

At-

Atmosphäre ereignen; sie werden aber nur dann von uns wahrgenommen, wenn sie entweder in seinem wahrnehmbaren Grade auf unsere Oberfläche wirken, oder, worauf es vornehmlich ankommt, wenn das Haut-organ die gehörige Reizbarkeit für sie hat. Diese Reizbarkeit ist oft sehr verschieden; zuweilen widernatürlich; daher Reize, die sonst gar nicht afficiren, sehr merklich empfunden und deutlich wahrgenommen werden. Die Haut ist das Medium, durch welches die Verbindung unsers Organs mit der übrigen organischen Welt bewerkstelliget wird. Zu dieser Absicht war eine eigene Struktur derselben nöthig, und eine besondere ihr eigene organische Beschaffenheit, vermöge der die äußern Reize so modificirt werden, daß sie von den innern Organen ohne Nachtheil percipirt werden können; in dem Haut-organe wird ihnen zuvor, ehe sie fortgepflanzt werden, ein Theil ihrer nachtheiligen Wirkung auf den übrigen Körper benommen, ihre große Reizbarkeit abgestumpft. Wie empfindlich wirkt z. B. die Luft auf einen von der Oberhaut entblößten Theil! Wunden können nicht zur Heilung gebracht werden, wenn man sie nicht gegen die Luft bedeckt. Das Haut-organ dient ferner zu der Operation, vermöge welcher die aus der Luft aufgenommenen nährenden Stoffe die erste organische Bearbeitung erhalten, welche sie zur ferneren Assimilation in den innern Organen fähig macht.

Der Magen und das ganze Verdauungssystem ist das zur unmittelbaren Aufnahme und organischen Bearbeitung der Nahrungsmittel bestimmte Organ. Man kann ihm einen eigenen Sinn für die Nahrungsstoffe zuschreiben. Sein wichtiger Einfluß zur Erhaltung der ganzen Organisation ist bekannt; er ist seinem guten Zustande das vorzüglichste Erhaltungsmittel des organischen Lebens und nächstes Beförderungsmittel alles physischen Lebensgenusses.

Die Lunge nimmt den wichtigsten Lebensstoff, die Luft, in den Körper; allein es geht in diesem Organ mit der Luft eine große Veränderung vor, ehe sie in die übrigen Organe aufgenommen werden kann; sie wird in ihre einzelnen Bestandtheile zersetzt, die in der Lunge wiederum eine neue Verbindung eingehen; sie wird zunächst dem Blute beigemischt. Während dieser Operation wird unaufhörlich Wärmestoff entbunden, und so kann man die Lunge als einen Heerd betrachten, auf dem das heilige Feuer brennt, welches das Leben unterhält.

Um nicht nutzlos zu wiederholen, bemerke ich im Allgemeinen, daß von dem Zustande aller dieser erwähnten Aufnehmungsorgane des Lebens das mehrere oder mindere Leben eines Menschen, folglich auch aller Genuß des Lebens, abhängt. Kränklich, schwach, verunstaltet, werden die äußern Reize von ihnen entwe-

der nicht in dem Grade aufgenommen, als es die Erhaltung eines gesunden und frohen Lebens erfordert, oder nicht gehörig organisirt, so daß eben die Reize, die sonst dem Leben zur Unterhaltung und Nahrung dienten, ihm schädlich, zuweilen tödtlich werden. Die Lunge zieht dann nicht hinlänglichen Sauerstoff aus der Luft; der Magen liefert dem übrigen Körper unverdaute Nahrungsmittel; das kranke entzündete Auge wird von der Luft, die ihm sonst so wohlthätig war, aufs äußerste gereizt, daß man es gegen sie bedecken muß. Bald werden nur einzelne Theile der zusammengesetzten Nahrungsstoffe aufgenommen, und andere, eben so nöthige, bleiben zurück, z. B. ein zu großer Theil Sauerstoff aus der Luft, oder aus den Speisen; dadurch entsteht ein allzuheftiger, das Leben aufzehrender Reiz. Dahin gehört auch der Lichthunger, wo die Kranken eine außerordentliche Begierde nach dem Lichte äußern; er ist eine Folge einer schädlichen übermäßigen Reizbarkeit. Bald ist die Veränderung in den Organen mit den einwirkenden Reizen nicht übereinstimmend; daher die verkehrten Gehör- und Gesichtsempfindungen, die von dem sie erregenden Objekt abweichen. Diese Aufnehmungsorgane des Lebens (Atria vitae) können ebenfalls Angriffspunkte des Todes (Atria *mortis*) werden. Alles kommt auf das Verhältniß zwischen der Organisation und den äußern Reizen an.

Hier glaube ich stehen bleiben zu können, um die Anlage des Menschen zur Viellebenheit zu beweisen. Wer in einer so ausgebreiteten Verbindung mit der ganzen Schöpfung, als der Mensch, steht; wer so viel Leben in sich aufnimmt und verarbeitet, und dazu mit den vollkommensten Werkzeugen vor allen übrigen Geschöpfen ausgerüstet ist; auf den die Natur so viel Fleiß verwendet, um dieses Leben zu organisiren: — wie fähig muß der zum Leben seyn, um viel Leben zu empfangen, und zu genießen! So viel that die Natur an dir, o Mensch; — nun thue das Deine!

Fünfter Abschnitt.

Begriff und Zweck der Polybiotik.

Bestimmung des Menschen zur Viellebenheit. — Erfordernisse der Viellebenheit sind Entwickelung und Vereinigung der Kräfte. — Viellebenheit bei einzelnen Menschen; bei ganzen Völkern (Nationalpolybiotik); — vieles Leben der Menschheit. — Einfluß der Individuen auf das viele Leben der Menschheit. — Das Bedingniß der Viellebenheit ist Freiheit, — freie Bearbeitung der Kräfte, leichtes Wirken. — Ideal der vollkommensten menschlichen Existenz. — Glückseligkeit des Lebens. — Ziel der Polybiotik — Verhältniß derselben zur Makrobiotik.

Der Mensch thut das Seine, indem er seine Anlage zur Viellebenheit zu entwickeln sucht, und von seinen Kräften Gebrauch macht. Alles, was sich auf diese Pflicht des Menschen, seiner Bestimmung gemäß zu leben, bezieht, in so fern, als es sein Bestreben ist,

diese Bestimmung, so viel ihm möglich, zu erfüllen, begreifen wir unter dem Namen Polybiotik, oder Kunst der Viellebenheit, welche den wahren umfassenden Gebrauch des Lebens lehrt. Was hilft die herrlichste Anlage zum vielen Leben, ohne den zweckmäßigen weisen Gebrauch derselben? Nur durch diesen wird das Leben genießbar (vita vitalis), ein schönes menschliches Leben im Mitgenusse mit der ganzen physischen und geistigen Schöpfung. Das ists, was den Menschen zum Menschen macht. Die Kräfte sind da; sie dürfen nur in Thätigkeit gesetzt werden. Ein unermeßlicher Wirkungskreis ist eröffnet; noch fehlt es bloß an dem Wirkenden. Wozu dieses Zusammentreffen von Kräften in dem Menschen? wozu diese Fähigkeit, so viel zu wirken? wozu das hohe Geistige in dem Menschen, wodurch er so viele Kräfte der Natur zu erregen vermag? Sie sollen entwickelt und ausgebildet, sie sollen zu Einem Zwecke vereiniget werden, um dem Menschen ein großes, thätiges Leben zu verschaffen. Vieles, thätiges Leben ist des Menschen Bestimmung; und wer sie nach seinen Kräften zu erreichen sucht, hat nicht umsonst gelebt.

Gewiß, der Mensch kann ein viel manchfaltigeres, größeres, nützlicheres Leben führen und genießen, als wovon die meisten Menschen kaum einen Begriff haben. Nur ein Blick auf die herrliche Anlage, die er zur Vielheit des Lebens hat, und dann

auf die talentvollen großen Menschen, die diese Anlage in sich entwickelten; und es bedarf keines weitern Beweises. Die Anlage zum vielen thätigen Leben empfing jeder gut organisirte Mensch; einige Menschen empfingen sie in einem weit vollkommenern Grade; es bedarf nur noch der Veranlassung, diese Anlage auszubilden. Es lassen sich aus der menschlichen Natur gewisse bestimmte Regeln herleiten, durch deren Beobachtung der Mensch diese Anlage zur Vielllebenheit in sich entwickeln, und zwar in einem vorzüglichen Grade ausbilden kann. Diese Grundsätze befaßt die Polybiotik. Ehe wir sie nach ihrem Zweck und Umfang im Allgemeinen betrachten, müssen noch einige Bemerkungen vorausgehen.

Man unterscheide viel Leben von vielerlei Leben (*multum* et *multa* vivere). Das erstere zeigt sich in wahrhaft nützlicher, den Kräften und Verhältnissen gemäßer Thätigkeit; das andere ist zwecklose, oft schädliche Vielgeschäftigkeit. Wie wenig kann das erstere Verdienst durch bloßes Thun, durch rastloses, aber planloses, Arbeiten; durch Vielschreibereien oder durch überall sich einmengende Geschäftigkeit (Polypragmosyne); durch geschäftigen Müßiggang erworben werden! Diese unnütze Thätigkeit ist eben so lächerlich als verhaßt.

Der Mensch lebt sein wahres thätiges Leben nicht für sich und durch sich allein, sondern in der Kette der

Wesen, als Mensch in der menschlichen Natur, für die Menschen und durch die Menschen. Der Mensch ist um des Menschen willen gemacht; nur in diesem Zusammenhange ist für ihn ein wahres, genußreiches Leben möglich. Man nehme den Menschen von den Menschen weg: was ist er? Das neugeborne Kind würde wie eine umgekehrte Schildkröte auf der Stelle liegen bleiben müssen, wo man es hinlegt, wenn sich Menschen nicht seiner annähmen. Man versetze den Menschen in den ersten Lebensjahren, ehe er noch unter seines Gleichen die gehörige Entwickelung seiner menschlichen Kräfte erhalten konnte, unter die Thiere; wir wissen aus der Geschichte einiger Menschen, die als Kinder unter die Thiere gerathen waren, zu was der Mensch dann wird. So wenig wie der Mensch als organisches Wesen für sich allein, außer dem Zusammenhange mit der organischen Natur, bestehen kann: eben so wenig kann er ohne Verbindung mit der menschlichen Natur, d. i. mit der Menschheit, leben. Je vollkommener und inniger aber diese Verbindung, je fester er sich in die allgemeine Kette schlingt, ein desto vollkommeneres menschlicheres Leben lebt er. Die Menschen, die am meisten lebten, thaten auch das meiste für die Menschheit, wirkten mit ihrem Leben am innigsten in das allgemeine Leben der Menschen, wurden ihren Mitbrüdern am unentbehrlichsten, so wie ihre Mitbrüder ihnen.

Der Mensch ist zum Handeln geboren, zum Leben für die Menschheit. Wer nicht ein solches Leben lebt, ist moralisch todt, unbrauchbar für die Menschenwelt, at fruges consumere natus, bloß des Essens halber da. Das Leben jedes einzelnen wirkenden Menschen ist in das allgemeine Leben der Menschheit für die Gegenwart und Zukunft verschlungen. Es ist ein rastloser Trieb, sein Leben auszubreiten, in ihm; ihm genügt nicht die Gegenwart, sondern er schaut in die Zeiten hin, die nach ihm kommen. In dieser Entwickelung des Lebens, in dieser sich ausbreitenden und fortwirkenden Thätigkeit liegt aller Genuß und Freude der menschlichen Existenz. Thätigkeit ist Leben, und Leben ist Genuß; das Verhältniß zwischen Thätigkeit und Leben giebt die verschiedenen Grade des Lebens in uns. Vieles Leben leben, heißt: vieles Leben genießen. Daher ist die Polybiotik auch die Kunst, das Leben zu genießen.

Zur Vielheit des Lebens gehört sowohl die Entwickelung, als die Vereinigung menschlicher Kräfte; das höchste Ziel, zu dem der Mensch sich empor arbeiten soll, ist freie bewußte Thätigkeit. Je näher er ihm kommt, desto vollkommeneres genußreicheres Leben wird ihm zu Theil. Das ist der Zustand, den die Griechen Hedone nannten: vollkommener reiner Genuß des menschlichen Daseyns.

Die Kräfte müssen entwickelt werden in dem Menschen, um das zu wirken, was er nach seiner Bestim-

mung wirken soll; sie liegen in ihm unentfaltet, aber durch Veranlassung werden sie erregt und ausgebildet. Diese Veranlassung erhält er durch die Menschen, folglich durch Erziehung und durch Kultur. Durch Erweiterung unserer Fähigkeiten erweitert sich unser Leben; aber es bedarf der Veranlassung, sie zu brauchen. Daher ist es bald Bedürfniß, bald der Reiz der Ehre und des Besitzes, was die schlummernden Kräfte zur Thätigkeit hervorlockt. Tausendfach sind die Wege, wodurch der Mensch zu seiner Bestimmung gebildet wird. Oft wird er ganz wider seinen Willen in einen Wirkungskreis hingezogen, worin sich Kräfte in ihm entwickeln, die er sonst lebenslang selbst nicht gekannt hätte. Unzählig sind die Veranlassungen, wodurch das Leben des Menschen erweitert wird; unaufhörlich wirken sie auf uns, und jede erregt wieder eine neue Fähigkeit; jede dient zur Ausdehnung unsers Lebens und Wirkens.

Alles kommt auf die Verhältnisse an, in welchen der einzelne Mensch sich gegenseitig mit der Welt befindet; auf das Stückchen Erde, auf dem er herumkriecht; auf den Himmelsstrich, der über ihm ist; auf die Menschen, die zunächst um ihn sind. Solche Verhältnisse sind es, die die Entwickelung der Newtons und der Buonaparte's veranlassen, und ohne die auch das größte Genie zurückbleiben muß; das sind äußere Veranlassungen; — dem Menschen gab die Natur die

Vernunft, um sie zu benutzen. So lange er in dem Erziehungsstande der Kindheit ist, müssen die Menschen die Veranlassungen zu seiner Entwickelung herbeiführen, wenigstens die Hindernisse dieser Entwickelung entfernen, aber nicht da, wo er selbst denken kann, ihm eine fremde Vernunft unterlegen; tritt er aus diesem Zustande, dann muß er sich selbst helfen; bis jetzt lehrten ihn Andere die Welt um ihn her kennen; nun muß er sein eigener Lehrer seyn, und zugleich von dem Gelernten Gebrauch machen.

Wenn der Mensch viel wirken soll, so müssen mehrere Kräfte in ihm zu einer gemeinschaftlichen Wirkung vereiniget seyn. Der handelnde Mensch ist zwar ein Ganzes; und indem er wirkt und lebt, wirken alle seine Kräfte zugleich, allein manche so unmerklich, daß sie gar keinen Antheil an der vorzüglichen Thätigkeit der einen dem Ansehen nach nehmen. Je mehr Kräfte des Menschen zugleich in volle Thätigkeit gesetzt werden, desto größer ist die hervorgebrachte Wirkung. Je größer überhaupt die Vereinigung der menschlichen Kräfte unter einander, desto mehr Lebensthätigkeit. Auf diese Verbindung ist die Kultur des Menschen gerichtet. Das Zurückbleiben in der Entwickelung einzelner Kräfte hindert die Wirkung der andern. Der Denker findet ein Hinderniß in seinem verweichlichten Körper. Die Kräfte müssen sich

unter einander unterstützen; und so einander selbst entwickeln helfen. Die körperlichen Kräfte werden durch die geistigen vermehrt und vervollkommt, wenn beide zu Einem Zweck associirt wirken, wie z. B. bei einem großen Clavierspieler, in dessen Fingerkoppen gleichsam die Seele gefahren zu seyn scheint. Wer eine vorzügliche Körperbildung erlangen will, muß seinen ganzen Körper in der Gewalt haben, durch allgemeine Gewandtheit und Stärke seiner Glieder. Wer eine vorzügliche geistige Bildung erreichen will, dem müssen Gedächtniß, Witz, Phantasie, Beurtheilungskraft, wenn auch nicht in ganz gleichem Grade, zu Gebote stehen; doch darf ihm keine dieser Fähigkeiten sehr mangeln.

Mehrere Kräfte des Menschen, die zugleich und in Verbindung mit einander kultivirt werden, vereinigen sich dann immer leichter und leichter; zuweilen erhalten sie eine unzertrennliche Gewohnheit, mit einander zu wirken; und so kostet es immer weniger Anstrengung, eine Wirkung hervorzubringen, wozu die Vereinigung einer Summe von Kräften erfordert wird. Je weniger es Anstrengung kostet, desto öfter und leichter kann die Wirkung wiederholt werden; und so wird immer die Fähigkeit vergrößert, und so kann auch leicht die Verbindung einer noch größern Anzahl von Kräften erweitert werden. Dies ist der Weg, auf dem der Mensch in jedem Fache zu einer Vollkommenheit

gelangt; so lernt er Wissenschaften und Künste. Welche Menge von Ideen werden in jedem geübten Verstande mit einander associirt, und in eine einzige allgemeine Idee vereiniget. Diese allgemeine Idee breitet sich immer mehr aus, so wie die geistige Fähigkeit des Menschen wächst. Auf diese Art werden mehrere Ideen zu Einem Zweck sehr leicht aufgeregt; sie reihen sich an einander, schmelzen zusammen. So entsteht das Vermögen der Ueberschauung ganzer Systeme; die Fähigkeit, ganze Reihen von Schlüssen zu bilden, Wirkung mit der Ursache zu combiniren, aus einzelnen Theilen ein Ganzes zusammen zu setzen, und wiederum dieses Ganze in seine einzelnen Theile bis auf seine Elemente zu zerlegen. Daher entsteht die Anlage zum Geschichtsforscher, zum Chemiker und Mathematiker; Ferner das Vermögen, ähnliche Ideen aufzufinden, und mit einander zu vergleichen, daher der leichte Flug des Dichters durch die ganze lebenvolle Natur. Je ausgebildeter und vollendeter das Intellektuelle in dem Menschen, desto mehr ist er Herr seiner geistigen Kräfte, desto inniger ist die Verbindung dieser Kräfte in ihm, desto erweckbarer, folglich empfänglicher und reizbarer für jeden Impuls ist sein Vorstellungsvermögen; desto schneller reihen sich seine Ideen an einander. In solchen genialischen Köpfen erregt zuweilen eine einzige Idee, bei der gewöhnliche Menschen gar nichts sonderliches denken, die wie ein elektrischer Funke in

sie fällt, tausend neue Vorstellungen, die, durch eine unendliche Folgenreihe an einander gekettet, zu einem großen Ganzen wirken. Der Fall eines Apfels veranlaßte einen Newton zur Entdeckung der Gesetze der Natur. Allein, um solche Wirkungen hervorzubringen, muß der Geist in einem sehr hohen Grade kultivirt seyn; eine ungeheure Menge von Kenntnissen müssen dem geübten Verstande zu Gebote stehen; die größtmöglichste Summe dunkler Vorstellungen muß zum hellen Bewußtseyn gelangt seyn; nur dann ist diese bewundernswürdige Reizbarkeit der Seele und diese Kraftäußerung möglich. Wer viel auf Menschen wirken soll, muß viel hervorbringen; dazu gehört große Leichtigkeit des Arbeitens, schnelle Erweckung der Kräfte, die in einem vollen Gleichgewichte stehen müssen, um alsbald zu einer gleichmäßigen Wirkung erweckt zu werden. Luther, Voltair, Friedrich wirkten daher so unendlich auf die Menschheit.

Je mehr sich die Kräfte in dem Menschen entwickeln, desto umfassender wird sein ganzes Wesen für die Welt, desto mehr Berührungspunkte sowohl seiner geistigen als körperlichen Organisation, folglich desto mehr Empfänglichkeit für Eindrücke, desto mehr L e b e n ist in ihm verbreitet, desto mehr Welt e r g r e i f t er; je inniger die Vereinigung seiner Kräfte, folglich je mehr Intensität seines Wesens, je mehr Persönlich-

keit und Freiheit der Vernunft: desto mehr Welt begreift der Mensch. Im ersten Fall ist er fähig, viel Leben auf sich wirken zu lassen, und in sich aufzunehmen; im zweiten ist er fähig, viel Leben außer sich zu verbreiten. Seine Kultur zweckt also theils auf die möglichste Ausbildung und Entwickelung seiner Kräfte, theils auf die Vereinigung (Association) dieser Kräfte; beide Absichten muß man zugleich zu erreichen suchen, wenn die Kultur nicht einseitig bleiben soll. Wo beide sich vereinigen, da verbindet der Mensch die größte Kraftäußerung mit der reizbarsten Empfänglichkeit für die Außenwelt, und hat die höchste Fülle des Daseyns. Von ihm kann man, wie Ardinghello vom Demetri, sagen: „der Mensch ist bei ihm recht durchgearbeitet und ins Reine gebracht.“

Eben diesen Gang, wie der einzelne Mensch, gehen ganze Völker zur Vielseitigkeit. Unter Kultur einer Nation verstehen wir die allgemeine vereinigte Summe von Kräften der Individuen der Nation in ihrer Verbindung. Das Resultat dieser entwickelten und vereinigten Kräfte ist alles das Große und Schöne, was eine solche Nation hervorbringt. In dieser Kraftsumme liefern alle Individuen der Nation, aber in einem sehr verschiedenen Grade, ihren Theil. Die herrlichsten Beiträge liefern thätige Männer in jedem Fache, sowohl die, die die Künste und Wissenschaften mit

neuen Erfindungen bereichern, als die, die diese Erfindungen zu benutzen lehren; sie sind Wohlthäter ihrer Nation, Männer, die für die Freiheit ihres Volks arbeiten, oder sterben, oder die die Freiheit der Vernunft erweitern, die Fesseln des Aberglaubens zerbrechen. Die Geschichte jedes Volks bewahrt ihre Namen auf, indem ihre Geister in alle künftige Generationen übergehen, gleich wohlthätigen Genien. Die Betrachtungen über diese Gegenstände könnte man von der Seite, wie wir sie hier ansehen, d. i. die Mittel, wodurch ein Volk mehr Leben gewann, oder gewinnen kann (was hier Leben heißt, bedarf keiner weitern Erklärung), unter dem Namen Nationalpolybiotik befassen.

Die allgemeine Summe der ausgebildeten und vereinigten menschlichen Kräfte ist die Kultur der Menschheit, wozu jeder Mensch seinen Beitrag giebt, der sich mit dem Ganzen vereinigt. Hier denken wir uns alles thätige wirkende Leben der Menschen in ein allgemeines Leben verschlungen, einen allgemeinen Geist der Menschheit, welcher zu einer größern Vollendung fortschreitet. Man sehe in die Geschichte der Menschheit, welche uns diese Fortschritte lehrt; wie die Menschheit immer mehr und mehr an Leben gewinnt, an Kraftsumme; wie ein Jahrhundert das andere lehrt, eine Erfindung die andere weckt; oft aus einer einzigen Entdeckung tausend andere hervorgehen;

wie

Die glücklichsten Menschen beneiden wir wegen ihrer anspruch-losen Thätigkeit, die ihnen keinen großen Aufwand von Kräften kostet, und doch so viel Heiterkeit gewährt. Wo wir bei solchen Menschen nicht einen ausgebildeten Geist entdecken, ahnen wir doch ein zufriedenes Herz. Ruhe aus Thätigkeit und Arbeit hat unaussprechlichen Reiz; sie ist ein Gut, welches den Besitzer wahrhaft befriediget. Die kraftvollsten, lebenvollsten Menschen scheinen gar nichts Ungewöhnliches, Gespanntes oder Anspruchmachendes an sich zu haben; aber dann, wenn sie handeln, springt Leben wie Feuerfunken aus ihnen; und man staunt, daß in Menschen, an denen man gar nichts Besonderes wahrnimmt, so viel Geist ist. Homer schildert uns einen geistvollen Redner: ruhig stand er da, wie ein gewöhnlicher Mensch, aber kaum öffnete er die Lippen, so war Geist und Leben in jedem Worte und in jeder Miene. Die erhabene Ruhe, und was wir Gleichmüthigkeit nennen, bei der umfassendsten Wirksamkeit, nahmen die Griechen zum Ideal des Götterlebens; entfernt von dem traurigen Ernst der Arbeit der Sterblichen, und doch thätiger wie sie; ein anscheinender Müßiggang, welcher eine Folge unbeschränkter Wirksamkeit ohne Anstrengung und Mühe; frei von den Fesseln jedes Zwecks, jeder Pflicht, jeder Sorge. Dies ist das idealisirte menschliche Bild des freiesten und erhabensten Seyns, die vollkommenste Polybiotik.

Nur in der Thätigkeit liegt Genuß; nur mit der Uebung unserer Kräfte ist Vergnügen und Heiterkeit verbunden. Je edler die Kräfte, welche in Thätigkeit gesetzt werden, desto vollkommener und höher ist das Vergnügen, und die Behaglichkeit des Lebens. Die Thätigkeit der sinnlichen Kräfte an sich, ohne Denken, gewährt bloß ein vorübergehendes Vergnügen; sobald aber zugleich die Denkkraft mitwirkt, dann ist dieses Vergnügen schon dauerhafter durch Vorempfindung und Nachempfindung des Genusses. Je mehr das Geistige an dieser Thätigkeit des Körpers Antheil nimmt, desto größer ist der daher entspringende Genuß. Es ist etwas ganz andres, wenn ich ein schönes Kunstwerk bloß sehe, und das Schöne davon empfinde, als wenn ich es mit Kenner-augen betrachte, wobei sich Empfinden und Denken vereinigt.

Den höchsten Genuß des Lebens gewährt endlich die freie, aus Selbstbewußtseyn und Selbstempfindung hervorgehende Thätigkeit der Geisteskräfte, welche sich durch Intensivität und Fortdauer auszeichnet, und als Alleingenuß den Namen Seligkeit verdient. Unendlich sind die Grade dieses Genusses, der von der ersten freien, oder vielmehr weniger von dem Sinnlichen abhängenden Selbstthätigkeit beginnt, und bis zum höchsten Bewußtseyn der Pflicht hinaufsteigt. Dahin gehören die Freuden der Wissenschaften und die Freuden der

Humanität, die so manchen gebildeten Menschen, den das Glück wenig bedacht hat, gegen die sinnlichen Genüsse der Reichen und Großen entschädigen.

Aber sollen wir des Genusses halber thätig seyn? Dieses würde uns an die Sinnlichkeit fesseln; nur Thätigkeit aus Pflicht, und nur diese gewährt reinen, von niedern sinnlichen Leidenschaften abgesonderten Genuß. Ein solcher Mensch genießt, weil er thätig ist; aber er ist nicht thätig, um zu geniessen; und er würde arbeiten, wenn auch kein Genuß wäre.

Der versteht den weisen Epikur nicht, der sein System für die Philosophie der Wollüstlinge hält. Wenn je ein Philosoph, so fand er den Genuß in der Thätigkeit; gar wohl kannte er den Menschen. „Wir müssen uns nicht bloß die Weisheit erwerben, sondern sie auch genießen„ *), war seine Lehre. Sinnliches Vergnügen war bloß das Aushängeschild, um den heilsamsten Wahrheiten desto bessern Eingang zu verschaffen, besonders die jungen Leute an sich zu ziehen; er kannte sein Zeitalter, und wußte, wie man auf Menschen wirken müsse. Wahre praktische Lebensweisheit wurde in den Gärten Epikurs gelehrt, die sich zwar etwas zu sehr der Glückseligkeitslehre näherte; doch gieng sein System durchaus nicht auf groben Sinnengenuß oder

*) Non paranda solum; sed fruenda sapientia est.

thierische Wohllust; weisen Gebrauch des Lebens lehrt er durchaus, ruhige Gleichmüthigkeit der Seele, Mäßigung heftiger Leidenschaften, standhafte Ertragung des Schmerzes. Welche Philosophie kann von dieser Seite uns ehrwürdiger seyn! Auf das Princip der Pflicht gegründet, würde sie das Vortrefflichste seyn, was Menschen denken und thun können *). Epikur war ein Weiser in Worten und That, voll Thätigkeit, einer der größten und nützlichsten Polybioten seiner Zeit; als solchen werden wir ihn in der Folge kennen lernen. In eben diesem Geiste bildete er seine Schüler, mit denen er Eine Familie ausmachte, die die zärtlichste Freundschaft zusammen verband.

Gemüthsruhe und Heiterkeit steht in gleichem Verhältnisse mit der Thätigkeit des Lebens; beide verbinden sich wechselsweise mit einander; Heiterkeit begünstiget und befördert die Thätigkeit; und Thätigkeit wird wieder zur Quelle des Vergnügens und der Seelenruhe. Es können große Thaten durch große mühvolle verdrießliche Anstrengung aller Kräfte bis zur Ueberspannung vollbracht werden, aber schöne Thaten nie in solchen finstern Stunden; immer fehlt das Lebenvolle und Reizende den Werken ängstlicher Arbeit; wer sie betrachtet, seufzt unwillkührlich mit über den Auf-

*) Von der Seite betrachtet wenigstens Gassendi Epikurs System, — und sie ist die reizendste.

wand von Kräften, den sie gekostet haben, über das Opfer von menschlicher Glückseligkeit, das hier preis gegeben wurde. Aus schönen heitern Lebensstunden gehen edle vortreffliche Thaten hervor, welche die Menschheit unmittelbar beglücken; in solchen Stunden werden Wissenschaften und Künste mit neuen Entdeckungen bereichert, wagen Maler und Dichter kühnere Flüge zum Sonnenlichte der Humanität, entwerfen Menschenfreunde die wohlthätigsten Pläne. Nie reihen sich schneller Ideen an Ideen, als unter dem Einflusse der guten Laune: da werden tausend Vorstellungen aus dem Gedächtnisse losgebunden; nur eines solchen mächtigen Stoßes bedurften sie zu ihrer Freiheit; Heiterkeit macht Licht, und läßt uns oft in einer einzigen Stunde an einem Gegenstande mehr sehen, als wir in seiner Nähe ein ganzes Traumleben hindurch entdeckten. Je anhaltender dieser Zustand, desto glücklicher ist der Mensch; hat er Kraft zur Thätigkeit, so wird er sie in diesem glücklichen Elemente leicht ausüben; Schwierigkeiten kennt er kaum, oder übersteigt sie fast ohne Mühe; der Muth wächst ihm vielmehr durch die Gefahren, in dem Gefühl seiner Stärke; seine Thätigkeit hat kaum Stoff genug, sich zu üben. So sey es denn der vorzüglichste Zweck der Polybiotik, dahin zu arbeiten, daß dieser glückliche Zustand bleibend werde!

Zu diesem Ziele soll der Mensch hinauf geführt werden; und es ist möglich, ihn sehr weit auf dem Wege dahin zu bringen; frohes, thätiges, verdienstvolles Leben in seinem ganzen Umfange mit allen seinen Genüssen und Seligkeiten, — dahin müssen Arzneikunde und Philosophie gemeinschaftlich arbeiten, um den Menschen zu vervollkommnen. Jedes Leben hat seinen unaussprechlichen Werth, das so gelebt wird, ohne Rücksicht auf seine Dauer. Wahres Leben besteht doch in nützlicher Thätigkeit; und diese kann jedes Leben in einem höhern Sinne verlängern. Wer bloß sich selber lebt, seine Kraft nicht der menschlichen Bestimmung gemäß ausübt, mag Jahrhunderte vegetiren, und doch würde sein Leben weniger für die Welt gelten, als das kurze Daseyn des thatenvollen und tugendhaften Jünglings oder Mannes. Aber auch im eigentlichen Sinne lebt der Thätige am längsten. Der achtzigjährige Greis, dem Gellert die bekannte Grabschrift machte: „er lebte, nahm ein Weib und starb“ *), hat Tausende von Stunden wachend oder schlafend verträumt, die der zwanzigjährige Jüngling mit den schönsten Handlungen des Fleißes und der Menschenliebe ausfüllt. Schade, daß dieser so bald der Welt entrissen wurde, die doch

*) Oder Falck: Greis und zugleich auch Kind, starb er, noch eh' er war.
Er lebte keinen Tag, — und zählte achtzig Jahr.

so viel von ihm zu erwarten hatte! Nichts kann die Klagen über die Kürze des menschlichen Lebens mehr beruhigen, als der Gedanke, daß jene Kürze des physischen Daseyns durch die Ausdehnung des wirklichen geistigen und moralischen Lebens ersetzt wird.

Der lebte lange, Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig Leben erworben.

Vieles Leben ist dem langen Leben nicht entgegen gesetzt: beides ist des Menschen vereinte Bestimmung. Wahr ists, die Anlage des Menschen zum langen Leben, wäre sie auch bis gegen zwei Jahrhunderte angelegt, steht in einem sehr auffallenden Mißverhältnisse zwischen seiner Anlage zum vielen Leben. Das längste menschliche Daseyn reicht bei weitem nicht zu dem allen, was der Mensch in der Welt seinen Kräften nach vermag, und wirklich thun sollte. Die Gränzen des Erdenlebens sind für seine Pflichten zu enge. Man rechne noch dazu, wie kurz das wirkliche vollkommene Leben ist, worin wir unsere Bestimmung am meisten zu erfüllen fähig sind; wie viel von den uns oft sparsam zugemessenen Jahren von der einen Seite die unvollendete Kindheit, die erst reifende Jugend, von der anderen das stumpfe Alter, hinwegnimmt, so bleibt nur noch eine kleine Spanne der Thatfähigkeit übrig, nur wenige Jahre des kraftvollen Mannsalters, in der dem,

der nun von seinen Kenntnissen und Kräften Gebrauch macht, die Stunden wie Minuten davon fliegen. Aber gerade um so mehr muß der Wunsch nach einem langen Leben jeden Menschen, der seine Bestimmung kennt, am Herzen liegen, um einen desto ausgedehntern Wirkungskreis seiner Thätigkeit zu haben. Alles, was das Leben verkürzt, ist der Vielllebenheit entgegengesetzt. Denn in einem kurzen Leben läßt sich doch bei gleicher Thätigkeit bei weitem das nicht ausrichten, was wir in einer Reihe von Jahren vollbringen können. Fehlt es uns auch in den spätern Altern an Jugendfeuer und an männlichem Muth, große Wirkungen hervorzubringen: so wird das, was an Energie der Kraft fehlt, durch Extensität ersetzt. Wir bedürfen der spätern Jahre, um die rasch entworfenen Pläne der Jugend mit Bedachtsamkeit und weiser Ernsthaftigkeit des Alters auszuführen. Die Reife des Verstandes ist ein Werk der Jahre. Die frühern Perioden des Lebens wendete die Natur an, die Kräfte zu entwickeln; nun erst sollen sie ihrer Bestimmung nach gebraucht werden; nun erst soll der Geist wirken mit kluger Thätigkeit. Erfahrungen müssen die eingesammleten Kenntnisse bewähren. Der Jüngling, der vielleicht in einer kurzen Zeit mehr lebt und arbeitet, als der Greis, ist doch nicht zu der nöthigen Reife gekommen; er baut schnell, aber gewöhnlich eben so leicht und vergänglich; die allzu große Anstrengung erschlafft

nur zu bald. Mit mehr Mäßigung und weiserem Gebrauch seiner Kräfte würde er bei seinen vortrefflichen Anlagen doch mehr haben thun können, hätte er sich nicht durch übermäßiges Arbeiten das Leben verkürzt. Was er in einem so kurzen Zeitraume that, ist doch wenig gegen das, was er in mehreren folgenden Jahrzehenden ohne Ueberspannung, und mit viel mehr wahrem Lebensgenusse, wo denn noch die Erfahrung des Alters hinzukommt, verrichtet hätte. Eben die Mittel, die das Leben verlängern, befördern auch das viele Leben; beide sichern unsere Existenz: denn was ist viel Leben ohne weisen Gebrauch? Der Polybiot muß bei dem Makrobier in die Schule gehen. Gesundheit ist sein köstlichstes Gut. Es ist Pflicht, viel zu leben, der Menschheit zu leben, sein Leben durch Thaten auszudehnen; aber die Menschheit verlangt kein Opfer des Selbstmordes. Kosmopolitismus, Patriotismus, Optimismus sind herrliche Benennungen schöner Tugenden; aber keine derselben hat unvereint mit der Pflicht für den Menschen einigen Werth.

So reich' ich dir denn meine Hand, vortrefflicher Mann, der du uns lehrtest, unsere Tage zu verlängern, edler Hufeland! Makrobiotik und Polybiotik ist Eins. Denn Du lebst ja selbst vieles nützliches Leben; langes Leben sey die Belohnung deiner Verdienste!

Zum Beschluß dieses Abschnittes will ich noch die Schilderung eines zur Viellebenheit bestimmten Menschen beifügen. Er hat eine vortreffliche Organisation; sein Körper ist fest; ein genaues Verhältniß der einzelnen Theile zu einander; besonders ist das Hautsystem, die Lunge, der Magen, in einem guten Zustande, die Sinne völlig gesund und vollkommen; dabei genießt er die beste Gesundheit, in gleichem Verhältnisse der innern Lebensthätigkeit mit den äußern Reizen; weder zu große Empfänglichkeit gegen äußere Eindrücke, noch Stumpfheit des Empfindungsvermögens, voll Munterkeit und Kraft, so daß er kaum seinen Körper fühlt; das Herz ist reizbar, der Blutumlauf geht schnell und leicht; er befindet sich in dem Mittelalter des Lebens, in der schönsten Blühte bei völlig ausgebildeten Organen, und immer reger munterer Kraft. In diesem Alter, vom fünf und zwanzigsten bis fünf und vierzigsten Jahre, ist der Mensch am fähigsten, die wichtigsten Thaten seines Lebens zu unternehmen, reif an Kenntnissen, reich an Erfahrungen, bekannt mit den Menschen und seinem Zeitalter; eine überwiegende Beurtheilungskraft; ein gebildeter Verstand; und dies alles, durch einen dauerhaften Körper und die beste Gesundheit unterstützt: was kann man nicht in diesem Zeitalter von dem Menschen erwarten, in dem sich das Feuer der Jugend mit dem männlichen Ernst so glücklich verbindet. Dieser gesunde feste Körper ist bei ihm

durch lange Uebung völlig ausgebildet, und der Herrschaft der Seele unterworfen; dadurch hat er sich Stärke, Gewandtheit, Biegsamkeit verschafft; fast willkührlich regiert er alle seine Glieder, selbst den kleinsten Muskelzug des Gesichts; er schwimmt, voltigirt, bändigt das Roß, ist in jeder Leibesübung Meister, und entgeht dadurch tausend Lebensgefahren; sein Körper ist abgehärtet gegen den Einfluß des Klima. Auch das ist vieles Leben, welches in den widrigen Elementen nicht untergeht, die das Daseyn der Schwächlinge schon bei der ersten Berührung vernichten.

Er hat das glücklichste Temperament, bei welchem der immer rege Trieb nach neuen Kraftäußerungen wenig Schwierigkeiten zu überwinden findet, und die größte Leichtigkeit, auf neue Vorstellungen überzugehen, wo die freie Thätigkeit der körperlichen Verrichtungen die Wirkungen der geistigen Kräfte auf das lebhafteste begünstiget; wo bei dem frohesten Gesundheitsgefühle und der glücklichsten Mischung der Säfte, nach der gewöhnlichen Eintheilung das cholerisch-sanguinische Temperament, bei dem Muth zu Unternehmungen standhafte Beharrlichkeit in der Ausführung und jugendliches Feuer verbunden ist.

Leute von diesem Temperamente sind arbeitsam, aber weniger duldsam gegen den Schmerz; erfindungsreich, heiter, und nicht tief verwundbar durch die Pla-

gen des Schicksals; Vergnügen und Arbeit ist ihnen gleich; sie gehen mit eben der Leichtigkeit von einem zum andern über; man findet unter ihnen zugleich die ausharrendsten, duldsamsten Arbeiter, und die ausschweifendsten Wollüstlinge, die Mirabeaus und Alcibiaden. Bei solchen Temperamenten bedarf es der wenigsten Kraft, sie in Thätigkeit zu setzen; in sich selbst finden sie den unüberwindlichsten Thätigkeitstrieb; Beschäftigung ist ihnen Bedürfniß. Alle bestrebenden Leidenschaften fassen bei ihnen leicht Wurzel, besonders solche, die auf den Besitz gewisser Vortheile gegründet sind; doch sind sie weniger zum Geldgeiz als zum Ehrgeiz geneigt. Dieses Temperament ist um so glücklicher, wenn es mit etwas Phlegma gemischt ist; denn an und für sich ist es zu hitzig und zu brausend. Gewöhnlich erhält es diese Beimischung in den männlichen Jahren, wo ein Theil des übermäßigen Jugendfeuers verdünstet ist. Man handelt dann weniger übereilt, läßt sich seine glühende Phantasie und seinen reizbaren Witz nicht mehr hinreißen, und lernt das wichtige: Eile mit Weile!

Wo das sanguinische Temperament noch zu sehr die Oberhand hat, verfällt man leicht in eine schädliche Vielgeschäftigkeit, oder vergißt sich selbst in seinem Thätigkeitseifer.

Ist das Cholerische überwiegend, so rennt man leicht an die Verhältnisse der Welt an, findet überall

Widerstand, und allen Muth niederschlagenden Verdruß. Daher so viele unglückliche Reformatoren, die es so gut mit den Menschen meinen, aber die Welt nicht kennen. Daher ein großer Theil der Klagen über Verkanntseyn und Undank der Welt. Für solche Menschen ist die Welt und ihr Körper zu klein; sie wollten sich gern die ganze Natur unterwerfen; es sind aufbrausende Jünglinge in Mannsgestalt, voll feuriger Phantasie und der zärtesten Reizbarkeit, wie Santeville, bei dem, wie Jöcher sagt, das Feuer seines poetischen Geistes in seinem Gesichte, ja an seinen Füßen und Händen, hervorbrach. Solche Menschen werden zwar viel in der Welt thun, aber wenig Dauerndes, den Verhältnissen Angemessenes, und für die Menschen ihres Zeitalters wahrhaft Nützliches und Gutes.

Wer in der Welt viel wirken will, muß seinen Geist gebildet haben durch Unterricht und Erfahrung. Er kann nicht genug lernen; je größer der Vorrath seiner Kenntnisse, die einem guten Kopfe zu Dienste stehen, desto mehr wird er ausrichten, sich aus Gefahren und Verlegenheiten retten; desto mehr Stoff hat er zur Entwickelung neuer Ideen; desto weniger überraschend sind für ihn die mancherlei Veränderungen in dem menschlichen Leben; desto leichter ist ihm der Umgang mit so unendlich verschiedenen Menschen. Durch Kenntnisse werden Verbindungen unter den Menschen

geknüpft. Alles, was er lernt, lernt er in Beziehung auf den Menschen; je näher eine Kunst oder Wissenschaft den Menschen angeht, desto wichtiger ist sie ihm. Alles wendet er an, um seinen Geist zu bilden, und um sich die nöthigen Eigenschaften zu erwerben, durch die man der menschlichen Gesellschaft nützlich wird: praktischen Verstand, Gegenwart des Geistes, einen leichten Witz, Ruhe, Festigkeit, Muth. Seine Schutzengel, die ihn durchs ganze Leben begleiten, sind Freude und Hoffnung; die eine stärkt ihn in dem Bewußtseyn, es gethan zu haben; die andere zeigt ihm das schöne Ziel der Humanität. Er lebt in dem hellesten Bewußtseyn seines Wesens, und in dem schönsten, reinsten Lebensgenüß. Vertraut mit der Natur des Menschen, weiß er, daß die Menschen weder Engel noch Teufel sind; er spannt seine Erwartungen von ihnen weder zu hoch, noch verzweifelt er an der Menschheit; die Erde ist für ihn weder Paradies noch Hölle. So geht er ruhig und heiter mitten durch sie hindurch; denn er versteht die Stimme der Menschheit:

Sey Einer von uns Allen:
wir werden Dir gefallen,
so wie Du uns gefällst.

Sein Gang, auf den Menschen zu wirken, ist der natürliche: von sich selbst aus; je näher ihm der Stoff der Thätigkeit, desto mehr hält er es für seine Pflicht,

ihn zu bearbeiten; mit sich selbst fängt er an, und sucht zuvörderst das Ideal in sich selbst zu entwickeln, was er seyn soll; dann sucht er häusliche Glückseligkeit um sich anzubauen. Ehe er in die Ferne wirkt, ist es ihm zuvor heilige Pflicht, in sich selbst und in die Nähe zu wirken; er ist ein zärtlicher Gatte, ein sorgfältiger Vater, ein erkenntlicher Sohn. Das Vaterland macht zunächst Ansprüche auf seine Thätigkeit; wär' es auch undankbar, so zieht er das Verdienst um sein Vaterland dem Ruhme vor, mit dem entfernte Provinzen ihn belohnen.

Dieses ist das Ideal eines Polybioten, d. i. eines gebildeten und zum vielen Leben bestimmten Menschen. Jeder Mensch, der seine Bestimmung erfüllt, und in seinem größern oder kleinern Wirkungskreise thätig ist, und sich diejenige Bildung des Geistes und Körpers zu erwerben sucht, wozu er Gelegenheit hat, lebt vieles Leben. Nicht eben große Leibeskünste, sondern durch Uebung erworbene körperliche Fertigkeiten; nicht tiefe allumfassende Gelehrsamkeit, sondern praktische Lebenskenntnisse; nicht immer das glänzende Genie eines Virtuosen, noch ein erhabener großer Geist, sondern gebildeter gesunder Menschenverstand sind die Eigenschaften, welche das Glück des Lebens ausmachen. Wer jene erreichen kann, hat um so mehr Ansprüche zu erfüllen. Wer aber seine Pflicht thut, hat nicht umsonst gelebt.

Sechster Abschnitt.

Prüfung verschiedener Methoden der Viellebenheit.

Bedürfniß des Menschen zur Thätigkeit. — Lange Weile. — Nothwendigkeit der Thätigkeitsreize zur Fortsetzung des Lebens — verschiedene Mittel, die die Menschen zur Befriedigung des Thätigkeitstriebes ergreifen. — Allzu große Geschäftigkeit — [illegible]multuarisches Leben. — Verkehrte Wahl der Beschäftigungen — Schwärmerei — Spekulatives und kontemplatives Leben — edle nützliche Spekulation. — Sonderbare Begriffe der Menschen über die Thätigkeit. — Abartung der Thätigkeit, die sinnlichen Genuß zum Zweck des Lebens macht — allzu große Mobilität und Sinnlichkeit des Karakters, — deren Einfluß auf das Geschäftsleben. — Erkünstelte sinnliche Bedürfnisse zur Lebenserhaltung. — „Geschwind leben" heißt nicht „viel leben".

Der Thätigkeitstrieb ist dem Menschen natürlich; an seiner Befriedigung hängt die Glückseligkeit seines Lebens; jede Ausübung desselben gewährt Vergnügen,

so=

so bald sie von dem Empfindungsvermögen percipirt wird. Daher eine Menge angenehmer und geistiger Gefühle theils aus der innern Thätigkeit des Körpers, theils aus der Kraftäußerung des Muskelvermögens, theils auch aus der Thätigkeit der Seele entspringen. Eine gewisse, bis zu einen bestimmten Grad gehende Zusammenziehung der Fibern, macht nach Darwin das behagliche Gefühl aus; ist diese Zusammenziehung stärker, so erfolgt Schmerz. Eine solche Zusammenziehung begleitet in ihren verschiedenen Graden alle Veränderungen die in dem Körper vorgehen, nur werden sie nicht allemal von der Vorstellungskraft percipirt. Alles, was die Thätigkeit hindert, erregt Schmerz. Eine in ungehinderter Folge fortlaufende Reihe von Vorstellungen erregt einen behaglichen freien Zustand des Gemüths; einen ruhigen stillen Fortgang ohne Anstrengung und Spannung der Kräfte; sobald aber dieser Fortgang durch etwas unterbrochen wird, bald durch überraschende Vorstellungen, bald durch fremdartige Eindrücke: so entsteht eine unangenehme Empfindung; zugleich aber auch ein Widerwille gegen die Ursache der Hindernisse unserer Thätigkeit. Dieser Unwille ist dann am größten, wenn wir durch fremde Gewalt zu einer andern Richtung unserer Thätigkeit gezwungen werden, oder wenn die natürliche Thätigkeit ganz unterdrückt wird. Dieser Unwille

steigt um so höher, je mehr der Mensch sich seiner Thätigkeit bewußt ist, und je deutlicher er das Mißverhältniß einer willkührlichen Unterdrückung seines Thätigkeitstriebes, d. i. der menschlichen Freiheit mit der in ihm wohnenden Kraft, einsieht. Daher ist kein Widerwille heftiger, als der verbissene Unwille und Haß kultivirter Menschen gegen den Druck der Denkfreiheit.

Wenn die Thätigkeit unserer Kräfte allzu langsam fortschreitet, wenn die Zusammenziehungen der thierischen Fibern zu schwach geschehen, und daher die Verrichtungen des Körpers zu langsam fortgehen; wenn die Reihe der Gemüthsvorstellungen zu schwerfällig und träge fortgerückt: so entsteht ein Mißbehagen, welches um so größer ist, je mehr der Mensch sonst an muntere Thätigkeit seiner physischen und intellektuellen Kräfte gewöhnt war. In Rücksicht des Körpers bemerken wir dieses Mißbehagen in verschiedenen chronischen Krankheiten, besonders cachectischen, z. B. in der Wassersucht. Im Betreff des Gemüths ist es der Zustand der langen Weile. Es ist ein Kampf zwischen Thätigkeitstrieb und Unvermögen an Reizbarkeit; ein Gefühl von Leerheit, welches thätige Menschen dann am meisten empfinden, wenn sie entweder keine, oder bei weitem nicht hinreichende Gelegenheit zur Uebung ihrer Kräfte haben, oder wenn ihnen die Veran-

lassung zu ihren Lieblingsbeschäftigungen fehlt, wenn sie zu andern ihnen ungewohnten Arbeiten genöthiget werden. Dieses mißbehagliche Gefühl ist weit größer, wenn gar kein, als wenn bei weiten nicht hinreichender Stoff für die Thätigkeit vorhanden ist; im erstern Falle erfolgt durch das Einerlei eher Schlaf und Ermüdung, im zweiten aber ein höchst verdrießliches Gefühl, wobei der Trieb, beschäftigt zu seyn, zwar rege gemacht, aber immer wieder getäuscht und zurückgewiesen wird. Eben so kommt auch die lange Weile durch den Zwang zu ungewohnten oder durch irgend etwas verleideten Beschäftigungen; doch thut hier Zeit und Gewohnheit manches, so daß ein solcher Zustand am Ende erträglicher wird. Lange Weile ist eine Krankheit, die ein ganzes Heer von Uebeln in ihrer Begleitung hat: Mißmuth, Traurigkeit, Murrsinn, Ueberdruß und eine Menge Leiden des Körpers, Schläfrigkeit, Schwäche, Furcht, Angst, Abscheu und Haß gegen sich selbst und gegen Andere, Trostlosigkeit und Verzweifelung, Lebensüberdruß und Selbstmord. So weit kann der Mensch besonders bei einem gewissen reizenden Gefühl seiner Kraft gerathen, wenn er zu maschinenmäßigen, den Geist gar nicht beschäftigenden Arbeiten gezwungen wird, besonders wenn eine sitzende Lebensart, und der Mangel an reiner freier Luft hinzukommt, und also auch der Thätigkeitstrieb von Sei-

ten des Körpers gehemmt wird; eines von beiden kann schon bei nicht sehr kultivirten Menschen solche üble Folgen hervorbringen. So soll ehemals in Potsdam der Selbstmord unter der Leibgarde darum sehr häufig gewesen seyn, weil diesen schönen Menschen, um ihren Wuchs zu schonen, keine andere, als nur gewisse kleine Handarbeiten, wie Seidenhaspeln und dergl., gestattet wurden.

Je reger der Beschäftigungstrieb in einem Menschen, desto mehr bedarf er Stoff, ihn zu nähren. Wer nur thätig seyn will, dem mangelt es freilich nicht an Stoff; allein manche Menschen sind sehr unglücklich in der Wahl des Stoffs ihrer Thätigkeit, dadurch artet der polybiotische Trieb bei ihnen aus. Diese Ausartungen verdienen einige Betrachtung.

Wenn das Leben ohne unbehagliches Gefühl fortdauern soll, so bedarf es von Zeit zu Zeit der Reize von außen, um es wieder von neuem zu erregen; wirken diese Reize nicht gehörig, so fühlt der Mensch etwas Drückendes, Lästiges, eine gewisse Bedrängniß und Einschränkung seiner Kräfte mit dem peinigenden Gefühle, sich dieser Last zu entladen. Nun erst wird er den Gang der Zeit merklich gewahr, und er trägt die Vorstellung von langsamen Fortrücken und Schleichen auf die Zeit über, die ihm nun lästig wird, und womit er nicht weiß, was er machen soll. Das Leben

soll und muß einmal gelebt seyn, und doch giebt es Menschen, die nicht wissen, wo sie mit ihrem Bischen Leben hinsollen, wie ein plumper Mensch, dem seine obern Extremitäten alle Augenblicke im Wege sind. Etwas muß nun einmal gethan werden, der Körper bedarf der Bewegung, wenn nicht aller Saft und Kraft in ihm stocken soll, und das, was von Seele da ist, so wenig als es seyn mag, muß doch immer in eine gewisse Regbarkeit gesetzt werden. Es bedarf also einer von Zeit zu Zeit wiederholten Reizung der Organe, wodurch sowohl die Aufmerksamkeit beschäftiget, als das unangenehme Gefühl von Stockung der Körperverrichtungen verhütet wird. Jedoch ist man nicht an starke Kraftäußerung und an große Thätigkeit gewöhnt; diese würde bei unkultivirten Menschen Schmerz erregen und Spannung, die bei der gewohnten Erschlaffung um so lästiger fällt.

Allein der natürliche Thätigkeitstrieb veranlaßte die Menschen von jeher nach Mitteln zu greifen, wodurch sie sich Empfindungen verschaffen konnten, die sich ohne Aufhören erneuern lassen. Die Gebildeten fanden die Befriedigung dieses Bedürfnisses in den so manchfaltigen Gegenständen der Geistesthätigkeit; die Ungebildeten haschten nach physischen Mitteln, um Körpergefühle zu erregen, bei denen nicht nur ihre Organisation in eine gewisse Erregbarkeit versetzt, sondern

auch der Thätigkeitstrieb des Geistes, den sie nicht befriedigen können, abgestumpft und betäubt wird. Darauf hat man es bei den türkischen Kaisern geflissentlich angelegt, die ihre meiste Zeit mit nichts ausfüllen dürfen, als mit Schnitzeln von Zahnstochern und Bogenringen; oder wie nach Aelian der persische König, der auf seinen Reisen, um keine Langeweile zu haben, ein Stück Holz bei sich führte und ein Messer, womit er daran schnitzte. Man sieht auch daraus, wie die Menschen auf den Gebrauch warmer und geistiger Getränke, des Opiums, des Betels, des Tabacks und dergl. verfielen. Eben daher wurden so manche zeittödtende Spiele erfunden. Das Kartenspiel wurde sogar zum Besten eines Königs erdacht. Bei rohen Menschen ist diese Art von Reiz-erregung körperliches Bedürfniß, um die Dauer der Kindheit zu verlängern; dem nützlich thätigen Mann dienen sie bloß zur Erholung, um die Spannung seines Wirkungsvermögens, wenn sie zu lange fortgesetzt, Unbehaglichkeit verursacht, auf eine Zeit lang zu lockern; oder auch ihr eine andere Richtung zu geben, damit man sie desto leichter wieder in ihren vorigen Gang zurückbringen kann. Auch können diese Zeitvertreibe zu einer bloßen Gewohnheit werden, oder selbst bei beschäftigten Menschen als physische Bedürfnisse, in sofern sie von der Art sind, daß sie keine Aufmerksamkeit erfordern, und die gewohnten eigentlichen Be-

schäftigungen nicht unterbrechen. Dahin gehört das Tabackrauchen, wovon Markus Curius Bopborn ein sonderbares Beispiel ist, der sich einen Huth machen ließ mit einer Oeffnung an der Vorder-Seite, worin er die Pfeife steckte, damit der Rauch oben hinausgehen konnte. Er studierte Tag und Nacht mit der Pfeife im Munde, zog sich aber dadurch eine langwierige Krankheit zu, und wurde noch nicht vierzig Jahre alt.

Eine entgegengesetzte Ausartung des Beschäftigungstriebes ist eine übermäßige Thätigkeit, ununterbrochene große Geschäftigkeit mit Anstrengung verbunden. Sie rührt theils von innerm polybiotischen Triebe her, theils von Reizen zur Thätigkeit, welche durch ihre Stärke auch ein weniger lebhaftes Temperament in heftige Bewegung setzen. Doch wird die Befriedigung dieses Triebes zu einem schädlichen Uebermaaße, wenn sie mit Vernachlässigung der Gesundheit geschieht. Es erfolgt dadurch endlich eine so große Reizbarkeit, daß man bei Befriedigung dieses Triebes alle andere Rücksichten vergißt, so daß die in allzu große Bewegung gesetzte Maschine durch das unaufhörliche Reiben in kurzem abgestumpft und unbrauchbar wird. In unserm polybiotischen Zeitalter sind der angenehmen und unangenehmen Reize zur Thätigkeit so viele, daß ein sehr großer Theil der Menschen in ein schädliches

Spannen und Reiben der Kräfte gesetzt wird; bald sind es Lebensgenüsse, die bloß durch überspannte Thätigkeit erworben werden können; bald sind es Bedürfnisse des Lebensunterhalts, die auch wider Willen zu unablässiger großer Geschäftigkeit zwingen. Je mehr diese Thätigkeit mit den Kräften im Mißverhältnisse steht, desto nachtheiliger ist sie für die Gesundheit des Geistes und Körpers. Daher die schlimmen Folgen der Ueberspannung in einem unreifen Alter bei noch unentwickelten Organen. Uebermäßige Körperbewegung und Körperarbeit hat frühzeitige Schwäche zur Folge, versetzt in ein beständiges abzehrendes Fieber, unter dem der Körper hinschmelzt. Die Säfte verdünsten und vertrocknen, die Gelenke werden steif, das Alter kommt vor der Zeit.

Noch schädlicher ist übermäßige Anstrengung der Denkkraft, je mehr die Thätigkeit die natürliche Energie der Geisteskräfte eines Menschen übertrifft, und also zu einer abnutzenden verdrießlichen Anstrengung wird. Beschäftigungen, ob sie gleich mit Kraftaufwand verbunden, sind weniger nachtheilig, wenn sie mit Neigung und freiwillig unternommen werden, als wenn sie mit Unannehmlichkeit verbunden, oder mit Verdruß und aus Zwang geschehen. Das peinigende, gegen den Druck anstrebende Gefühl, macht die leichtesten Geschäfte sauer.

Allein auch Beschäftigungen, die man aus eigenem Triebe vornimmt, werden doch zuletzt durch unmäßiges Arbeiten nachtheilig, nur daß dann die schlimmen Folgen langsamer kommen, und unvermerkt heranschleichen. Hypochondrie, Nervenschwäche, Bleichsucht, Drüsenverhärtung, Abzehrung, gehören unter die Folgen allzu großer Anstrengung der Geisteskraft. Wenn nun vollends bei dieser Anstrengung der Körper vernachlässiget wird, durch allzu vieles Sitzen, Stubenaufenthalt, Nachtwachen; so hat man diese Uebel um so mehr zu fürchten: Zerrüttung des Körpers, frühzeitige Abstumpfung der Sinne, besonders des Gesichts, Schwäche der Gemüthskräfte ꝛc.

Schädlich ist die einseitige Anstrengung einzelner Kräfte, wobei die andern zurückbleiben, und alle Thätigkeit sich auf einen Punkt concentrirt. Die übrigen Kräfte werden abgestumpft und erschlaffen durch Mangel an Uebung, und die in überspannter Thätigkeit unaufhörlich erregte Kraft, wird um so früher unbrauchbar. Dies ist der Fall bei allzu großer und ausschließender Anstrengung der Einbildungskraft, oder des Gedächtnisses, wobei die Beurtheilungskraft nachsteht. Beschäftigungen, wobei nur immer einerlei Kräfte geübt werden, haben einen gleichen Nachtheil, sie ermüden daher durch das Einerlei sowohl die in Wirkung gesetzten Kräfte, als sie durch die Vernach-

läſſigung der andern ein unangenehmes Gefühl von Leere und Stumpfheit erregen.

Je mehr unſere Thätigkeit ſich über unſer ganzes Weſen ausbreitet, deſto weniger anſtrengend iſt ſie, weil ihr mehr Spielraum verſtattet iſt. Allgemeine mäßige Uebung der Kräfte erhält Seele und Leib geſund. Wer allzu viel arbeitet, arbeitet gewöhnlich ſchlecht und oberflächlich; er müßte denn ſeine Kräfte widernatürlich überſpannen, und dann wird ſeine Wirkung von kurzer Dauer ſeyn. In jeder Rückſicht wird durch überlegte ordnungsmäßige Thätigkeit mehr Nutzen geſchafft, als durch unaufhörliches Treiben und Jagen, ſich ſpannen laſſen, und wieder andere ſpannen; welches am Ende doch leichte Fabrik-arbeit giebt. Menſchen, die alles und noch ſo viel thun wollen, immer im Schweiß ihres Angeſichts ſich mühen, weder Nachtruhe achten, noch der nöthigen Erholung ihrer Kräfte bei Tage, richten gerade das wenigſte Nützliche und Bleibende aus; hinterlaſſen unvollendete Werke, denen man mehr den guten Willen ihrer Erbauer, als einen wahren nützlichen Zweck anſieht. Das iſt nicht vieles Leben, wobei die Beſtimmung des Lebens ſo wenig erreicht wird.

Alle Thätigkeit, die nicht auf einen gewiſſen Zweck geht, iſt nachtheilig; ſie iſt ein geſchäftiger Müſſiggang, wobei das Gemüth hin- und herwankt und nir-

gends Ruhe findet, wobei keine Arbeit vollendet, keine nützliche Absicht völlig erfüllt wird; unaufhörliche Zerstreuungen stöhren die Aufmerksamkeit, und die Zeit geht verloren, ehe sie gehörig benutzt werden kann. Solche Menschen verbringen ihr Leben unter quaalvoller Furcht und täuschender Hoffnung, unter vergeblichen Sorgen, unter den heißesten, sie ewig tantalisirenden Wünschen, in einer beständigen Treibjagd; ein Wunsch jagt den andern; eine Begierde weckt die andere; nichts hält sie fest, nichts befriedigt sie, und sie sterben unvollendet. Tausenderlei Verdrießlichkeiten und Bekümmernisse hat ein solches Leben; überall rennen sie an; überall werden sie zurückgewiesen; oft verdient oder unverdient durch Spott und Beleidigungen gekränkt, wenn sie sich in ein Fach mischen, welches sie nichts angeht, oder dem sie nicht gewachsen sind. Ekel an Geschäften, Abstumpfung wegen der unordentlichen Thätigkeit der Kräfte und Lebensüberdruß sind die Folgen. Der Körper wird zerrüttet, den sie in ihrem Eifer nicht schonen, den Leidenschaften aller Art erschüttern und verzehren. Das Denkvermögen wird an eine gewisse Unordnung gewöhnt, die zu Geistesarbeiten, welche nach bestimmten Formen und Regeln geschehen müssen, unfähig macht. Solche Leute sind zu keinem Amte brauchbar, da sie sich nicht einmal gewöhnt haben, eine Ideenreihe lange fest zu halten; die Facharbeiten sind ihnen unerträglich, weil ihnen

einmal das Hin- und Herſpringen von einem Gegenſtande zum andern natürlich geworden iſt. Bei der Unternehmung ſo vieler einander entgegengeſetzter Arbeiten ſchleicht ſich der Dünkel ein, daß man dieſen allen gewachſen ſey. Im überſpannten Vertrauen auf ſeine Kräfte, für die man keinen Maaßſtab hat, wird alles unternommen, wozu man ſich nur gereizt fühlt. Der Ruhm eines Univerſalgenies, oder eines Polyhiſtors, iſt das Ziel, das man erreichen will. Indem alles gethan werden ſoll, wird nichts gethan. Man ſchweift in entfernten Regionen umher, da man doch in der Nähe vollauf zu thun hätte; die wichtigſten Pflichten werden Kleinigkeiten aufgeopfert. Ein ſolches Schmetterlingsleben iſt eben ſo unſtätig und von kurzer Dauer, als das Inſekt, von dem man es benennt. Die unaufhörliche Reizung erſchöpft es in kurzen. Schade, daß meiſtens die beſten Köpfe ſich auf dieſe Art verderben, und für die Welt verloren gehen. Der Grund liegt ſchon in einer verkehrten Methode des Unterrichts; wo man es gleich darauf anlegt, große Gelehrte zu bilden, ehe man ſie zu brauchbaren Menſchen erzieht; oder in der Gewöhnung an die vage Uebung der Kräfte, wodurch die Flatterhaftigkeit der Jugend genährt wird, ſtatt daß ſie beſchränkt und ihr Thätigkeitstrieb zu beſtimmten Zwecken geleitet werden ſollte.

Auch stumpfe Köpfe verfallen zuweilen durch Mißleitung in diesen Fehler; sie werden vollends unglückliche Menschen; entweder arbeiten sie sich vergeblich mit der nachtheiligsten Anstrengung in ein gewisses Fach hinein, das sie aber bald wieder verlassen, und nun wieder auf ein anderes eben diese Anstrengung wenden, oder, wie das gewöhnlich der Fall ist, sie betreiben alles, was ihnen vorkommt, oberflächlich; denn nur bis zu einer gewissen Brauchbarkeit in ein Fach hinein zu dringen, würde ihnen den äußersten Fleiß kosten, den sie aber scheuen; Mangel an Fähigkeiten verstattet ihnen nicht, es irgend so weit zu bringen, und eben daher sind sie nicht einmal dann, wenn bessere Einsicht oder das Bedürfniß sie nöthigt, sich in ein Fach einzustudieren, fähig ein Amt zu verwalten. Wehe diesen Unglücklichen, wie es deren nicht selten unter dem großen Haufen der Studierten giebt! Aber dreifaches Wehe über die unverständigen Führer ihrer Jugend, die ihnen theils alle ernsthafte Beschäftigungen verleideten, theils in ihnen einen erbärmlichen Dünkel erregten, oder sie gar in einen gewissen Stand gewaltsam hineinpfropften, der ihnen widernatürlich ist!

Es giebt Menschen, die sich als sehr wichtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft dünken, wenn sie ein tumultuarisches Leben führen, in einen Strudel von Geschäften unter manchfaltigen abwechselnden

Schicksalen hineingeworfen sind, oder sich selbst aus mißverstandener Sucht nach Glanz in einen solchen Wirrwarr stürzen. Sie unternehmen Arbeiten auf Arbeiten, Geschäfte der entgegengesetztesten Art; je romanhafter dabei ihre Lage, je mehr ihr Leben einem heroischen Schauspiele gleicht, voll sonderbarer, schnell abwechselnder, contrastirender Auftritte, je bunter, desto besser gefallen sie sich darin, nur löst sich der Knoten oft sehr tragisch, und das meistens schon vor dem fünften Akt. Das ist nun wol mancherlei Leben, aber nicht vieles Leben; es ist ja nur um Glanz, um Aufsehen zu erregen, zu thun; ob man wirklich nützt, ist hier eine unbekannte Frage; und an wahre Menschenpflicht zu denken, bleibt in einem solchen Taumel keine Zeit übrig. Lebensgenuß ist vollends nicht in einer solchen Lage, denn was die Ehrsucht reicht, ist ein verfälschter betäubender Trank. Die besten Kräfte schmelzen indeß dahin, und ist das kurze Leben ausgespielt, so war es nichts mehr, als der Traum eines Fieberkranken.

Beschäftiget will der Mensch seyn; nur in der Wahl ihrer Beschäftigungen verrathen sich manche. — Viele Beschäftigung mit unnützen Kleinigkeiten, wenn man nicht Kind ist, oder wichtigere Pflichten hat, ist unverantwortliche Verschwendung der Kräfte. Nicht leicht wird ein Mensch in der Lage seyn, wo er einen

ganzen Tag lang nichts besseres thun könnte, als Fliegen fangen, oder Papierchen schnitzeln. Ein Edelmann schrieb Jahr aus Jahr ein die Bibel ab, und wenn er fertig war, fieng er wieder von neuem an. Schwächlinge, entnervte Wollüstlinge verfallen zuweilen aus körperlicher und geistiger Erschlaffung und Stumpfheit, übersättigt von sinnlichen Genüssen, auf die elendesten Tändeleien, um ihre Zeit hinzubringen; sie sehnen sich nach Gegenständen, woran sie ihre Kraft üben könnten; finden aber jedes Geschäft, das nur einigermaaßen Ernst und Anstrengung erfordert, für sich zu schwer; und so ist ihnen das Leben fade, voll Ueberdruß und langer Weile.

Das heißt nicht für die Welt leben, wenn man sich gänzlich der Schwärmerei überläßt, sich mit lauter Gegenständen der Phantasie beschäftiget, und dabei die wirklichen aus den Augen verliert, und für das thätige nützliche Leben unbrauchbar wird; es ist ein unglücklicher Hang, der einen Theil der Kräfte durch Nichtgebrauch erschlafft, den andern durch übermäßige Reizung abstumpft; die Phantasie wird auf Kosten der Beurtheilungskraft überspannt; der Schwärmer überläßt sich seinen Träumen, ein Schlafender in der Gesellschaft wachender thätiger Menschen; er wird in einer schrecklichen Täuschung hingehalten, worin er die nächsten Gegenstände der Sinnenwahrnehmung durch

ein gefärbtes Glas erblickt; er kämpft mit Windmühlen, wie Sancho Pancha. Dieses Feenleben wird durch sinnliche Selbstgenüsse immer von neuem gereizt und unterhalten; der Bedauernswürdige treibt in einem ewigen Wirbel umher, woraus er nicht zur Besinnung kommen kann. Die Gesundheit leidet im höchsten Grade von der fortwährenden unaufhörlichen Reizung; die Nerven werden geschwächt, die Verdauungskraft gestört, die Sinne abgestumpft, und überhaupt die ganze Constitution des Menschen verweichlicht. Noch mehr leiden die Geisteskräfte durch diese unordentliche Thätigkeit, durch die unaufhörliche Angst, Furcht, Mißmuth, Traurigkeit; der natürliche Gang der Vorstellungen wird zerrüttet; Vorurtheile und schiefe Begriffe wurzeln immer tiefer; die schwächste Leichtgläubigkeit, Blödsinn, Stumpfheit des Geistes, Melancholie und Wahnsinn ist die Stufenfolge vom menschlichen Elende, durch welche den Schwärmer sein unglückliches Schicksal führt.

Alles, was den Menschen von der Natur und Menschenwelt abzieht, macht ihn unglücklich, entreißt ihn sich selbst, weist ihn hin auf eine Glückseligkeit, die er nie erlangen kann; täuscht seine Hoffnungen, indem es sie auf das Höchste gespannt hat; versetzt ihn in eine isolirte hülflose Existenz; macht ihn schwach, indem er von der Welt getrennt wird.

Alles, was auf nähere oder entfernte Weise zu diesem unseligen Ziel hinführt, muß der Mensch, dem das Glück seines Lebens noch etwas werth ist, vermeiden, und Ohr und Herz gegen die Sirenenstimme der Schwärmerei verschließen. Die Freiheit der Vernunft, das edelste Gut ꝛc ist in Gefahr. Hier sind keine wahre Genüsse, sondern ein wollüstiger Rausch, der bald vorüber geht, und aus dem man mit Schrecken erwacht. Die Schwärmerei mag ihren Berauschten, in welche Region es sei, hinführen; immer ist er gleich unglücklich; er mag nun als Alchimist sein Gold verrauchen lassen, oder als Geisterseher von den Geschöpfen eines verbrannten Gehirns erschreckt werden, oder in apocalyptische Träumereien sich verlieren. Körper und Geist wird geschwächt, und eben diese zunehmende Schwäche nährt die Schwärmerei fortdauernd. Je weniger der Mensch in sich selbst fühlt, desto mehr erwartet er von den außer ihm sich befindenden Kräften; blindlings giebt er sich fremder Leitung hin; die Schwärmerei hat einen Faden gesponnen, woran man ihn wie eine Marionettenpuppe hin und herziehen kann; er will genießen ohne Arbeit und Mühe, weil er sich zu jeder Anstrengung zu schwach fühlt; wer ihm Genuß verspricht, oder von Zeit zu Zeit durch Genüsse reizt, kann ihn führen wohin er will.

Der Schwärmer wird aus der wirklichen Welt entrückt; er sieht, wie aus einem Nebel, auf sie herab;

was er sucht, findet er nicht unter den Menschen, und wo er seine Phantasie an ihnen realisirt glaubt, schafft er sie zu Feenwesen und Idealen um; ists Wunder, daß er getäuscht wird? daß er an der Menschheit selbst verzweifelt, in Trübsinn und Menschenhaß verfällt, weil er die Menschen nicht nimmt wie sie sind? Daher ein großer Theil der Klagen über das menschliche Elend, über das Jammerthal der Erde; verbunden mit dem Sehnen und Schmachten nach dem Unerreichbaren; daher das Jammern über erdichtete Leiden, die Verschwendung des Mitleids und der schmerzhaftesten Theilnahme an dem Schicksale eines Romanhelden. Daher die Lesewuth, wobei der Kopf leer bleibt, und man sich doch überredet, geschäftig zu sein. Daher das Jagen nach Phantasiebildern, die Träume der Wachenden. Dann gute Nacht Gefühl des Lebens, herzerhebendes Bewußtseyn der gethanen Pflicht, stille häusliche Glückseligkeit, belehrender Umgang mit Menschen, Erwerb von wahrhaft nützlichen Kenntnissen! Alles verschlingt der Strudel der Schwärmerei. Ein Ein spekulatives und kontemplatives Leben macht uns für die Welt untüchtig. Je mehr der Mensch über sich selbst reflektirt, desto weniger thätig ist er. Sobald er sich von der Welt absondert, so wird er unthätig; er verliert sich aus der menschlichen Natur, und hängt sich an die Geschöpfe seiner Phantasie; er spannt seine Geisteskräfte aufs höchste um nichts; und indem

er von seinem natürlichen Zustande des Vorstellungsvermögens abweicht, erscheint ihm auch die Welt außer ihm anders, d. i. verkehrt; entweder er verliert die Begriffe von manchen äußeren Dingen ganz und gar, oder er sieht sie doch anders, als sie sind; die Welt seiner Spekulation ist nicht die wirkliche Welt; sie liegt blos in seinem Kopfe. Ist es also Wunder, wenn diese Menschen, wegen ihrer verkehrten Ansicht der Dinge, ihre Erdichtungen auf das wirkliche Leben übertragen, unausführbare lächerliche Pläne entwerfen, da etwas sehen, wo der gesunde Menschenverstand nichts siehet, und dort blind sind, wo jenem alles helle und deutlich erscheint? Daher so viele Projekte in der Stube entworfen, so manche sonderbare Vorschläge über praktische Wissenschaften, dann das Anpassen der Systeme, an alles auch noch so Entfernte, die unnatürlichen Beziehungen der Wissenschaften auf ein unschädliches Princip; ein ganzes Heer von politischen, ökonomischen, medizinischen ꝛc. Vorurtheilen. Besonders ist man in den Jahren, wo Phantasie und Herz so gern mit dem Kopfe davon läuft, in Gefahr in die Chariptis der Spekulation zu gerathen, und, in diesem Wirbel umhergetrieben, seine schönsten Früchte um nichts weg zu arbeiten, oder auch weg zu träumen, bis man dann zu spät erwacht. Es ist zu bedauern, daß nicht selten talentvolle Menschen auf diese Art ihre Kräfte verschwenden, die sie der Welt schuldig sind.

Die Spekulation, wenn sie nicht als Mittel gebraucht wird, ist eine der schlimmsten Seelenkrankheiten; solche Kranke sind für den Genuß der Natur und Menschenwelt untüchtig. Je mehr sie sich in ihre Einbildungen vertiefen, desto mehr stirbt der Sinn für Lebensfreuden, desto düsterer, mislauniger und dumpfer werden sie; die Freiheit der Vernunft ist das große Opfer, welches sie einer fruchtlosen Chimäre bringen.

Ich sehe schon das Beifallslächeln mancher Leser über diese Invective gegen die Spekulation. Praxis! Praxis! hör' ich von allen Seiten rufen; alles Spekuliren und Denken tödtet die gesunde Vernunft! Was nicht fürs Leben brauchbar ist, ist Chimäre! Wozu nutzt das? wollen wir wissen.

Doch Verzeihung! ich muß diesen enthusiastischen Zuruf unterbrechen. Bei vielen dürften wol andere Begriffe dabei zum Grunde liegen, als ich für die gute Sache wünschte. Wir wollen doch nicht alle Spekulation durchaus verwerfen. Wenn sie als Mittel zur Entdeckung nützlicher Wahrheiten gebraucht wird, so ist sie schätzbar, und der Philosoph, der ihr in dieser Beziehung sein Leben weiht, bringt der Menschheit ein kostbares Opfer. Er ist ein wohlthätiger Genius, der das Reich der Ideen erweitert, und zugleich uns den Weg zur Erkenntniß erleichtert. Das ist das Verdienst

der Newtone, der Leibnitze, der Kante. Nützlich ist ferner die Spekulation über moralische Wahrheiten, über die menschliche Natur, über die Verhältnisse und Bestimmung des Menschen; allein eine solche Spekulation muß von anschauender Erkenntniß, von der Beobachtung der Natur und der Menschen ausgehen. Was der Denker in der Natur und in der Menschenwelt fand, stellt er beim eignen stillen Nachdenken zusammen, und zieht fruchtbare Folgerungen daraus; er lebt in der innigsten Verbindung mit den Menschen, und betrachtet sich blos in dem Zusammenhange mit dem Ganzen. Alle Spekulation, die nicht von den Menschen ausgeht, und auf den Menschen zurück führt, ist für die Menschen unbrauchbar. Einsamkeit und Gesellschaft müssen wechselsweise den Menschen bilden; die erste schärft den praktischen Blick, die zweite belehrt; durch beide werden gegenseitig unsere Ideen berichtiget. Aus dem Dunkel der Selbstbetrachtung müssen wir zu dem Licht der Natur zurückkehren. Wenn Sokrates ganze Nächte in tiefen Spekulationen zugebracht hatte, betete er am Morgen die Sonne an.

Wozu nutzt das? pflegt der bloße Geschäftsmann den theoretischen Philosophen zu fragen. Manche Leute wollen gleich die baaren Procente sehen, die ihnen ihre Arbeit einbringen soll. Geld und Gut erwirbt man sich freilich nicht durch solche Uebungen der Denk-

Kraft; aber ist denn die Seele nicht mehr als der Leib? Muß der Nutzen, wie bei Tagelöhnerwerken, sogleich zugewogen werden? Eine einzige Idee, die irgend ein spekulativer Kopf erfand, und mittheilte, enthält oft den Aufschluß über tausend andere; gleich dem elektrischen Feuer geht sie von Jahrhundert zu Jahrhundert durch tausend denkende Köpfe, und von jedem wird sie benutzt, und von jedem zur Vergrößerung seines geistigen Wirkungskreises gebraucht. Der den Kompas erfand, dachte nicht, was seine Entdekkung der Menschheit werden würde; der ihn zuerst als Leitstern auf dem labyrinthischen Ocean brauchte, brachte durch ihn die Menschheit weiter, und der damit zuerst den Weg nach Ostindien fand, dachte nicht an die Folgen seiner Entdeckung für die spätern Jahrhunderte. Wie unbedeutend mochte manchem Geschäftsmann die Entdeckung der Eigenschaften des Magnets scheinen. Böttgers chemische Arbeiten hielten gewiß viele für unnütz; aber sie leiteten ihn zur Erfindung des Porzellains. Dies ist der Gang von tausend Entdeckungen. Irgend ein vom Schicksal beglückter Kopf faßte die erste Idee, meistens selbst unbekannt mit dem gefundenen Schatz. Blos zufällig wurden die wichtigsten Erfindungen gemacht; nur wenige wurden von ihren Entdeckern erzielt. Sie fanden, was sie am allerwenigsten suchten; allein ihr Kopf war für das glückliche Zusammentreffen der Ideen bestimmt, aus dem die Erfindung

hervorging; tausend andere Köpfe konnten einzelne ähnliche Ideen haben; aber nur Einem war es aufbehalten, sie in diesem Zusammenhange zu denken. Mancher muß blos die Materialien sammlen, welche früher oder später ein denkender Mann zu einem Ganzen reiht; Mancher wird der wichtigsten Entdeckung so nahe geführt, daß es nur eines Blicks bedarf, um die Quelle zu sehen; nur bis dahin soll er kommen, dieser Blick ist für einen andern bestimmt, der vielleicht Jahrtausende nach ihm leben wird, und gerade den Weg einschlägt, den er gegangen war. Darf man also, von der Seite angesehen, überhaupt alle spekulativische Beschäftigungen als unnütz betrachten?

Es läßt sich nicht vorschreiben, was einer für Arbeiten unternehmen soll; nur das kann man sagen, daß Spekulation nicht Zweck, sondern Mittel sein darf, wenn der Mensch seiner Bestimmung gemäß handelt. Die Pflichten der Menschen ändern sich nach den Verhältnissen ab, in welchen sie stehen. Wer Pflichten für das gesellschaftliche Leben hat, thut Unrecht, wenn er sie über Spekulationen versäumt; wenn er, statt zu handeln, blos über Pflichten meditirt und raisonnirt; wenn er die Stunden, die Amt oder Familienverhältniß von seiner Thätigkeit fordert, mit Betrachtungen verbringt.

Spekulationen, welche die Geisteskräfte üben, den Scharfsinn entwickeln, sind achtungswerth, wofern ein

Mensch in einer solchen Lage ist, daß er ihnen ungestört, und ohne Verabsäumung seines Berufs nachhängen kann; oder in einer glücklichen Muße, wo kein Beruf für das bürgerliche Leben, keine Amtspflicht ihm obliegt. Allein die leere Kontemplation, das fruchtlose abstumpfende Nachdenken über unnütze und verborgene Dinge, wie die Cabala, ist Zeitmord. Noch mehr gilt das von jenen abgeschmackten Uebungen, wo angestrengtes Nachdenken und Phantasie auf überirdische Dinge verwendet wird, wo der Mensch sich aus sich selbst herausarbeitet, in Entzückungen versetzt, mit Geistern umzugehen wähnt ꝛc.: er ist in Gefahr der traurigsten Gemüthszerrüttung.

Aber noch einmal: Alles dieses sind Verirrungen des menschlichen Verstandes, die nicht mit wahrhaft nützlicher spekulativer Thätigkeit verwechselt werden dürfen. Wer in einer Muße, die, nach Sokrates, göttlich genannt zu werden verdient, — (Man erinnere sich, was im vorigen Abschnitt von dem Glückseligkeitszustand der Götter nach griechischem Begriff gesagt wurde) — Herr seiner Zeit ist, macht eine sehr lobenswürdige Anwendung seiner Talente auf das Nachdenken über den Zweck des Lebens, im Verfolg der Wahrheiten bis auf ihre Grundprinzipe. Sucht er nun vollends die entdeckten Wahrheiten gemeinnützig zu machen, sie zu popularisiren, wie Sokrates, dann ist sein Verdienst

um die Menschheit unsterblich. In den Geschäften des bürgerlichen Lebens giebt es selten die Zeit und Ruhe, die Heiterkeit, den gänzlichen Mangel an Zerstreuungen, was zur Untersuchung der Wahrheiten erfordert wird; sollten wir also nicht den Mann für glücklich halten, dem seine Lage eine so nützliche Anwendung seiner Talente verstattet?

Die Menschen haben sehr verschiedene Begriffe von dem Werthe der Thätigkeit, von dem Nutzen oder dem Zwecklosen mancher Arbeiten. Jeder hält sein Geschäft für das nützlichste; und das ist wol recht gut, damit er es mit Eifer und dem nöthigen Selbstzutrauen betreibt. Allein aus Unkunde des Ganzen, und der gegenseitigen Nothwendigkeit, in welcher die einzelnen Arbeiten mit einander stehen, dünkt manchen seine Arbeit als die einzig nützliche, und er verachtet das Geschäft des Andern. Der Praktiker hält den Theoretiker für einen Müßiggänger; und dieser redet von praktischem Schlendrian. Wer im Großen arbeitet, verachtet den Arbeiter im Kleinen. Aber es müssen Menschen seyn, die ihr Leben auf Verfertigung der einzelnen Theile verwenden, und andere, die sie zu einem Ganzen zusammensetzen. Es müssen Gelehrte seyn, die Varianten sammlen oder Wurzelwörter herausgrübeln; andere, die sich mit der allgemeinen Anwendung der Kenntnisse auf das praktische Leben beschäftigen. Beide sind der

Welt gleich nützlich, keiner ist entbehrlich. Die gewöhnlichen Schimpfwörter: Pedanten, Schulfüchse, Wortklauber, Bücherwürmer, lassen sich leicht sagen; allein weiß man auch, was man redet?

Eine der schlimmsten Ausartung des polybiotischen Triebes ist, wenn man ihn zum Mittel des Sinnengenusses macht; wenn alle Thätigkeit auf Sinnenreize abzweckt, und durch Sinnenreize erregt werden muß. Die Folge ist Betäubung; denn je mehr bloßer Sinnengenuß, desto weniger Belehrung, Tugend und Aufklärung, desto weniger Fähigkeit zum Denken und zum Handeln aus Grundsätzen. Solche Menschen sind keiner großen Handlungen fähig; an die Sinnlichkeit gefesselt, können sie sich nicht zur Pflicht erheben, und sinken endlich zum Thierstande herab; niedrige Begierden sind die Triebfedern ihres Handelns. Was sie jemals Gutes thun, geschieht aus Mitleid, welche Tugend bei ihnen blos eine Folge der Verweichlichung ist. Geist und Körper wird durch die fortwährenden Reize abgestumpft; untüchtig zu allem, was Kraft erfordert. Nur allzubald überleben sie sich selbst, wenn sie nichts mehr zu genießen übrig finden. Indem ihr Leben an innerer Energie verliert, zieht es sich desto länger schwach und kraftlos fort, und wird in eben dem Grade zäher, als die Kraft abnimmt, wobei die Reizbarkeit sich abstumpft, alle Genußfähigkeit verschrumpft, und doch das Daseyn zur Last wird.

Menschen, die sehr viel Leben in sich haben, ein Uebermaaß von Kräften in sich fühlen, welches sie zu immer fortwährender stürmischer Thätigkeit dringt, besonders, wenn ihr Geist nicht durch Humanität ausgebildet ist, verfallen leicht aus überschwenglicher Reizbarkeit und lebhaftem Temperament auf Ausschweifungen im thierischen Genuß; auch fein organisirte, mit vorzüglichen Geisteskräften ausgerüstete Menschen verfallen nicht selten eben dahin. In gleichem Grade, als die Thätigkeit der Geisteskräfte erhöht wird, wird auch die Thätigkeit der thierischen Organisation vermehrt; daher entsteht ein Uebermaaß von Reizbarkeit in dem ganzen Körper. Eine besondere Mischung thierischer und menschlicher Empfindungen in der Phantasie bringt das Bestreben der Geschlechtslust hervor. Alles, was auf diese Empfindungsmischung in der Phantasie wirkt, es mag nun durch intellektuelle oder sinnliche Reize erregt werden, befördert diesen Trieb. Daher wird er durch körperliches Wohlbehagen, durch die Reize piquanter Speisen und geistiger Getränke erregt, und erfrischt. Daher auch der Zusammenhang der Schwärmerei mit der sinnlichen Wollust. Daher die gegenseitige Erregung der Ideen vom Tode und der vom Sinnengenuß. Wie schwärmerisch wollüstig finden wir diese Verbindung in erotischen Dichtern! Daher der leichte Uebergang der platonischen Liebe in die sinnliche. Daher sind große Genies

zuweilen unmoralische Menschen. Daher finden wir zuweilen niedrige unbändige Begierden mit der größten Thätigkeit und Arbeitsamkeit in einem Menschen vereiniget, wie beim Alcibiades, Heinrich dem Vierten, und Mirabeau. Allein unglücklicher Weise unterdrückt bei solchen Menschen, wenn sie länger leben, oder nicht durch Mäßigung zurückgehalten werden, das Thierische die Geisteskraft; und sie verfallen endlich in die äußerste Schwäche und Stumpfheit des Geistes und Körpers.

Durch Luxus und allzugroße Verfeinerung werden die Menschen endlich so weit gebracht, daß ihnen starke sinnliche Reize ein Bedürfniß der Lebenserhaltung sind; ihre Thätigkeit muß unaufhörlich erregt werden; ohne die mannigfaltigsten unaufhörlichen Abwechselungen können sie nicht leben. Ist dieser Zustand Bedürfniß, so werden die Kräfte äußerst geschwächt durch die fortdaurenden Reize; das Leben wird schnell konsumirt; aber dann, wenn diese Schwäche vorhanden, ist die Fortdauer der Reize unentbehrlich, wofern sie nicht ganz zur Pflanze werden sollen. Früh tritt das Alter ein, und die Reizbarkeit verliert sich immer mehr, bis nach und nach eine gänzliche Unthätigkeit überhand nimmt.

In einen solchen Zustand gerathen nicht selten Menschen von dem besten Kopf und Herzen, mit lebhaftem Thätigkeitstriebe; allein sie ließen sichs in der

Welt zu wohl seyn. Noch dann, wenn die erkünstelte oder natürliche Schwäche sie zu ernsten, fortdauernde Anstrengung erfordernden Arbeiten unfähig macht, bleibt der Trieb zum Handeln und Wirken lebhaft in ihnen; aber die Kräfte sind zu schwach, als daß sie bei irgend einer Arbeit lange verweilen können. Diese Menschen waren in ihren frühern Jahren zum Theil große Geschäftsmänner oder tiefe Denker, Genies, die ein vorzügliches Talent zur Uebersicht des Ganzen hatten. In ihrem Alter und in ihrer Schwäche entdeckt man mit Achtung die Spuren eines großen Geistes; allein es sind schöne Züge in dem Gesichte einer Matrone, — die zwar noch angenehmen Reste einer verblichenen Schönheit.

Erziehung, Lage und Verhältnisse, in die ein lebhafter Kopf von Jugend auf versetzt wird, misbilden ihn auf diese Art, benehmen ihm Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters; das ist eine Erziehung, welche den äußern Menschen formirt auf Kosten seines Gefühls für Natur und Festigkeit seines Charakters; eine Lage, welche ein vages Leben mit sich bringt; Verhältnisse, worin mannigfaltige Geschäfte sehr verschiedener Art nothwendig sind; und darein werden solche Menschen viel zu zeitig versetzt, ehe der Mensch in ihnen hinlänglich kultivirt ist, ehe sie sich Kenntnisse genug erworben haben.

Einseitige Erziehung und Selbstbildung ist eine Hauptursache der Unbeständigkeit des Charakters, des

oberflächlichen Ueberschauens, des schnellen Wechselns mit den Gegenständen der Thätigkeit. Der äußere Mensch kann aufs höchste kultivirt, und der innere vernachläßiget seyn; das Vermögen der Empfänglichkeit für die Welt äußerst ausgebildet seyn, so daß die vielfältigsten und vielseitigsten Berührungen mit der Welt vorhanden sind; aber das bestimmende Vermögen, was man Charakter heißt, ist nicht bis zur Unabhängigkeit von dem empfangenden Vermögen erhoben, d. i. es fehlt an Ausbildung der Selbstständigkeit und des Charakters. Dieses kann der Fall seyn bei der größten Politur und den feinsten Sitten, bei der abgeschliffensten Gewandheit, bei einer vorzüglichen Bekanntschaft mit den Menschen. Allein eben in dem Maaße, in welchem bei so großer Reizbarkeit Empfänglichkeit und Beweglichkeit tausendfältige Reize auf den formirten Menschen wirken, mangelt es ihm an Kraft, sich nicht durch sie bestimmen zu lassen, nicht mit jedem vorübergehenden Eindruck auf seine Empfindungs- und Vorstellungsart, auch sein inneres Princip des Denkens und Handelns verändern zu lassen; da doch, bei aller Geschmeidigkeit des äußern Menschen, sich in die unaufhörlich abwechselnden Formen und Verhältnisse des Weltlebens zu schmiegen, der innere Mensch unwandelbar sich gleich bleiben, und die Freiheit der Vernunft behaupten sollte. Eben daher, weil durch die große Reizbarkeit gegen Einwirkungen die Selbstbestimmung

bei solchen Menschen beeinträchtiget wird, sind ihnen die Befriedigungen dieser Reizbarkeit zum Lebensbedürfniß worden. Daher die große Neigung zur steten Veränderung und Abwechselung, die, wenn sie nicht befriedigt wird, sogleich von der quaalvollsten langen Weile verfolgt wird. Nirgends haben sie Ruhe; unaufhörlich verändern sie sich und die Gegenstände um sie her; sie ziehen von einem Ort zum andern, wechseln mit ihren Freunden, wie mit ihren Kleidern, bauen eben so schnell, als sie zerstören; was sie arbeiten, vollenden sie nur halb; sie fliegen von einem Geschäfte, von einem Buche, von einem Zirkel zum andern; was ihnen heute gefällt, hassen sie morgen; schnell und hitzig fallen sie über das Neue her, und in kurzem wird es ihnen alt; mit brennender Wuth unternehmen sie Arbeiten, die sie nach wenig Stunden oder Tagen mit frostiger Kälte wieder aufgeben; eben so ergreifen sie neue Vergnügungen, die ihnen morgen zum Ekel sind; Freuden und Schmerzen, Entzücken und Ueberdruß wechseln stündlich bei ihnen; und so wird unter ernstlosen Reizen die ohnedies schwache Maschine in kurzem aufgerieben. Ein solcher Thätigkeitstrieb ist ein Unglück für den, der von ihm gespornt wird; und der Welt geschieht dadurch kein Dienst.

Warum findet man eine solche Mobilität des Charakters im Denken und Handeln gewöhnlich bei schwa-

chen Menschen? Ein schwacher Körper ist um so reizbarer und empfindlicher; ist nun die Seele auch schwach, nicht zur Selbstständigkeit kultivirt, so werden die Eindrücke leicht eben solche Veränderungen in dem Vorstellungs- und Handlungsvermögen hervorbringen, als sie in dem Empfindungsvermögen erregen. Allzugroße Verfeinerung befördert die Schwäche der Konstitution, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, sowohl gegen sinnliche, als intellektuelle Reize; auch dies giebt die Auflösung unsers Problems. Die Konstitution des andern Geschlechts ist hohe Reizbarkeit, mit Schwäche und Erschlaffung verbunden; daher ihre große Mobilität und Veränderlichkeit, Unbeständigkeit *), ihre reizbare Einbildungskraft. So wird auch aus dem Gesagten ihre Begierde, sich zu putzen, und die ihnen natürliche Neigung zur Geselligkeit, worin sie die Männer übertreffen, erklärbar. Frauenzimmer gehören unter die Polybioten der beschriebenen Art. Hieraus ergiebt sich ein wichtiger Wink für die Erziehung des weiblichen Geschlechts: Man lasse sichs vorzüglich angelegen seyn, ihre Selbstständigkeit zu bilden, ohne dabei der Weichlichkeit zu schaden.

Es giebt Menschen, die sich physische Reize zum Bedürfniß ihrer Lebensthätigkeit gemacht haben, z. B. geistige Getränke, gewisse Speisen und andere Gewohn-

*) Varium et mutabile genus.

wohnheiten. Von Zeit zu Zeit müssen sie ihrem Wirkungsvermögen einen neuen Stoß geben. So lange der Einfluß dieser Reize hinhält, sind sie thätig, munter, geistreich; aber nachher werden sie von der übelsten Laune und langen Weile geplagt, bis sie der stockenden Maschine wieder einen neuen Antrieb geben: ein elendes fades Leben, welches von der Weinflasche abhängt! Andere bedürfen, wenn sie Geschäfte unternehmen, die Anstrengung oder Muth und Beharrlichkeit erfordern, solcher physischen Reize zur Spannung ihrer Kräfte. Solche Polybioten sind es nicht, die wir hier zum Ideal aufstellen. Der Nachtheil solcher üblen Gewohnheiten, Abhängigkeit vom Sinnlichen, darf nach dem, was bisher gesagt worden ist, nicht erst erwiesen werden. Können jemals auf diese Art einige vorzüglich wichtige Handlungen hervorgebracht werden, so ist nichts, was mehr das Leben verkürzt, folglich der Vielllebenheit entgegen ist, als die durch solche Reize hervorgebrachte Nervenschwäche, die in baldige Abstumpfung der innern und äußern Sinne übergeht, um so mehr, da gewöhnlich solche Menschen sich noch durch Ausschweifungen aller Art, durch unmäßige Strapazen und Wollüste schwächen, und eben durch jene vorübergehenden Restaurationsmittel ihrer Natur zu Hülfe zu kommen glauben.

Geschwind leben, heißt nicht — viel leben. Bei einer so schnellen Treibjagd durchs Leben wird

weder viel gethan, noch viel genossen; und ehe man recht zu leben versteht, ist man am Ziel, oder unfähig. Das heißt viel zu sich nehmen, aber schlecht verdauen. Dahin gehört die übertriebene Reife der Kräfte in einem zu zarten Alter: eine schwache durch künstliche Wärme schnell aufgeschossene Pflanze, das Werk von wenigen Tagen; aber schon am Mittage welkt sie dahin. Die Früchte übertriebener Gewächse sind kraft- und saftlos; die Thaten eines übertriebenen Menschen sind ohne Energie. Große Anstrengung erschöpft die Kräfte vor der Zeit, ehe sie eine allgemeine Ausbildung erhalten, oder doch eher, als der Mensch alles das Gute und Nützliche verrichten kann, was die Welt von seinen Talenten zu erwarten berechtiget war. Heftige Leidenschaften, Strapazen, ewige Unruhe, Kummer, Angst, das so schädliche Schwanken des Gemüths zwischen Furcht und Hoffnung, rastlose Begierde nach Glanz und Ruhm, oder drückendes Bedürfniß der Noth zehrt die besten Kräfte des Lebens schnell auf. Zu dem allen kommen die Verderbnisse der Gesundheit, die Nachtwachen, die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, die Versäumniß der Sorge für den Körper, Unaufmerksamkeit auf Vorboten der Krankheiten, schneller Unterdrückung, Zurücktreiben und Nicht-heilen des Krankheitsstoffs. Man nimmt sich nicht einmal Zeit, auf seine Gesundheit zu achten. In dem Enthusiasmus der Thätigkeit werden die Warnun-

gen der Natur und der Aerzte überhört. Die schwachen Kräfte werden so lange gespannt, bis der Zerrüttung der ganzen Maschine nicht mehr abzuhelfen ist: ein schnelles Leben, das Auflodern des Strohfeuers. Man bedauert, daß so viel Lebensstoff so bald aufgezehrt wird, daß so herrliche Anlagen unentwickelt bleiben. Jüngling voll Feuer und Thatkraft, du kannst einst das Glück der Welt werden; aber hüte dich, daß dieses Feuer dich nicht verzehre, daß diese Kraft nicht aus Ueberspannung zur unthätigen Schwäche erschlaffe!

Viel und langsam leben ist das schönste Glück, was man wünschen kann. Entwickelte thätige Kraft, ruhige verständige Benutzung der erworbenen Kenntnisse, völliger Genuß des Lebens mit der offensten Empfänglichkeit, mit fröhlichem Herzen; und dann alt und hochbetagt, mit allem, was die Welt nur immer Süßes gewähren kann, gesättiget, von der Bühne abzutreten, das heißt: ich habe gelebt! So lebten Haller, dessen Daseyn bis ins Greisenalter eine ununterbrochene Kette von Arbeiten war, Euler, Fontenelle, der Arzt Friedrich Hoffmann, und vor allen Friedrich der Einzige, sich selbst und der Welt, verehrt von ihren Zeitgenossen, belohnt mit allen Freuden, die ein erhabener Geist in sich hat, unsterblich bei der Nachwelt.

Siebenter Abschnitt.

Betrachtungen über die Hindernisse der Viellebenheit.

Mangelhafte Kenntniß eigener Kräfte — allzu geringe oder allzu große Meinung von sich selbst — falsche Begriffe von der Welt und den Menschen, theils zu hohe, theils zu niedrige. — Uebermacht der Sinnlichkeit — Hang zur Trägheit und Unthätigkeit — Unzufriedenheit mit seinem Zustande — niederschlagende Leidenschaften — Vorurtheile — Aberglaube — Gutmüthigkeit ohne Klugheit — Kleinigkeitsgeist im Arbeiten — verderbliche Kultur — Schwäche des Körpers — Armuth — Verachtung — Zwang — Despotie — Zwang der Mode — Unterdrückung der menschlichen Kräfte — nothwendige Einschränkung — Untersuchung verschiedener äußeren Umstände, welche auf die Viellebenheit Einfluß haben: Ort wo einer lebt — Vergleichung des Tons großer und kleiner Städte — Zeitalter — Vaterland — Außenseite eines Menschen — Hang zum Sonderbaren unter den Menschen. — Gewöhnliche Urtheile über die Arbeitsamkeit und Brauchbarkeit eines Menschen. — Gewöhnliche Würdigung des Schriftstellers als Geschäftsmann.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch eine Frage berühren, die sich uns so oft bei den Untersuchungen über das praktische Leben aufdringt.

„Warum richten manche Menschen bei allem ihrem guten Willen, Kenntnissen und Kräften so wenig wahrhaft Nützliches für die Welt aus; leben von ihren Zeitgenossen verkannt, sterben ohne Achtung und Dank, und meinen es zum Theil doch so gut mit der Menschheit?"

Diese Aufgabe löst sich zwar meistens aus dem bisher Gesagten; allein um eine genaue und richtige Uebersicht zu geben, will ich versuchen, sie im Allgemeinen darzustellen.

Sehr viele Menschen kennen ihre Kräfte nicht, wissen nicht, was sie zu thun vermögend sind; sie bleiben unthätig, indem ein Anderer, der bei weitem nicht mit der Fülle von Kräften ausgerüstet ist, fast Wunder wirkt; ihre Fähigkeiten bleiben unkultivirt; der Schatz von Kenntnissen in ihrem Kopfe liegt unbenutzt.

Andere haben ein zu großes Selbstvertrauen; glauben für sich keine Unternehmung zu schwer, ohne vorher mit ihren Kräften abgerechnet zu haben. — Beide sind zur Erreichung ihrer Bestimmung für das gesellschaftliche Leben unfähig.

Wer Kraft haben soll, etwas zu thun oder zu unternehmen, muß sich selbst für Etwas halten. Ohne dieses Bewußtseyn eigenen Werths wird keine Kraft

zur That erhöht; ohne sie kann sich der Mensch nicht über den Einfluß der Gegenwirkungen erheben; — Schwierigkeiten schlagen ihn nieder; Gefahren benehmen ihm den Muth; die Furcht bemeistert sich seiner Einbildungskraft, und häuft um ihn unübersteigliche Mühsamkeiten, setzt ihm erdichtete Leiden entgegen, die genug sind, um den Schwachen von jeder Handlung zurück zu schrecken. Wer sich selbst nicht vertraut: wie sollen dem sich Andere vertrauen? „Was machst du aus dir selber?“ ist die Frage, die die Welt an jeden Mann thut, dessen Handlungen von Einfluß für sie sind. Handlungen, die das Gepräge vom Gefühl einer Würde und Selbstständigkeit tragen, gewinnen unwiderstehlich die Achtung der Menschen. Wer mit einer gewissen Festigkeit, Muth und Entschlossenheit zu Werke geht, empfiehlt sich dadurch. Mancher Arzt hat bloß einem solchen Benehmen seinen Beifall zu verdanken. Schon der Anschein des bestimmten schnellen Handelns gefällt. Charlatane wissen sich ihn gar wohl eigen zu machen, und durch dieses Aushängeschild das Publikum zu täuschen; ihre Kühnheit gränzt an Unverschämtheit; ihre Dreistigkeit an Uebermuth; aber es ist das beste Mittel, ihre Ignoranz zu verbergen. Kurz, auch das ist ein Beweis, daß das Große und Gute unwiderstehlich auf die Menschen wirkt, da sie den bloßen Schein davon sogar achten, wo sie ihn finden. Der Mensch, der sich selbst nicht achtet, ist

ein unglückliches Geschöpf. Indem er mit dieser Selbstverachtung, sey es auch nur Mangel an Zutrauen zu eigenen Kräften, in die Welt tritt, wird er von allen Seiten her durch die tiefste Herabwürdigung und kränkendste Demüthigung vollends niedergedrückt; alle seine Kräfte werden gelähmt, und bald ist er zu den gewöhnlichsten Handlungen des gemeinen Lebens unfähig.

Aber woher jene übermäßige, und diese zu geringe Meinung von seinen Kräften? Von nichts als Mangel an Uebung, ohne welche niemand wissen kann, wie weit sein Vermögen reicht. Jede Uebung der Kraft giebt Muth und Stärke. Wer dahin gelangt ist, fühlt sich auch, es weiter bringen zu können. Je mannichfaltiger und vielseitiger die Uebung, desto mehr Ausbildung und desto mehr Gefühl von Kraft, und, wofern die Uebung zweckmäßig geschieht, richtiges Gefühl. Unwissenheit und Unbekanntschaft mit gewöhnlichen Dingen macht ohnmächtig; die Ueberraschung lähmt das Vermögen zu handeln; und je unwissender Einer ist, desto mehr Ueberraschungen selbst im Verlaufe des gemeinsten Lebens: er wird sehr leicht aus der Fassung gebracht. Unbekanntschaft mit dem Verhältnisse, in welchem sich Einer befindet, und in dem er handeln soll, macht ihn ungewiß und zweifelhaft; Unbekanntschaft mit der Welt macht den, der aus der Einsamkeit, oder aus einer klösterlichen, herrnhutischen

Erziehung in sie tritt, verlegen. Alle Vorurtheile, die wir aus unserer Kindheit in die Welt bringen, schwächen das Gefühl unserer Kräfte, benehmen uns den Muth, frei und unbefangen zu handeln. Dadurch wird eine Kluft zwischen uns und der Welt befestiget, welche zu durchbrechen ein hoher Grad von männlichem Muth erfordert wird. Endlich trägt ein schwächlicher Körper sehr viel dazu bei, unser Kraftgefühl zu vermindern; der Schwächliche und Kränkliche fühlt sich nicht sehr zum muthigen Wirken und Thun aufgelegt; der Hypochondrist zittert bei sehr gewöhnlichen Handlungen, die er unter den Augen von Zuschauern unternehmen soll. Es bedarf wahrlich aller Anspannung der Seele, um nicht der Schwäche des Körpers zu unterliegen. Alles, was den Körper schwächt, hat nicht weniger großen Einfluß auf unsere Thätigkeit; anders handelt der kranke, anders der gesunde, Leben in sich fühlende Mensch. Schwächungsmittel, schwächende Arzeneien oder Ausschweifungen bringen den Menschen um das Gefühl seiner Kraft. Schon dann, wenn auch seine Organisation noch nicht dadurch sehr gelitten hat, entsteht eine vorübergehende Kraftlosigkeit und Gefühl des Unvermögens, seine Kraft zu äußern.

Entgegengesetzte Mittel beleben und stärken, wenigstens auf eine Zeitlang, das Kraftgefühl, indem sie die Reizbarkeit des Körpers erhöhen, z. B. Wein,

Opium; sie machen den Furchtsamen dreist. Was aber von dieser Reizungsart zu halten, ist schon im Vorhergehenden gesagt worden. Ich mache hier bloß auf den allgemeinen Einfluß aufmerksam, den eine nahrlose strenge Diät, übermäßige Strapazen und Arbeiten, und im Gegentheil eine mäßig reizende reichliche Diät, mit mäßigen Arbeiten verbunden, auf das Gefühl unserer Kräfte und unserer Kraftäußerung hat. Auf der Gemüthsstimmung, in der wir uns befinden, Heiterkeit und guter Laune, oder Niedergeschlagenheit und Mißvergnügen beruht sehr viel, so daß wir in dem einen Fall uns kraftvoll, in dem andern schwach fühlen. Wer seine Kräfte kennen lernen will, muß sie prüfen, das ist, sie mit der Größe der vorzunehmenden Handlung abmessen.

Bei wichtigen Veränderungen im menschlichen Leben, Versetzung in eine andere Lage, in ein anderes Klima, unter andere Menschen, in neue Berufspflichten ist eine solche Selbstprüfung um so nöthiger; sie betrifft sowohl die physischen als intellektuellen Kräfte. „Ist meine Gesundheit fest genug, um diese Veränderungen und mit meiner neuen Lage nothwendigen Umstände zu ertragen? Besitze ich den nöthigen Muth, Standhaftigkeit, Gegenwart des Geistes, und die Kenntnisse, die zu diesem Beruf erfordert werden? Habe ich mich mit meinen künftigen Verhältnissen hin-

länglich bekannt gemacht, und sie mit meinen jetzigen verglichen? Kraft und Pflicht mit einander abgewogen?" Wenn diese Gewissensfragen unterlassen, und nicht unbefangen beantwortet werden, so ist es kein Wunder, daß Menschen Geschäfte unternehmen, denen sie nicht gewachsen sind. Ein solches Rigorosum ist aber sehr heilsam, und besonders manchem Arzte zu empfehlen, der etwas zu leicht durch das akademische Rigorosum geschlüpft ist *), ehe er ein wichtiges Amt übernimmt. Hier geht es ad unum, nicht ad plurima **).

Wer Welt und Menschen von einer falschen Seite ansieht, verliert an Thätigkeit, oder wenigstens an rechter Anwendung seiner Thätigkeit für das Leben. Wer zu niedrige Begriffe von dem Menschen hat, hält die Menschheit nicht des Opfers seiner Pflicht werth; er zieht sich in die Einsamkeit. Menschen mit einer

*) — — — — — — und traue
Der Stimmen Mehrheit nicht, obgleich die schwache Welt
Sie über uns zum Richter aufgestellt.
Wie leicht vereinigen sich Thoren
In einem Zweifelspunkt!

**) Geht es ad plurima am letzten Weltgericht,
So ist der Philosoph verloren. —

Thümmels Reise in die mittägl. Provinzen von Frankreich. Erster Th. S. 226.

solchen Weltverachtung sind in Gefahr, wahnsinnig zu werden, und deswegen bedauernswerth; allein es giebt Viele, die einzelne Menschen mit der Menschheit verwechseln, und alles das Böse, was einzelne Menschen thun, den Menschen überhaupt zurechnen, und durch diese falsche Folgerung den Glauben an die Menschheit im Allgemeinen verlieren, Menschenfeinde und Sonderlinge werden. Es sind unter diesen manche Unglückliche, die von einzelnen Menschen viel Widerwärtiges erdulden mußten, besonders solche, die unter dem Drucke des Despotismus, der willkührlichen Laune mächtiger Tyrannen, unter Kränkungen und Demüthigungen schmachten; wie leicht ist es da, an menschlicher Güte und Würde zu zweifeln! Der Mensch ist gut, sagte Rousseau, aber die Menschen sind böse. Wohl Recht hatte der arme Verfolgte, wenn er in den Thälern der Alpen in der Pflanzenkunde Trost gegen das Unrecht suchte, das ihm die Menschen thaten, und seinen Glauben an die Menschheit durch seine Anhänglichkeit an unschuldsvolle Kinder stärkte. Aber wenn Menschen unter nichts weniger als solchen Verhältnissen in bittere Klagelieder gegen die Menschheit einstimmen, so ist es unverzeihlich. Wenn schon bei solchen, die wirklich über die Bosheit einiger ihrer Brüder zu klagen Ursache haben, der dadurch entstehende Unwille gegen die Menschen überhaupt, die Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale und mit ihrem Aufent-

halt auf der Erde einigen Tadel verdient, weil die Ursache davon in ihnen selbst liegt: so ist es um so mehr tadelnswürdig bei denen, die bloß aus Empfindelei oder aus Nachahmung des Modetons ein solches Jammerlied anstimmen. Noch verwerflicher ist's, aus Dünkel über andere erhaben zu seyn glauben, und es nicht der Mühe werth achten, für sie thätig zu seyn. Durch einen wahnsinnigen Stolz geleitet, erwarteten manche für ihre unbedeutenden Unternehmungen unbedingtes Lob und Beifallgejauchz. Dies erfolgte nicht, sondern im Gegentheil Undank und Unerkenntlichkeit. Anstatt aber dennoch ihrer Pflicht getreu zu bleiben, unermüdet fortzuwirken, gaben sie ihre Thätigkeit auf; denn sie wurden ja nicht durch die Pflicht, sondern durch einen sinnlichen Ehrgeiz geleitet. An solchen Menschen verliert die Welt viel; es sind Köpfe voll Energie, die ihre Kraft in sich selbst zurückziehen. Sie leiden an einem sthenischen Uebel. Andere in einer gleichen Lage, weniger energisch, lassen die Hände sinken, sobald ihre ersten Versuche, für die Menschen thätig zu seyn, mißlingen; und indem sie die Menschen verachten, verzweiflen sie an ihren eigenen Kräften, überlassen sich einer unthätigen Ruhe; dahingegen jene noch immer in sich selbst arbeiten und sich selbst genug sind. Ihr Uebel ist asthenisch.

Andere Menschen aus Dünkel verachten, ist ein eben so bemitleidenswürdiger als schädlicher Fehler; er

beschränkt unsere Thätigkeit und lockert unsere Verbindung mit der Menschheit. Schon einen einzelnen Menschen verachten, d. i. ihn seiner Bestimmung unwürdig halten, hebt das menschliche Band zwischen uns und ihm auf, und dadurch verlieren wir nicht nur im Allgemeinen, weil er so gut, als wir, ein Theil des Ganzen der Menschheit ist, sondern auch insbesondere, wenn wir den Fall annehmen, daß wir in eine Lage kommen können, wo wir des Vertrauens zu ihm bedürfen. Einzelne höhere oder niedere Klassen von Menschen oder gewisse Stände verachten, setzt Unwissenheit und Vorurtheil voraus, hindert unsere Wirkung auf sie, so wie überhaupt die für uns so vortheilhafte gesellschaftliche menschliche Verbindung, macht die Menschen von uns abgeneigt, und erregt ihren Unwillen und Haß gegen uns.

Alles, was die Geringschätzung gegen Menschen im Allgemeinen befördert, begünstiget die Trennungen und Empörungen unter den Menschen, den Zwiespalt zwischen den höhern und niedern Ständen, den Uebermuth der einen, und den Neid der andern; stört das Gleichgewicht unter beiden. Die unterdrückte Kraft der einen wird von jenen durch die angreifendsten Reize der Beleidigung des Menschenwerths bis zum Uebergewichte gespannt. Die schrecklichen Folgen davon lehrt die Geschichte unsers Zeitalters. Was war unüberlegter, als wenn man ehemals den Großen die Ver-

achtung gegen die Menschen von der Wiege an einflößte, als wäre die Menschheit außer ihnen; — als wären die Menschen Marionettenpuppen, die sie nach Gefallen (Tel est notre plaisir) hin- und herziehen könnten. Eine solche Mißbildung hindert nicht nur die Wirksamkeit auf die Menschen, die sie leiten sollen, so daß sie solche nicht als Menschen behandeln, d. i. aus richtigen Begriffen von Menschenwerth; sondern zieht auch die Zuneigung und das Vertrauen der Niedern gegen sie ab, für die nichts kränkender, als diese Trennung von ihnen ist, sobald sie sich als Menschen fühlen.

Nachtheilig sind auch zu hohe Begriffe von dem Menschen; sie spannen unsere Erwartung von ihm in dem Grade, in welchem sie nichts weniger als befriedigt werden kann, und die Täuschung ist um so schlimmer wegen des schnellen Uebergangs aus dem erhitzten Enthusiasmus. Solche überspannte Begriffe müssen bald sich verlieren, wenn wir unter Menschen handeln. So geht es dem Jüngling, der mit romanhaften Ideen aus einer Feenwelt in die wirkliche tritt. Aber diese Täuschung ist oft gefährlich, und führt zu leicht auf das entgegengesetzte Extrem der Menschenverachtung, und daher entsteht Muthlosigkeit und Unthätigkeit. Wie mancher thätige gute Kopf wurde dadurch um alle seine Energie gebracht.

Im Umgange mit Menschen lernen wir den Menschen aus Erfahrung kennen; nehmen ihn dann wie er ist; verehren die Würde der Menschheit, aber wir kennen auch die Menschen, unvollkommene schwache Geschöpfe, keine Engel, die bloß nach Selbstbestimmung und Pflicht handeln, und immer noch, auch die besten unter ihnen, unter dem Einflusse der Sinnlichkeit stehen; aber auch keine Teufel, denn an dem größten Bösewicht ist etwas Menschliches. Der Mensch ist Mensch; er erreicht das Vollkommenere, die Vortrefflichkeit, in der er sich den Engeln nähert, langsam nach und nach, so wie er nicht auf einmal zu der Abscheulichkeit und Bosheit herabsinkt, in welcher er den höllischen Geistern nahe kommt. Diesen Einfluß der Sinnlichkeit auf die Menschen muß man nie vergessen, indem man auf sie wirkt: nur Wenige nähern sich der Menschenwürde, zu der Kant unser Geschlecht erheben will. Man muß sie mehr oder weniger davon entfernt betrachten.

„Verlaßt euch nicht auf Menschen!" ist eine aus tiefster Menschenkenntniß geschöpfte Wahrheit. Wer auf Menschen wirkt, oder etwas durch andere Menschen ausrichten will, muß sich ihnen nie ganz preis geben, sondern immer noch etwas von seinen eigenen Kräften zu erwarten haben, wenn seine Erwartung von den Menschen fehlschlagen sollte, sonst macht er sich zur abhängigen Kreatur Anderer. O! dieses Selbstgefühl

eigener Kraft erhält ihn in Achtung bei den Menschen; sie wissen es wohl, daß sie nicht mit ihm spielen können. Aber wo diese Energie nicht ist, da ist man allen Täuschungen, allen Beleidigungen ausgesetzt: jeder triumphirt über den Schwachen, weil es so leicht ist. Man erwarte nicht zu viel von den Menschen, aber auch nicht zu wenig; das eine möchte uns schrecklich täuschen, das andere uns muthlos und träge machen; beides hindert, daß wir so nützlich und verdienstvoll für die Welt seyn können, als wir seyn sollten.

Der Zustand der Sinnlichkeit zieht die größte Erschlaffung der geistigen und körperlichen Kräfte nach sich; daher Arbeitscheu, Ekel, Mißlaune und Lebensüberdruß. Ein Mensch, dessen Selbstständigkeit durch sinnliche Einflüsse überwältigt wird, ist ein schwaches abhängiges Geschöpf; schwach im Handeln, weil seine Aufmerksamkeit von dem Zweck seiner Pflicht abgezogen wird; unentschlossen, weil eine Menge gegenseitiger Vorstellungen in ihm kämpfen; unstät und ungewiß, schwankend zwischen Pflicht und Sinnlichkeit; abhängig, angreifbar von jedem, der auf seine Sinnlichkeit wirkt, wird er die Puppe Anderer.

Alle falsche Beweggründe zur Thätigkeit stellen den Menschen bloß; z. B. Ehrgeiz, Geldgeiz, Eigennutz; sie machen ihn der Sinnlichkeit unterwürfig. Blos durch sie aufgereizte Thätigkeit kann noch so um-

fassend

fassend und groß sein, so macht sie doch den Menschen zum Sklaven, sowohl im Purpur- als im Bettlerkleide; sie hört mit den äußern Reizen auf; sie erregt lebenverzehrende Unordnungen in der geistigen und physischen Natur; sie handelt nicht groß und edel, es sei denn in den Augenblicken, wenn das Bewußtsein der Pflicht einmal erwacht, das aber bald wieder durch niedere sinnliche Begierden verdunkelt wird. Nur Thätigkeit aus Pflicht ist wahre Humanitäts-Thätigkeit, wie beim Howard und Wilberforce.

Ein gewisser Hang zur Trägheit und Unthätigkeit ist eine Hauptursache, warum manche Menschen so wenig nützen. Er kann zum Theil in einem schwachen kränklichen Körper liegen, zum Theil aber auch in einer überwiegenden Neigung zum sinnlichen Genuß. Nicht selten verfallen Menschen, denen es gar nicht an Kraft und Kenntnissen fehlt, in eine solche Unthätigkeit. Nichts schmeichelt so sehr als Müssiggang und Ruhe, wenn man sie eine Zeitlang genossen hat; und es gehört dann eine um so größere Anstrengung dazu, sich wieder zur Thätigkeit zu stimmen.

Auf der einen Seite bringen Ueberfluß und Reichthum, auf der andern drückende Noth und Elend den Menschen zur Unthätigkeit. Wer nicht durch eigene Kraft in beiden Fällen den äußern Einflüssen widerste-

hen, und seine Selbstständigkeit behaupten kann, verfällt in Schwäche und Ohnmacht, die man im erstern Fall direkte vom Mangel an Reizen entstehende, im zweiten Fall indirekte vom Uebermaaß an Reizen erregte Schwäche nennen kann. Der Reiche arbeitet nicht, weil er die Mittel zu seiner Lebenserhaltung ohne Mühe erhält; so wird auch der Bewohner eines üppigen Erdstrichs, wo hesperische Aepfel sich zu seinem Munde niederbeugen, zum Faulthier. Der vom äußersten Mangel niedergedrückte Arme arbeitet nicht, aus Verzweifelung; denn die größte Anstrengung reicht nicht hin, ihm nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; dem Erstern fehlt es an Reiz zur Arbeit, der Andere hat zu viel Antrieb; er ist nicht vermögend, den vielen Bewegungsgründen zur Arbeit Genüge zu leisten; dadurch werden seine Kräfte erschöpft. Auch schon die bloße Vorstellung seiner Lage, in Vergleichung seiner Kräfte mit dem, was er leisten soll, setzt ihn in einen unbehaglichen Zustand, der in Lebensüberdruß und Verzweifelung übergeht. Der Mittelzustand ist der glücklichste, und erhält den Menschen in Thätigkeit, worin weder zu viel noch zu wenig Reize auf ihn wirken. Die mittlere Klasse, weder die Reichen noch die ganz Armen, ist im Allgemeinen die arbeitsamste. Wenn unser Fleiß ohne übermäßige Anstrengung hinreicht, uns die Lebensbedürfnisse zu verschaffen: so finden wir immer neuen Reiz zur Arbeit,

indem wir merken, daß wir nicht umsonst arbeiten. Auch hält diese Thätigkeit am längsten aus, indem dabei noch Musse zur Erholung und Zeit zum Lebensgenuß übrig bleibt. Sind die Reize mit der Kraft in gleichem Verhältnisse, so geht die Thätigkeit am besten vonstatten. Ist die Reizung zu groß gegen die Kraft, so kann sie zwar vorübergehende Anstrengung, aber nicht aushaltende Betriebsamkeit bewirken; ist sie zu schwach gegen die Kraft, so wird wenig gethan.

Gewöhnliche Menschen hängen in Rücksicht ihrer Thätigkeit von äußern Reizen ab. Wenn sie arbeiten sollen, müssen sie schlechterdings in einer Lage seyn, wo sie durch den Drang des Bedürfnisses angetrieben werden. Auf die thätigern, mit eigenem Arbeitstrieb ausgerüsteten Menschen wirken zwar die äußern Reize mehr oder weniger; sie werden zwar durch Mangel oder Reichthum verschieden gestimmt; allein sie fühlen sich selbst zur Thätigkeit angetrieben, und indem sie ihrem innern Thätigkeitstriebe folgen, entwickelt sich ihre Empfänglichkeit gegen die Thätigkeitsreize in eben dem Grade, als diese Reize zunehmen. Man lese die Geschichte Alexanders. Vollkommenere Menschen werden durch das Princip der Pflicht zur Thätigkeit getrieben; sie sind arbeitsam, sogar in einer Lage, wo die äußern Thätigkeitsreize entweder im Uebermaaß oder allzuschwach auf sie wirken; arbeitsam und nützlich im Schooße des Reich-

thums, wie unter dem Drucke des Mangels; der erste reizt sie nicht zur Trägheit; sie brauchen vielmehr den Reichthum als Mittel, ihr nützliches Wirken zu vergrößern; der letztere ist ihnen ein Sporn der Thätigkeit; ihre Kraft wird durch den Widerstand gestärkt; und selbst in den traurigen Umständen, wo Mangel an Bedürfnissen des Lebens und an Ermunterung sie drückt, erhält sie das Bewußtseyn der Pflicht aufrecht. Indessen muß man sich den Menschen nicht als rein moralisch, und von aller Sinnlichkeit befreiet, denken. Es kostet dem besten Menschen manchen harten Kampf gegen die Macht des Mangels oder des Vorurtheils; er wird hin- und herschwanken, allein doch nie gänzlich erliegen. Sei ein Mensch auch noch so vortrefflich, so werden immer äußere Einflüsse auf seine Thätigkeit wirken, und sie, wenn auch nicht bestimmen (denn dadurch würden sie eine zu große Gewalt über seine Selbstständigkeit bekommen), doch modificiren; und er bleibt gegen die auf ihn wirkenden Potenzen nicht gleichgültig; Beifall wird ihn ermuntern, Tadel demüthigen.

Man kann die Bemerkung sehr oft machen, daß auch gute Köpfe und sonst sehr thätige Menschen unter gewissen Umständen *) und in gewissen Jahren von

*) Diese Umstände sind: erworbener oder zugefallener Reichthum, — oder erhaltener vieler Ruhm, — in welchen Fällen sie nun genug gethan zu haben glauben, um An-

Trägheit und Arbeitscheu überschlichen werden. Es sind solche, bei denen das Princip der Pflicht nicht fest genug gewurzelt ist; ihre Betriebsamkeit hing blos von äußern Reizen ab; und läßt daher auch nach, sobald diese aufhören auf sie zu wirken. Sie sind nun befriedigt, und damit ist alles Streben zur Ruhe gebracht. Kommen sie in eine bessere Lage, so erschlafft ihre Thätigkeit. Zuerst wird das allgemeine Fortstudiren zur Erwerbung der Humanitätskenntnisse beseitiget *); und bald wird, wenn man vollends des Faches mechanisch kundig ist, auch das vernachlässiget, was zur bessern Betreibung seines Berufs unmittelbar gehört. Es entsteht ein bloßer Amtsschlendrian, wobei man der Ruhe und Gemächlichkeit genießt, sein Tagelöhnerpensum aufarbeitet, und dann sich schlafen legt. Indessen geht der Geist der Zeit seinen Gang rasch fort, und wir bleiben stehen, Fremdlinge in der sich wandelnden Welt. Schon der veränderten Form wegen können wir nicht, wie wir sollten, unsern Pflichttheil zur allgemeinen Thätigkeit beitragen.

dere für sich arbeiten zu lassen. — Zuweilen liegt die Ursache der Unthätigkeit im Körper, in einer Schwäche, die zuweilen in gewissen Jahren ankommt; — oft ist sie die Folge übermäßiger Anstrengung. Dieses ist eine andere Seite, als die wir jetzt betrachten.

*) Valeant Musae, ego valeo!

Ein großes Hinderniß eines nützlichen und thätigen Lebens ist die Unzufriedenheit mit seinem Zustande, besonders wenn sie in eine fortdaurende Gemüthsstimmung übergeht. Es liegt in dem Menschen, daß seine äußere Lage, wäre sie auch nach Andrer Begriffen sehr glücklich, ihm nicht genügt. So lange diese Unzufriedenheit nicht zu sehr überhand nimmt, dient sie vielmehr zum Antrieb der Thätigkeit, um seinen Zustand zu verbessern. Allein in einem stärkern Grade, wenn sie als ein übermäßiger Reiz wirkt, unterdrückt sie die Thätigkeit, und vermehrt die Reizbarkeit gegen unangenehme Eindrücke. Es entsteht ein Zustand der Schwäche; und nie ist der Mensch empfindlicher gegen wahre oder eingebildete unangenehme Ereignisse; er fühlt sich gekränkt, herabgesetzt, beleidigt; seine Arbeiten werden ihm lästig; und die melancholische Vorstellung, daß er durch allen seinen Fleiß doch seinen Zustand nicht verbessern könne noch werde, führt ihn endlich zum Lebensüberdruß und zur Verzweiflung. Diese Unzufriedenheit mit seinem eigenen Zustande wird durch die Vergleichung mit dem Zustande anderer genährt; Neid, Misgunst, Argwohn, niedere Leidenschaften schleichen sich ein, und stören unsere Verbindung mit andern Menschen, hindern folglich das Gute, das wir für sie thun und durch sie erhalten könnten.

Alle Thätigkeit wird durch niederschlagende Leidenschaften gehemmt; bald setzen sie uns in einen Zustand

der Bewußtlosigkeit und Unthätigkeit; bald schlagen sie den Muth zu handeln zu Boden; bald ziehen sie unsere Aufmerksamkeit von unserer Pflicht ab; bald treiben sie uns in einem Wirbel unnützer Thätigkeit umher; Unruhe quält die Seele; die Zukunft erscheint uns schwarz, und die Gegenwart umgiebt uns wie das Zwielicht der Dämmerung, worin der Wanderer so leicht irre geht. Schrecken, Furcht, Kummer, Trägheit, Schaam, Unwille, Zorn, Neid, Haß, und wie das ganze Heer der Furien heißt, die die Menschheit plagen, sind eben so viele Feinde einer nützlichen Thätigkeit. Ein Mensch, der von einer oder mehreren geplagt wird, ist ein unglückliches Geschöpf, gleich dem Schiffe, welches von rasenden Stürmen auf dem Ocean umhergetrieben wird. Nichts schlägt die Seele mehr nieder, als Ungewißheit, jener schwankende Zustand zwischen Furcht und Hoffnung; er macht den Menschen unthätig, indem zugleich seine Reizbarkeit aufs höchste erregt wird; äusserst empfindlich ist er gegen alle Eindrükke; bald jauchzt er in freudiger Hoffnung; bald zittert er vor Furcht. Diese verderbliche Lebhaftigkeit erregt fieberhafte, mit einem höchst unbehaglichen Gefühl begleitete Paroxismen, die endlich in eine chronische Krankheitsbeschaffenheit übergehen, welche die Kräfte schnell konsumirt; ein fortwährender fieberhafter Krampf, eine unordentliche Thätigkeit der körperlichen Verrichtungen, Störung des Blutlaufs und aller Absonderungen

und Aussonderungen; daher erfolgt Erschlaffung, Müdigkeit und immer zunehmende Schwäche. Einen gleichen unangenehmen Einfluß hat dieser Zustand auf das Gemüth, und endet zuweilen in sehr traurige Gemüthskrankheiten.

Eben so nachtheilig für das thätige Leben sind Vorurtheile, zu Grundsätzen des Handelns übergegangene falsche Begriffe; sie werden auf fremde Autorität, ohne weiteres Nachdenken, angenommen; oder sie haben sich auf irgend eine eindrückliche Art dem Gemüthe eingeprägt, und wurzeln mit den Jahren immer tiefer. Unter der Macht der Sinnlichkeit schleichen sie sich ein; je schwächer der physische und intellektuelle Mensch, desto leichter finden sie Eingang, desto tiefer haften sie. Sie sind meistens ein Werk einer verkehrten Erziehung und des Umgangs mit vorurtheilsvollen Menschen. Schwache Menschen ahmen am meisten nach, und dadurch erhält ihr Geist so manche gute, aber auch manche schiefe Richtung. Schwach und unvollendet ist der Mensch seiner Natur nach in der Kindheit, und auch, obwohl weniger, bis zum Mannesalter; weder sein Körper noch sein Geist hat den Grad von Festigkeit, um schädlichen Eindrücken zu widerstehen. Um so tiefer wirken Vorurtheile nnter sinnlichen Eindrücken; daher die in der Kindheit eingejagte und eingesungene Gespensterfurcht, die Gewitterfurcht, die

Furcht gegen die Finsterniß. Keine Leidenschaft erschüttert heftiger unser ganzes Wesen als Furcht und Schrecken; indem durch sie die größten Unordnungen im Körper, die schnellen Umstimmungen des bisherigen Ganges seiner Verrichtungen hervorgebracht werden, geräth das Gemüth zugleich in einen Zustand der Verwirrung, der Bewußtlosigkeit, der Betäubung und Unthätigkeit. Das Sinnliche wirkt durchaus auf den Menschen, der in Verbindung mit der Sinnlichkeit ist. Es ist schwer, falsche Begriffe, welche unter diesen Umständen und bei dieser Gemüthsbeschaffenheit sich eingeschlichen haben, zu vertilgen; leicht werden sie zu einer chronischen Krankheit, die an Unheilbarkeit oder Schwerheilbarkeit langwierigen Nervenübeln gleicht, wenn durch öfters wiederholte Reize das Nervensystem einmal eine krampfartige Stimmung erhalten hat. Der Vorurtheilsvolle weiß nicht, warum er dieses glaubt oder thut; die Meinungen sind in sein Vorstellungsvermögen übergegangen, so daß sie unwillkührlich in ihm entstehen, sobald eine gewisse Summe von Ideen sich zusammenreiht: seine Handlungen sind mit den täglichen Gewohnheiten des Lebens verkettet. Man kann sicher voraussehen; daß er unter gleichen Umständen jedesmal so handeln wird. Vorurtheile unterjochen den Menschen. Wenn ihm auch noch so viele wahre Lebensgenüsse, noch so viele bedeutende Vortheile entgegenwirken: das Vorurtheil hält ihn

ab, sie zu gewinnen. Bald hängt er an dem Alten, bald an dem Neuen, bald an Moden und Gebräuchen; bald heftet er sein Bischen Lebensglück an die Macht Anderer; bald traut er blindlings der Meinung des großen Haufens; er ist das Geschöpf der Außendinge; durch fremden Einfluß wird er zum Heldenmuth erhoben, oder zur Angst des Verzweifelnden niedergeschlagen, liebt und haßt, neidet und achtet, schläft oder wacht er. — Er ist ein Kind, das hin und her geleitet wird, wie man es ziehen will; eine willenlose Maschine, die jeder, der ihre Triebfedern kennt, nach Gefallen stellen kann. Jedes Vorurtheil macht uns unterwürfig, giebt den Menschen einen Leitfaden, uns zu misbrauchen, schadet unserer Selbstständigkeit und Freiheit. So vieles Gute und Nützliche müssen wir darum unterlassen, weil unsere Pflicht von den Vorurtheilen überwältiget wird. Der natürliche Hang zur Bequemlichkeit ist die Wiege des Vorurtheils, worin es ganze Menschenalter schläft. Es gehört Anspannung der Kraft dazu, um Vorurtheile auszurotten; man muß sie erst niederkämpfen. Es giebt Menschen, die ihre Vorurtheile wol einsehen; aber es fehlt ihnen an Energie, einen solchen Kampf anzufangen, noch mehr ihn zu bestehen. Es ist bequemer, Andere für sich denken lassen, als selbst denken; es ist leichter, glauben, als thun; leichter, sich führen und tragen lassen, als sich selbst in Bewegung setzen. Die meisten Menschen

verhalten sich lieber leidend, als handelnd; und so spielen denn Vorurtheile und Meinungen aller Art an ihnen; so müssen sie glauben, denken und thun, was Andere wollen, ohne zu prüfen. Doch, es ist ja gut, daß Menschen, die sich selbst nicht regieren können, von Andern geleitet werden. Wer in der Welt irgend etwas von Bedeutung ausrichten will, bedarf solcher Maschinen.

Der Aberglaube ist der Feind unsers Geschlechts, der alles Nützliche und Gute zerstört, den Menschen mit Ketten der Finsterniß bindet; Bosheit und Unwissenheit haben ihn erzeugt; Glückseligkeit verblühet vor seinem giftigen Hauch; alle Bücher der Welt fassen nicht die Schilderung des Unheils, das der Aberglaube unter den Menschen anrichtete. In tausend Gestalten, in zahllosen Verwandlungen täuscht er unaufhörlich die arme Menschheit; bald als Engel des Lichts, bald im Gewande der Nacht, bald süßschmeichelnd mit holdseligem Munde, bald drohend mit Schwerdt und Scheiterhaufen. Sein Busenfreund ist der Tod; alle grausame Leidenschaften, die Plagegeister der Menschen, umgeben ihn; Schrecken geht vor ihm her, und Verwüstung folgt ihm nach. Aus Aberglauben mordeten Brüder einander in blutigen Schlachten; aus Aberglauben verbrannte man unschuldige Menschen; aus Aberglauben wurden die Denkmäler

der Kunst, die Bewunderung vieler Jahrhunderte, niedergestürzt; aus Aberglauben wurden Staaten von ihren fleißigsten Bürgern entvölkert, Aristiden verjagt, und Ganganelli's vergiftet: blutige Wunden der Menschheit, die kaum nach Jahrtausenden heilen werden.

Verzeihung bei einigen Lesern, denen vielleicht diese Schilderung zu poetisch dünkt! Der Gegenstand erhitzt so leicht das fühlende Herz. Wir blicken hinweg von dem allgemeinen Unheil, welches der Aberglaube auf die Menschheit gebracht hat, und sehen, wie er bei einzelnen Menschen ihrer Selbstständigkeit und Kraftäußerung so viele Hindernisse entgegenstellt. Gern möchten sie eine gewisse gute Handlung unternehmen; allein der Aberglaube, es sei eigener oder fremder, erlaubt es nicht; ein unwillkührliches Grauen bemeistert sich ihrer; oder Menschen, von denen sie abhängen, verbieten ihnen, das Gute zu thun. Sie dürfen nicht frei handeln; in blindem Glauben stürzen sie sich in Lebensgefahr, selbst in die Arme des Todes.

Am abscheulichsten ist der Aberglaube unter dem Deckmantel der Religion, in den er sich so gern hüllt; so hat er Jahrhunderte über Völker geherrscht, indem er den rechtmäßigen Obrigkeiten Schwerdt und Zepter entriß, mit dem einen die Unschuld mordete,

und mit dem andern Sklaven beherrschte, die er auch zu moralischen Sklaven gemacht hatte.

Wer auf Menschen wirken will, wer ihnen durch sein Leben nützlich seyn will, muß nicht nur unangesteckt seyn von der Pest des Aberglaubens, sondern es muß ihm auch heilige Pflicht seyn, das Reich der Finsterniß zu bekriegen; er muß alles anwenden, um die Menschen aus ihrem Wahn zu reißen. Liebreiche Belehrung, gründliche Ueberzeugung von den Irrthümern, Aufhellung des Verstandes, sind die Waffen, womit man den Aberglauben bekämpfen muß. — Alle unsere Thätigkeit für das Glück der Menschen ist fruchtlos, wenn wir nicht vorher die Kluft durchbrechen, die der Aberglaube zwischen ihnen und uns macht.

Warum mislingt manchem sonst braven Mann seine Thätigkeit für die Welt? warum richtet er bei aller Anstrengung so wenig aus? Brav und lobenswürdig ist sein Eifer, schätzbar ist sein gutes Herz: aber was ist Gutmüthigkeit ohne Klugheit? Wenn man eben diesen Mann unentschlossen in Geschäften hin- und herschwanken sieht, oft besinnungslos dastehen, unbedachtsam handeln: so wird man sich keinen großen Erfolg seiner Bemühungen versprechen können. Wer die Menschen nicht kennt, kann nicht auf sie wirken; er weiß die Seite nicht, wo sie angreifbar sind, noch die

verschiedenen Nuancen der Temperamente, Charaktere, Denkungsart, welche die Menschen von einander unterscheiden, die mancherlei Einflüsse und Verbindungen, unter denen sie stehen, noch die Fäden in diesem Labyrinthe der Menschenkunde, nicht die Beweggründe ihrer Handlungen, nicht den Zusammenhang der physischen mit der intellektuellen Natur, nicht die mancherlei Wandelungen, welche die geistige Organisation im Verlaufe des menschlichen Lebens erleidet; ist es dann Wunder, wenn ihm seine Wirkung auf sie mislingt, indem die Menschen und er einander gar nicht verstehen? — Eben daher entspringt eine Menge Klagen über den Undank der Welt, über Unfähigkeit der Menschen zur Aufklärung; die schiefen Maaßregeln, die man ergriff, haben sie veranlaßt.

Der unermüdete angestrengte Fleiß jenes braven Arbeiters könnte der Welt weit nützlicher seyn. Er ist in großen Geschäften, will alles selbst bis auf jede Kleinigkeit besorgen, und verschwendet die kostbaren Stunden, die er dem Vaterlande schuldig ist, auf die genaue Bearbeitung eines unbedeutenden Gegenstandes, der nur einen kleinen Theil seiner Geschäfte ausmacht, und den er sehr leicht fremden Händen überlassen könnte, da ihm doch die Leitung des Ganzen hinlängliche Arbeit verschaffen würde, wenn er ihr die allgemeine Uebersicht bis in ihre einzelnen Theile wid-

men wollte, von der er durch seinen Kleinigkeitsgeist abgezogen wird. Dadurch aber erschwert er sich sein Geschäft, und nutzt weniger als er könnte.

Es giebt eine gewisse Pedanterei, eine allzuweit getriebene ängstliche Genauigkeit in Geschäften, die dem Bearbeiter der einzelnen Theile sehr nothwendig ist, aber den großen Geschäftsmann an seiner Thätigkeit hindert. Ohne Schlendrian und nachlässige Leichtigkeit soll er mit praktischem Blick das Ganze übersehen, und, bekannt mit den einzelnen Theilen, sogleich die Fehler entdecken, welche dem Verhältnisse des Ganzen schaden. Man darf indeß die Klage über Pedanterei nicht zu laut erheben, weil man so geneigt ist, der strengen ordnungsvollen Arbeitsamkeit und dem unermüdeten Fleiße diesen Namen zu ertheilen.

Eine solche sogenannte Pedanterei hat ihren großen Nutzen für manche Menschen, indem sie ihnen die Arbeiten zum Gesetz macht, sie mit den Stunden in Verbindung setzt, sie gut und sorgfältig arbeiten läßt; wird sie auch zu weit getrieben, so schadet sie den Geschäften weit weniger, als das flüchtige leichtsinnige Schleudern, das unordentliche und unbestimmte Arbeiten, womit so viele Menschen Genie affektiren, die nichts weniger als Genie besitzen; sie ist keinesweges lächerlich, und der Arbeiter oder Hausvater befindet

sich durch sie sehr wohl. In einem gewissen Alter ist eine solche genaue Ordnung und Bestimmtheit der Arbeiten ihrer Art und Folgereihe nach sehr zu empfehlen: sie erleichtert den Gang der Geschäfte in diesen Jahren ungemein, wo man ohnedas zu vielen Veränderungen in seinen Arbeiten nicht geneigt ist; sie ist ein vorzügliches Verlängerungsmittel des Lebens, indem dadurch das Leben selbst gleichsam in den gewohnten ruhigen Gang des Handelns und Wirkens verflochten, und so zur Gewohnheit wird. Es ist doch eine schöne Gewohnheit zu leben!

Unordnung in Geschäften, Arbeiten kaum halb vollenden, weder der Zeit noch der Tagesordnung achten, Nächte durcharbeiten, und Tage verträumen, das kostbarste Gut, die Zeit, verschwenden, heißt: sein Leben nicht lieben, auf die schönsten Genüsse, auf verdienstvolle Thätigkeit Verzicht thun, und endlich durch fragmentarisches Arbeiten selbst zum Fragment werden.

So ist denn der Mensch meistentheils der Urheber seines Unglücks. Und doch setzt er so gern das Böse außer sich, so geneigt als er ist, sich das fremde Gute zuzueignen. Allein auch die äußern (objectiven) Hindernisse des thätigen Lebens verdienen unsere Betrachtung, je wichtiger ihr Einfluß auf den Menschen ist.

Sie

Sie halten entweder die Entwickelung der Kräfte zurück, oder hindern den Gebrauch der Kräfte. Man hat es von der Entstehung des Menschen an darauf angelegen gewußt, daß er ein unvollkommenes schwaches verkrüppeltes Geschöpf bleiben muß; das Meisterstück der Natur wird durch die Menschen zerstört. Wir entsetzen uns über die Barbarei der Wilden, die ihre neugeborne Kinder aussetzen; aber was sollen wir sagen, wenn eine verkehrte Erziehung mit allen Schrecken der Tyrannei und Martern, die nur Teufel ersinnen können, den Menschen von seiner Geburt an künstlich zerrüttet; wenn dann, was noch nicht an ihm verwahrloset ist, durch die Barbarei des Aberglaubens, und den Druck des Despotismus verdorben wird. Aber noch nicht genug: die Reize der raffinirtesten Wollust kommen hinzu, um das teuflische Werk des Verderbens zu vollenden. Nun giebt man ihm den Giftbecher, Gift, mit Nektar versüßt, langsam hinunter zu schlürfen; er weiß es nicht, der Betrogene, was er einschlürft; Göttertrank, glaubt er, sey es, was während des Genusses alle seine Nerven zum krampfhaften Entzücken empört, was aber bald fürchterlich in ihm wüthen wird; aber er soll leben, leben, um die Quaalen des Todes nach allen ihren Graden zu empfinden. Der aufgereizte Nerv wird immer wieder von neuen Reizen erregt; gewohnt der schädlichen Eindrücke, hört das Leben in ihm nicht eher auf, als bis ihre letzte Kraft

erschöpft ist. Man hat die Kunst, Menschen zu verderben, in unsern Zeiten auf's höchste gebracht.

Doch weg von diesem Gemälde! Wir wollen bloß die gewöhnlichsten Ursachen betrachten, welche den Menschen hindern, ein so thätiges und nützliches Leben zu führen, als er seiner Bestimmung nach sollte.

Ein schwächlicher kranker Körper gehört unter die vorzüglichsten Hindernisse der Thätigkeit; er macht muthlos und traurig, unfähig zu handeln, indem wir dadurch abgehalten werden, uns in eine unserer Thätigkeit gemäße Lage zu versetzen, wozu ein fester starker Körper gehört; schwache kranke Sinnwerkzeuge geben uns unrichtige Begriffe von der Außenwelt; eben daher entsteht das Unzweckmäßige unserer Handlungen; Krankheiten setzen uns zurück, stürzen in Armuth, hinterlassen Schwäche des Körpers; alle Leidenschaften herrschen in einem verweichlichten Körper; alles, was das Leben unangenehm macht, beschleicht den Menschen, wenn er krank ist; seine Einbildungskraft wird zerrüttet, das Gedächtniß geschwächt, sein ganzes Denkvermögen in der Ausübung gehindert, oder bekommt eine schiefe Richtung. Alles, was den Körper schwächt: starker Blutverlust, übermäßige Ausleerungen, eine nahrlose Diät, schlägt den Muth nieder. Die Verwundung Karls des XII. hatte großen Antheil an seinem Unglück, so daß ihn seine bisherige Geistes-

gegenwart und Heldenmuth verließ. Beispiele von Muthlosigkeit, als Wirkung des Wundfiebers, sind nicht selten. Doch was bedarf es weiter der Schilderung bekannter Uebel. Tröstlich ists hierbei, daß die Seele sich über die Schwäche des Körpers zu erheben vermag. Je kultivirter die Geisteskraft in dem Menschen, desto mehr gelingt es ihr, von einem leidenvollen kranken Körper in ihrer Wirkung wenig gestört zu werden. „O! gesegnet", sagt ein Philosoph *), der in der traurigsten Lage unter allem, was nur die physische Natur quälen und ängsten kann, uns unsterbliche Werke gab, in denen nicht ein Zug des Trübsinns und der Unzufriedenheit durchschimmert, — „O! gesegnet sey auch selbst die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfter, wenn auch nicht deutlicher, als Andere gelehrt hat, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Ja, ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß die Anstrengung der Geisteskraft auch einen matten Körper unterstützen, und bis auf einen gewissen Grad beleben könne; daß hinwiederum, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das tobende Blut anfange sanfter zu fließen, die in Aufruhr gebrachten Lebensgeister niedersinken; daß der Schmerz selbst, wenn er nicht zu heftig ist, der aushaltenden Geduld

*) Garve. Philos. Anmerk. zu Cicero's Büchern von den Pflichten. Zweites Buch, S. 60 ꝛc.

einer gegen ihn sich anstämmenden Seele weiche. — Zwar hat alles dieses sein Ziel, und wenn die Seele nach langer Entgegensetzung endlich sinkt: so stürzt auch die Last desto gewaltiger auf sie zusammen. Aber bessere Menschen können mehr als ich".

Ein anderes fast unüberwindliches Hinderniß einer freien Thätigkeit ist Armuth. Armuth entzieht die unentbehrlichen Mittel zur Bildung des Geistes, schwächt den Körper. Der Arme leidet Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen, und wird noch dazu durch anstrengende harte Arbeiten erschöpft. Alle Kraft des Geistes wird von der Last des Kummers und fortwährender Sorgen niedergedrückt; besonders wenn auch noch außerdem die allzu große Thätigkeit die Kräfte aufreibt, die um so mehr traurige Folgen für die Gesundheit haben muß, weil sie durch den vergeblichen Kampf gegen den Mangel die Natur zerrüttet. Krankheiten der schrecklichsten Art überfallen den entnervten Körper und dringen um so tiefer in das Innere der Organisation, je mehr es an der nöthigen Hülfe fehlt, je weniger Schonung der Kräfte selbst während des Uebels und bei der kaum anfangenden Wiederherstellung möglich ist; Mangel an jeder Erquickung und Lebensstärkung, die der Reiche im Uebermaaß verschüttet. Es ist hart, keine andere Bestimmung zu haben, als vom Morgen bis zum Abend auf

Mittel gegen Hunger und Dürftigkeit zu sinnen. Dem Armen fehlt es zuweilen sogar an Mitteln, seine Kräfte in eine solche Thätigkeit zu setzen, wodurch er der Welt nützen und sich selbst Unterhalt verschaffen könnte. In einem engen Wirkungskreise eingeschlossen, müssen seine schönsten Kräfte sich verzehren. Armuth macht traurig, lähmt den Geist zum Handeln, beugt den Muth zu Unternehmungen, zieht in eine traurige menschenscheue Einsamkeit zurück, worin der Unglückliche, sich selbst und seinem Gram überlassen, an der Menschheit verzweifelt. Schafft dem Armen vorher Brod, ehe ihr patriotische Thaten von ihm verlangt! Ihr wißt es nicht, daß Kummer und Elend das Genie erstickt. Die kennen den Menschen nicht, die von jedem armen Schulmeister, der sich kaum des Hungertodes erwehren kann, verlangen, er solle mit dem Zeitalter fortgehen, sich Kenntnisse erwerben, um den Verstand der Kinder aufzuhellen. Ihr erwartet Kraft von dem Schwachen. Sucht nicht das Elend allein in den Hütten; ihr habt noch nie große Städte, die Gräber des wahren Lebensgenusses, gesehen, wenn ihr nicht wißt, daß sich bittere Armuth, nagender Kummer in seidene Gewänder verbirgt. — Armuth, und Kampf mit den durch die Verhältnisse unentbehrlich gewordenen Bedürfnissen eines anständigen Aeußern, ist ein schwerer Weg durchs Leben, wo man sich durch Sümpfe fortarbeiten muß; alles umher trübe und düster. Die Seufzer des

geplagten Hausvaters liegen auf den täglichen Bissen; — Gesundheit und Seelenruhe geht unter unaufhörlicher kummervoller Thätigkeit verloren; die Geburt eines Kindes ist ein Fest, was man in der Einsamkeit mit bittern Thränen feiert; wie oft muß man da sein Selbstgefühl verleugnen, und um des lieben Brodts willen vor den stolzen Thoren kriechen, — sich die unanständigste Behandlung gefallen lassen, um nicht vom Amte zu kommen, oder um einen geliebten Sohn zu retten, — es ertragen, wie der Reiche neben uns Summen verschwendet, deren kleinster Theil uns in Glücksstand versetzen könnte. So lebt, oder verschleppt ihr Leben eine immer steigende Anzahl von Menschen in den kultivirten Ländern.

Nichts drückt den Menschen mehr zu Boden, und macht ihn unfähig für das wirkende Leben, als Verachtung, Kränkungen und unverdiente Demüthigungen; nichts lähmt mehr die Kraft zum Wirken, und verbittert jede Freude der Thätigkeit. Wenn aus einem Menschen nichts werden soll, so darf er nur von seinen Erziehern verächtlich behandelt werden. Hat er Kraft in sich, so wird man ihn zu einem Bösewicht machen. Verachtung empört das Herz; auch dem besten Menschen kann sie eine schiefe Richtung geben; fortwährende Demüthigungen unterdrücken alles edle Gefühl; unverdientes Unrecht zehrt wie ein giftiger

Wurm an der Wurzel des Lebens, regt die grausamsten Leidenschaften in der Seele auf: unvertilgbaren Haß, glühende Rachsucht; tief und lebenslang ist der Eindruck davon.

Alles, was die natürliche Freiheit des Menschen unterdrückt, lähmt seine Kräfte. Trieb nach Freiheit gehört zum Wesen des Menschen, desto mehr, je vollkommener er ist; er verlangt Veranlassung zur Uebung seiner Kräfte; wird sie ihm entzogen, so erleidet er ein unangenehmes schmerzhaftes Gefühl, welches ihm selbst das Leben zur Last macht. Es ist ihm natürlich, nach Entledigung von diesem peinigenden Gefühl zu streben, d. i. den Hindernissen seiner Thätigkeit zu widerstehen. Aber man wollte den Menschen zur Puppe haben, um mit ihm sein Spiel treiben zu können; da mußte man ihn vorher aus seiner Menschennatur reißen, ihn zur Thierheit herabstoßen; da mußte man ihn erst seine Kräfte abreiben lassen, um ihn dann geduldig hin und her zu führen. „Herunter mit deinem erhabenen Gefühl der Menschlichkeit, mit deinem Enthusiasmus für Freiheit und Recht, mit deiner Vaterlandsliebe, mit deinem Sinn fürs Große und Schöne in der Natur; herunter mit dir zum Boden, an den wir dich fesseln wollen! Ein fremder Geist wird dich regieren: was ist dir ein eigener nöthig? Sklavensinn soll dir eingeprägt

werden; mit Schwerdt und Knuthe wollen wir dir ihn lehren; Sklavensinn sollst du in deine künftigen Geschlechter fortpflanzen, geborne Sklaven von dir!" So hör' ich die Stimme der Despotie; kaum ist sie hörbar unter dem Jammergeächze der Gepeitschten, unter dem Winseln der Neger, die in nächtlicher Einsamkeit, an Ketten gefesselt, ums verlorne Vaterland wüthen, unter dem Heulen aus Kerkergrüften. Da fault der Adel der Menschheit auf Stroh; da wird der Geist, der mit seiner Wirksamkeit eine Welt umfassen könnte, mit Mauern und Riegeln beschränkt. So weit mußte es mit der Menschheit kommen! Ein schauderhaftes Gemälde, aber wahr!

Aller Zwang tödtet Geist und Leib; wird er auch nicht mit jener raffinirten Kunst ausgeübt, so ist er doch allemal ein Verbrechen gegen die Menschheit, wenn er ihre Kräfte unterdrückt, und dadurch Gutes und Nützliches hindert. In diesem Verhältnisse gegen die Kräfte setzt jeder Druck und Zwang den Menschen zurück.

Zum physischen Zwange gehört: Hinderung der freien Bewegung des Körpers, des Muskelspiels, so wie der innern Verrichtungen der Verdauung, des Absonderungsgeschäfts durch enge und drückende Kleider, durch schädliche in den Körper gebrachte Dinge. Das Zurückbleiben oder die Störung der organischen Ent-

wickelungen, Mangel an Wachsthum oder Verwachsen, Verkrüppelung des Körpers, Schwäche, Blässe, Aufgedunsenheit, Magerkeit, sind die Folgen. Dieser widernatürliche Zwang verbildet das Meisterstück der Schöpfung zur elenden Karikatur. Stärke und Schönheit gehen in den Zucht- und Treibhäusern verkehrter Erzieher verloren, und was da noch nicht verdorben ist, das thut vollends zu frühe und übermäßige Körperarbeit, ein an das Studirpult, an den Näherahm, an den Weberstuhl gefesseltes Leben; hohe Mauern umschließen den Blick; dumpfe verpestete Luft unterdrückt durch ihre Schwere jeden freien Athemzug; die widernatürliche Spannung der Körperkräfte nach einer gewissen Richtung macht stumpf und vor der Zeit alt. Aber Leitung der physischen Natur, Unterstützung ihrer Wirkungen ist kein Zwang, sondern wohlthätiges Befördern der physischen Ausbildung.

Uebung der Kräfte nach bestimmter Regel und Ordnung, Veranlassung zu ihrem Gebrauch, Abwendung nachtheiliger Einflüsse auf den Körper, ist das Werk der physischen Erziehung, um gesunde, gut organisirte Menschen zu bilden. Der Baum soll nicht durch abgeschmackte Künsteleien in eine gewisse Form gezwängt, verbogen oder verunstaltet werden; aber man gebe ihm eine Stütze, an die er sich anlehne, und schlank in die Höhe wachse, daß er sich nicht krümmen und zur

Erde beugen kann! Das ist kein widernatürlicher Zwang, sondern die Leitung des verständigen Gärtners, um der Natur zu Hülfe zu kommen. Auch das ist nicht Zwang, wenn man selbst harte Mittel anwenden muß, um die natürliche Richtung zu befördern, und die Abweichungen von der Natur wieder auszugleichen, wenn der Erzieher den Arzt macht. Aber schädlich ist jeder Zwang wider die Natur: das gewaltsame Anpassen fremder Formen, die aus bloßer Laune und Willkühr bewirkte Unterdrückung der Kräfte, das Treiben zu einem gewissen Ziel, die Unterjochung der Meinungen unter selbstgemachte Grundsätze, die nicht in dem Menschen liegen, das Uebertragen eines Leistens des Handelns und Wirkens auf Mehrere, die Abhängigkeit einer Menge von Menschen von der bloßen Laune eines Einzigen. Wenn der Mensch keinen Schritt thun kann, als den er geleitet wird, kein Wort aussprechen, was ihm nicht vorgeschrieben, und, wenn es möglich wäre, keinen Gedanken fassen dürfte, der nicht in die allgemeine Landes- oder Kirchenform paßt, so ist es unmenschlicher Zwang, wodurch die Menschheit entwürdigt wird. Alle Blühten des Geistes verwelken, alle Freuden des Lebens gehen verloren unter dem Drucke der Despotie. Ein elendes verkrüppeltes, an Geist und Leib schwaches Volk wächst kümmerlich in einem solchen Boden, der von der Habsucht der Mächtigen ausgesogen, und von der Tyrannei mit Men-

schenblut und Thränen gedüngt ist. Unglückliches Volk, dessen Kraft und Thätigkeit anfangs unterdrückt, dann aufgerieben wird; wo jedes freie Denken Verbrechen, jede von der allgemeinen Form abweichende Handlung Empörung, und selbst das leiseste Sehnen nach Freiheit strafbar ist; wo jeder gute Kopf Atheist oder Vaterlandsverräther gescholten wird; wo man die Menschen wie Hecken schneidet; wo man die herrlichsten Vorschläge blos darum verächtlich zurückweist, weil sie den landüblichen Gewohnheiten widersprechen; wo man durchaus nicht vorwärts will, weil man sich fürchtet, an das Herkommen anzustoßen, oder selbst die mindeste Anstrengung scheut, die eine Abweichung von dem gewohnten Schlendrian kosten möchte! Das ist der Zwang, der alles thätige genießbare Leben vernichtet, unter dem die Nationen in die Barbarei versinken oder in einem Kinderzustande zurückgehalten werden *).

Alles, was die Mittheilung der Ideen durch Reden und Schriften hindert, ist in gewissen Verhältnissen durchaus schädlich. Sobald der Verfassung entgegengesetzte, die Religion entwürdigende Ideen in Umlauf gebracht werden, leidet die Ordnung des Ganzen, und der Staat ist verbunden, um der unabsehbar schädlichen Folgen willen, sie zu unterdrücken, zugleich aber

*) Gottlob! diese Schilderung paßt nicht auf unser Vaterland; — selbst einzelne Züge davon sollten nie passen.

die Köpfe der Nation so weit aufzuklären, daß sie selbst den Nachtheil, den die Annahme solcher Begriffe für die Ordnung des Ganzen haben würde, einsehen. Diese Aufklärung ist die Hauptangelegenheit des Staats, und wirkt mehr, als alle Verbote, die oft nur zur Sünde reizen; die Unempfänglichkeit der Menschen für solche Ideen, wie die einer gesetzlosen Freiheit, ist das größte Glück, was man einem Staate wünschen kann. Mögen denn immer Leute auftreten, die das Volk verwirren wollen: alle diese Versuche werden an der verbreiteten Ueberzeugung von der Güte der bestehenden Verfassung abprallen.

Die Menschen legen sich selbst mancherlei Arten des Zwangs auf, unterwerfen sich der grausamen Herrschaft der Mode und des Ceremoniels, der strengen Observanz; heften ihren Verstand an die erbärmlichsten Kleinigkeiten, stumpfen ihr Gefühl in Anticham-bern und an Spieltischen ab, bestimmen ihre Handlungen ängstlich nach Graden, jede Bewegung, jeden Zug des Gesichts nach einer allgemeinen Vorschrift. Alles ist abgetheilt und abgemessen an ihnen; da ist nichts Willkührliches und Selbstbestimmtes: eine bloße Maschine, die sogleich stockt, wenn sie nicht aufgezogen wird. Wie manche nützliche Unternehmung, wie manche schöne Gelegenheit, Gutes zu thun, wie mancher herrliche Gedanke geht unter dem Ceremoniel verloren!

Je wichtiger das Daseyn der Menschen für die Welt, je erhabener die Stelle, auf die sie das Schicksal gesetzt hat, je weiter ihr Wirkungskreis: desto mehr hat man sie der Mode und Convenienz unterworfen, gerade damit recht viel Gutes und Großes in der Welt unterbleiben solle. Edle Fürsten, wie Joseph der Zweite und Friedrich der Einzige, haben sich zwar über diesen Zwang erhoben; aber sonderbar war es immer, daß in Spanien ein treuer Diener zum Tode verurtheilt wurde, weil er, indem er die Königin bei einer Feuersbrunst im Hemde aus den Flammen trug, sie in die Arme hatte schließen müssen; oder wenn ehemals ein König von Frankreich so lange warten mußte, bis der dazu bestimmte Bediente kam, um ihm die Schuhe anzuziehen, ungeachtet ihn eine Menge Personen umgab; oder wenn ein König von Spanien keine andere als Edelmannshaare in seiner Perücke tragen durfte.

Despotischer herrscht kein Tyrann, als die Mode: ein eigensinniges Kind voll Launen, wandelbar wie ein Chamäleon; und doch leitet dieses Kind Weise und Thoren, Könige und Bettler an einem leichten Faden, wie es will. Die Mode schreibt uns vor, wie wir uns kleiden, wie wir essen, wie wir gehen und uns bewegen, wie wir reden, und auch wol, was wir denken sollen. Keine Herrschaft ist fester gegründet als die der Mode — auf die Schwäche der Menschen. Sie regiert nicht durch Machtsprüche, noch Strafen und

Drohungen; — durch einen sympathetischen Einfluß auf das menschliche Herz. Gerade dahin, wo der Mensch am schwächsten ist, legt sie ihre unsichtbaren Fäden an, an denen sie ihn hin- und herzieht. Das nachahmende Thier *), wie Aristoteles den Menschen nennt, folgt in ganzen Haufen, wohin die Mode winkt; eine falsche Ehrbegierde, nicht zurück zu bleiben, spornt es an, Schwierigkeiten zu überwinden, den härtesten Druck geduldig zu leiden; die Mode will es; ihre dienstbaren Geister sind die Vorurtheile, ein unzählbares Heer; sie vereinigen die einander heterogensten Köpfe unter den Zepter dieser Monarchie; bald ist's das Vorurtheil des Herkommens, bald Autoritätsglaube, bald Neuerungssucht ꝛc. Wenn die Mode bloß die Form bearbeitete, die sie auf tausenderlei Art wandelt, mit jedem Augenblicke ändert, so möchte es seyn; aber bei sehr vielen Menschen hat die Form eine Uebermacht über das bestimmende Vermögen erhalten, und ihre Selbstständigkeit geht verloren; ihr Denken und Handeln ist ein Werk der wandelbaren Mode. Es sind Menschen ohne Karakter, Wetterhähne, die allemal dahin zeigen, wohin der große Haufe läuft; alle Augenblicke sich umdrehen; sie sind in steter Bewegung; allein ihre Thätigkeit ist unnütz für die Welt, und reibt doch die Kräfte auf, mehr als irgend was; eine

*) το ζωον μιμωμενον.

zahllose Menge Ideen strömt unaufhaltsam durch ihren Kopf, der dem Fasse der Danaiden gleicht; nichts bleibt ihnen unter dem beständigen Wandeln und Umstimmen; sie hassen und lieben, zürnen und jauchzen, wie es ihre Rolle auf dem Theater der Mode mit sich bringt, die sie eben zu spielen haben. Rousseau's und Voltaire's Grundsätze sind in einem Tage die ihrigen. Wählt euch unter ihnen keine Freunde!

Viel Thätigkeit wird in der Welt durch die Mode erregt und befördert; aber sie hindert auch durch ihren Kleinigkeitsgeist, der sie regiert, viel Gutes und Nützliches; die Ausbildung, die sie befördert, ist einseitig; einige Kräfte werden durch sie bis zur Ueberspannung erregt; andere bleiben gänzlich ungebraucht; davon ist Erschlaffung und Stumpfheit die Folge. Am meisten schadet die Mode durch Einschränkung des menschlichen Geistes, indem sie ihm fremde Formen anpaßt, seine Kraftäußerung nach fremden Zwecken leitet, und überhaupt den Menschen seiner Einbildung unterjocht. Nichts Selbstständiges, Großes und Erhabenes, keine freie Handlung des menschlichen Willens ist von der Mode zu erwarten, wohl aber eine Menge kleiner Handlungen, eine Menge Thätigkeiten, die zwar dem Beschäftigungstriebe viel Stoff geben, ihn aber an Tand und nichtigen Kleinigkeiten sich aufreiben lassen. Bei schwachen Menschen bringt die Mode jedoch man-

ches negative Gute hervor, was, wenn es auch ihrer eigenen Vervollkommnung nichts zusetzt, doch für Andere Nutzen hat; auch die Tugend pflegt manchmal auf eine Zeitlang Mode zu werden. Manche Werke der Wohlthätigkeit haben diesen Ursprung. Seht da, wie alles die Absichten der Vorsehung mit dem Menschengeschlechte befördern muß; wo sie nicht unmittelbar Gutes thun kann, wirkt sie es doch durch eine Kette von Mitteln, die endlich ans Ziel reicht.

Wenn Kräfte da sind, und nicht gebraucht werden dürfen, so ist es unnatürlicher Zwang, der den Menschen von seiner Bestimmung entfernt. Die Menschen haben es in Unterdrückung des Thätigkeirstriebes sehr weit gebracht; mit äußerster Anstrengung ist es gelungen, den regen Geist einzuschläfern; die Triebfedern der Maschine auf's höchste zu erschlaffen, und sich für die lebende Welt so unnütz zu machen, als es nur ein Leichnam seyn kann. Wenn es dem Menschen auf der einen Seite gelang, sein Leben über die ganze Menschheit auszudehnen, alle Menschen wie Brüder zu umfassen, zu wirken für das Ganze mit reger ausgebreiteter Wirksamkeit: so vermochte er auf der andern Seite, sein Leben in sich selbst zu verschließen, seinen Geist, dessen Wirksamkeit fast an Allmacht gränzt, so zu beengen, alle seine herrlichen Anlagen und Kräfte so zusammen zu schrumpfen, daß Homers Iliade in

einer

einer Nußschaale nur ein sehr schwaches Bild dazu ist. Ist es möglich, daß der Mensch so weit von der Menschheit abfallen kann? Aber bewundern muß man ihn auf beiden Seiten. Im Orden la Trappe ist die Kunst, den Menschen aus Menschen zu setzen, aufs höchste gebracht. Eingeschlossen im öden Kerker, aller Menschenfreuden entbehrend, im härnen Hemde graben die Mönche täglich vom Morgen bis zum Abend ihre Gräber, die sie wieder von neuem füllen. Durch tägliche Martern, Kasteien und Geißelungen büßen sie sich zu Todtengerippen ab. Eisern ruht das Gelübde des Schweigens auf ihnen; keiner darf jemals sprechen, außer in der Sterbensnoth.

Aber wird in keinem Falle
Man vom Zwang des Schweigens frei?
Jüngst brach in der Kreuzgangshalle
Feuer aus; da löschten Alle,
Alle schwiegen auch dabei.

Diese erzwungene Unthätigkeit läßt Kräfte unentwickelt, und erhält in einer langen Kindheit. Die Kartheuser zu Rimelli, erzählt Hr. Marcard *), haben durch Entbehrung der Unterordnung fast alle etwas Kindisches bekommen: ihr Drechseln, ihr Schleifen,

*) Reise durch die franz. Schweiz und Italien. Hamburg 1799.

ihr Zeichnen, der Bau ihrer kleinen Gärtchen sieht aus wie das Amusement der Kinder in den Nebenstunden; in ihren Sammlungen, wo viele und köstliche Seltenheiten, befanden sich wahre Spielsachen, Knöpfchen u.dgl.; wahrscheinlich wirkt die gänzliche Enthaltung von allem Fleisch auch mit, sie kindisch und sanft zu machen.

Aber möchte man doch, was ich vom Zwange und Druck als Hinderniß des thätigen nützlichen Lebens gesagt habe, nicht mißverstehen! Schon im vorigen Abschnitte suchte ich dem vorzubeugen. Ordnung, Subordination, gesetzmäßige Einschränkung, alles, was zur Erhaltung der Gesellschaft, zur Gründung des Staats gehört, ist nicht Zwang. So lange nicht jeder zu befehlen versteht, muß ein gehorchender Theil seyn. Aufopferungen, wären sie auch schmerzhaft, sind unbedingte Pflicht, wenn das Beste des Ganzen sie erfordert; Einschränkungen einiger Kräfte, damit andere freier wirken können, sind der allgemeinen Ordnung wegen nothwendig. Geht hier ein Theil von Thätigkeit verloren, so wird er durch die freiere Kraftäußerung anderer Individuen ersetzt; immer muß das Gleichgewicht des Ganzen bleiben. Nicht nur der, der der Veranlassung folgt, seine Kräfte dem allgemeinen Besten zu widmen, sondern auch der, der die nothwendige Einschränkung seiner Kräfte pflichtmäßig duldet, erwirbt sich Verdienste um die Menschheit;

auch das nothwendige Opfer der Freiheit ist eben so= wohl verdienstlich, als der uneingeschränkteste Gebrauch seiner Thätigkeit. Man muß sich die Ordnung des Ganzen gefallen lassen, sich an die Verhältnisse gewöh= nen, in denen man lebt; Genuß und Leiden, Wollust und Schmerz, Reichthum und Armuth ist unter die Menschen vertheilt; diesen Theil, so viel auf jeden kommt, menschlich zu tragen, ist heilige Pflicht. Es ist nicht Zwang, was der Arzt und Erzieher an den Menschen thut, wenn der eine dem Unmündigen das Messer nimmt, der andere ihn zum Einnehmen einer bittern, aber heilsamen, Arznei zwingt; wenn dem Bösewicht die Gelegenheit zu schaden benommen wird; wenn man bei Menschen, die durch die Erziehung ver= dorben sind, Furcht und Körperschmerz zu Hülfe nimmt, um sie in dem Fahrgeleise der bürgerlichen Ordnung zu erhalten; es sind unbändige Rosse, denen man Zaum und Gebiß in den Mund legen muß. Wer frei seyn will, muß zur Freiheit reif seyn; wer vernünftig behan= delt werden will, muß Vernunft haben; wer selbst ge= hen will, muß sich auf seine eigenen Beine verlassen können. Aber wer Menschen leitet, vergesse nicht den Unterschied zwischen Kindern, Jünglingen und Män= nern; es dürfte ihn gereuen!

Noch erfodert unser Zweck die Untersuchung verschie= dener äußerer Umstände, welche auf die

Vielleben heit einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß haben. Unter Vielleben-heit versteht man hier das thätige nützliche Leben des Menschen. Da ist es denn nicht einerlei, in welchem Orte, in welchem Stande oder in welchem Zeitalter einer lebt, welche Dinge die Aufmerksamkeit der Menschen auf ihn ziehen ꝛc. Zum nützlichen freien thätigen Leben in der Welt gehört, daß man mit den Menschen in einem gegenseitigen günstigen Verhältnisse steht. Man muß alles anwenden, um dieses Verhältniß gleichmäßig zu erhalten. Die Urtheile der Menschen über einander hängen oft an Kleinigkeiten; sie bestimmen den Werth eines Menschen, ohne selbst zu wissen, nach welchem Maaßstabe; das meiste ist nachgebetetes Raisonnement. Wie der Ton des Zeitalters gestimmt ist, wie irgend ein ansehnlicher Mann den Machtspruch thut, so denkt alle Welt von einem Menschen. Die allgemeine Meinung ist ein Strom, der, was an seinen Ufern steht, mit sich fortreißt, Brauchbares und Unbrauchbares; das Gute wird durch sie schlecht, das Schlechte geltend. Die Menschen beurtheilen gewöhnlich blos die Form. Je ausgebildeter, je beweglicher und biegsamer die Form eines Menschen, desto mehr paßt er für die Welt, desto fähiger ist er, auf sie zu wirken, und empfänglicher für die Einwirkungen der Menschen. Allein ist der Mensch nicht selbstständig, so daß das empfangende Vermögen (die Form) eine Uebermacht

über das bestimmende Vermögen (sein Wesen) hat; so wird er bei so großer Empfänglichkeit für die äußeren Eindrücke in seiner Denkungs- und Handlungsart durchaus von andern Menschen bestimmt; er hängt von ihren Urtheilen und Meinungen ab, und diese regieren seine Handlungen; die Menschen wirken mehr auf ihn, als er auf die Menschen wirkt. Der ist der glücklichste bei seiner Thätigkeit, und ein wahrhaft großer Mensch, der bei aller Empfänglichkeit und Reizbarkeit der Form nichts an Selbstständigkeit verliert; er steht in der vollkommensten Verbindung in der Menschenwelt, in dem gleichmäßigsten Verhältnisse zwischen Wirkung und Gegenwirkung; von ihm sind die wichtigsten Handlungen für die Menschheit zu erwarten. Alle Erziehung der Polybiotik muß dahin zwecken, um das empfangende Vermögen mit dem bestimmenden zu vereinigen, und ins Gleichgewicht zu bringen. Menschen, bei denen die Form sehr ausgebildet, äußerst reizbar und empfänglich ist, wirken auch bei weniger Kraft viel auf die Menschen, weil sie die Menschen verstehen, d. i. sie kennen die Handlungsweise, die Vorurtheile und Schwächen der Menschen. Denn die Ausbildung der Form kann nicht anders geschehen, als durch vielen Umgang mit Menschen. Wissen sie die Schwächen zu benutzen, dann haben sie den Lenkzaum in Händen, woran sie die Menschen zu ihrem eigenen Vortheil leiten können. So gelingt es dem Charlatan, die öffentliche Meinung zu gewinnen, so

gering auch ihre Kraft, so elend ihre Kenntniſſe. Sie wiſſen ihre Form in die allgemeine Form der Denk- und Handlungsart einzuſchieben. Wer auf die Menſchen wirken will, darf die Kleinigkeiten nicht verachten, an denen ihr Urtheil hängt, muß ihre Vorurtheile kennen, um ſie zu benutzen; ohne das wird er bei den größten Talenten wenig ausrichten.

Es iſt nicht einerlei, an welchem Orte ein thätiger vielwirkender Mann lebt. Die Geſellſchaft von Menſchen, die unter beſondern Umſtänden an einem Orte mit einander in Verbindung ſtehen, hat ihre Vorurtheile, ihre herrſchende Meinungen, ihre Sitten, ihre eigene Anſicht der Dinge, ihre eigene Form der Denk- und Handlungsweiſe. Wer dahin nicht ſtimmt, nicht in eben der Form denkt und handelt, oder wenigſtens darin zu denken ſcheint, paßt nicht in dieſe Verbindung, wird ſeinen Zweck auf die Menſchen eines Orts nicht erreichen, wird ſchief beurtheilt, weil die Menſchen ihn nach ihrer Form abmeſſen, die ſie für die einzig richtige halten; je weiter er davon abweicht, deſto weniger Beifall erhält er. In kleinen Städten iſt die Form der Denk- und Handlungsweiſe einſeitig; die Stimmung nach einem Ton iſt allgemein. Je kleiner die Zahl der Menſchen, die mit einander in einer ſolchen Verbindung ſind, deſto mehr bildet ſich einer nach dem andern; alle kennen einander, und jeder dringt dem

andern seine Form auf, da er so nahe bei ihm steht. Dieses verbreitet sich leicht über die kleine Anzahl von Menschen, und es entsteht Eine Form für alle. Daher gelingt es auch leichter in kleinen Städten, indem man den herrschenden Vorurtheilen schmeichelt, den Ton zu stimmen: man darf nur durch Ansehn und Familienverbindungen unterstützt seyn. So gelingt es den Priestern, den Ton des Pietismus geltend zu machen; jetzt freilich nicht so leicht, da sich der Ton des Zeitalters überhaupt geändert hat. In großen Städten ist die Mehrheit der Menschen nicht so leicht in eine Form zu vereinigen; es ist mehr Freiheit des Denkens und Handelns; der Einzelne hat weniger Einfluß auf das Ganze, und die Menge bekümmert sich weniger um den Einzelnen. In kleinen Städten wird die allgemeine Form der Erziehung angepaßt, und der Mensch von Jugend auf in sie hineingezwängt. Der große Haufe, der auf der Stelle sitzen bleibt, auf der er hervorgewachsen ist, wird nun ganz in den herrschenden Charakter des Städtchens gebildet; die wenigen, die späterhin die Welt sehen, bekommen zwar eine andere Form; allein sie haben nicht Einfluß genug, um die allgemeine Denkungsart umzustimmen. Gewöhnlich werden die Aemter wieder durch Stadtkinder rekrutirt, die einmal in den Nationalismus eingeweiht sind. Eben daher bleiben solche Oerter gegen das Zeitalter zurück; weder sein Gutes noch sein Schlimmes,

letzteres zwar öfter, geht so bald in eine solche Insel über. In großen Städten ist weniger allgemein herrschender Ton, weniger Intoleranz gegen Andersdenkende, mehr Mischung heterogener Meinungen und Charakter, weniger Einförmigkeit der Sitten und der Lebensart; die größere Anzahl von Menschen hat mannigfaltigere Verbindungen unter einander; eine Menge Fremde mischen die Sitten ihrer Länder mit ein. Je öfter neue Erscheinungen der Handlungsweise, der Moden, der Tugenden und Laster, desto weniger fallen sie auf; man gewöhnt sich an diesen ununterbrochenen Wechsel der Dinge; der Umgang mit so verschiedenen Menschen giebt der Form mehr Beweglichkeit und Reizbarkeit.

Menschen, die durch ihre Handlungen viel auf die Welt wirken, erhalten ihre Bildung unter diesen Umständen: das Rauhe wird abgeschliffen; die Vorstellung von der Welt bekommt mehr Vielseitigkeit. Man gewöhnt sich mehr an das Mannigfaltige, so daß die Eindrücke des Einzelnen nicht so tief haften, daß sie der ganzen Denkform schaden sollten. Man wird duldsamer gegen anderer Meinungen und Vorurtheile; man lernt Schein von dem Wahren unterscheiden, sieht alle Seiten des Menschen, wenn man sein Handeln in so verschiedenen Lagen und Verhältnissen beobachtet: alles Vortheile großer Städte.

In kleinen Städten ist hingegen mehr Traulichkeit, mehr Freundschaft, engere Verbindungen der Einwohner, mehr Herzlichkeit und alter teutscher Biedersinn *). Je geringer die Anzahl der Menschen ist, die sich mit einander in gleichen Verhältnissen befinden, desto mehr nähern sie sich zusammen, weil jeder zu den Bedürfnissen des andern etwas beiträgt; in großen Orten ist dieses Band lockerer, wo die Bedürfnisse mehr vertheilt sind, wo einer nicht leicht dem andern unentbehrlich ist; man kann seine Bedürfnisse eben so gut von zehn andern erhalten, wenn der eine sie nicht befriedigen will. Vorzüglich trägt die Sitteneinfalt, die sich bei einem isolirten, mehr unter sich selbst als mit andern verbundenen Volke Gott Lob! noch erhält, wenn das Verderben alles umher ergriffen hat, zu der Traulichkeit bei, mit der die Menschen in kleinen Städten einander zugethan sind; dieser gute fromme Sinn verbindet sich freilich oft mit Einfalt des Verstandes, Mangel an Aufklärung, steifer Anhänglichkeit an dem Herkommen, Pietismus und Mysticismus. Allein sollte die schöne Tugend der Väter, Teutschheit und Geradheit gegen die freiere und hellere Denkungsart großer Städte vertauscht werden: würden diese Men-

*) Sollten diese liebenswürdigen Eigenschaften die Gebirgsbewohner nicht blos aus klimatischen Ursachen, sondern wegen ihrer großen Entfernung auszeichnen.

schen wohl gewinnen? und ist nicht ein solcher Umtausch nach dem gewöhnlichen Gange zu befürchten? Diese Bemerkung lehrt etwas Vorsicht in Verbreitung der Aufklärung unter solchen Menschen; wenigstens muß man einen andern wegnehmen, als den, daß man ihre Gebräuche lächerlich macht, ihrer Einfalt, die oft mit Biedersinn verbunden ist, spottet; sie zur Nachahmung der Klügern aufruft; das Herkommen als Narrheit schilt; dadurch wird man sie zwar weltklüger machen; aber auch besser??

In kleinen Städten herrscht mehr Kleinigkeitsgeist; man bekümmert sich mehr um einander; die Medisance ist geschäftig bei dem Mangel an wichtigen Ereignissen in der Geschichte des Tages; man mißt alle Menschen nach einem Zuschnitt; jede Abweichung davon fällt um so mehr auf, da die gewöhnliche Denkungsart dieser Menschen in einen Ton gestimmt ist. In großen Städten sind die Stände mehr mit einander vermischt; keiner kann vor dem andern so leicht seine eingebildeten Vorzüge geltend machen; man scheut und fürchtet sich nicht vor einander, wie in kleinen Orten; die Stände nähern sich einander mehr durch Umgang; nur die erste Klasse sondert sich allenfalls ab, und läßt ihre angemaßten Vorzüge den andern auf eine unedle Art fühlen.

Außer dieser allgemeinen Charakteristik großer und kleiner Städte giebt es einen besondern Stadt-

und Volkscharakter, den der wohl kennen muß, der in einem solchen Kreis von Menschen wirken will. Dieser Charakter ist eine Mischung von Tugenden und Lastern, von Vorurtheilen und Aberglauben, bald in dieser, bald in jener Kombination zusammengestellt, mit allen Leidenschaften einzelner Menschen durchwebt. Ein solcher Charakter hat mancherlei Richtungen. Dort blühen die Künste, hier sind sie verachtet; dort herrscht Aufklärung, hier Finsterniß; dort werden nützliche Männer hervorgezogen, man benutzt ihre Talente zur Vervollkommnung des Staats; hier werden sie vergessen, unterdrückt und verjagt; dort herrscht eine liberale Denkungsart, kein Zwang der Meinungen; hier Gewissensdespotie; dort ist Athen, hier Abdera. Demokrit wollte sich selbst leben in philosophischer Ruhe, unbekümmert um die Menschen. Hätte er ein thätiges, für seine Nebenmenschen praktischnützliches Leben führen wollen, so mußte er nach Athen ziehen. Wo Abderitismus herrscht, ist alles verhaßt, was aus dem engen Kreis, welcher die Begriffe dieser Menschen umschließt, heraustritt. Ein Mann, der sich über den Charakter seiner Nazion erhebt, oder blos über den herrschenden Ton unter seinen Mitbürgern, und sich durch Verdienste, selbst durch Tugend auszeichnet, wird doch nicht gern gesehen, weil er nicht ist, wie andere; man bemüht sich mit Gewalt, ihn in die allgemeine Form einzudrücken; man nennt ihn einen Sonderling;

und muß man ihn unwillkührlich bewundern, so findet man ihn doch nicht schulgerecht; man wird ihn allenfalls schätzen, aber lieben wird man ihn nicht. Kleine Seelen fürchten sich immer vor den größern; und sind jene sogar für ihren Neid zu groß, so suchen sie sich wenigstens von ihnen zu entfernen. In Abdera steht Demokrit isolirt. Doch er fand, wie so manche andre Männer in gleicher Lage, in dem Umgange mit den Wissenschaften Ersatz, da er seinen Mitbürgern, die ihn nicht verstanden, sein praktisches Leben nicht widmen konnte. Keiner darf sich unter uns auszeichnen, sagten die Ephesier; sollte jemand seyn, so lebe er an einem andern Orte und bei andern. Darum verjagten sie den Hermodorus *). Aristides ward aus seinem Vaterlande vertrieben, weil er sich durch seine Verdienste den Beinamen "der Gerechte" erworben hatte.

Eine wichtige Rücksicht verdient das Zeitalter, in dem wir leben. Jedes Zeitalter hat seine eigene

*) Nemo de nobis unus excellat: sin quis existerit, alio in loco, et apud alios sit. Tuscul. Quaest. V. 36. Quantis igitur molestiis vacant, qui nihil omnino cum populo contrahunt? quid enim dulcius otio litterato? iis dico litteris, quibus infinitatem rerum atque naturae, et in hoc ipso mundo caelum, terras, maria cognoscimus.

Stimmung, seine Laster und Tugenden, seine herrschenden Moden, Vorurtheile und Gebräuche; diese machen die allgemeine Form der Denkungsart der Menschen eines Zeitalters aus. Wer sich in diese allgemeine Form schickt, ohne ihr seine Selbstständigkeit aufzuopfern, der lebt seinem Zeitalter gemäß. Wer den Geist seines Zeitalters in sich aufnimmt, d. i. sich die gangbaren Kenntnisse und den Grad der Kultur und Aufklärung seines Zeitalters erwirbt, lebt mit seinem Zeitalter fort *). Wer den Menschen seines Zeitalters nützlich ist, lebt für sein Zeitalter. Es kann einer sich in den herrschenden Ton seiner Zeit stimmen, die Sitten und Gewohnheiten derselben beobachten, aber in den Kenntnissen und der Aufklärung der Zeit, in der er lebt, zurückbleiben, so wie manche Menschen den Geist ihrer Zeit auffassen, ohne sich in ihre Manier einzustudiren,

*) Wie wahr sagt der vortreffliche Garve in den Fragmenten über Friedrich den Großen. "Jeder Weise wird erst durch sein Jahrhundert gebildet, ehe er dasselbe bildet. Er kann, durch die Stärke seines Geistes oder durch glückliche Lage (die Alten glaubten, durch eine hohe Erleuchtung) begünstigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebetete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Gesinnungen und Meinungen, die in dem vernünftigen Theil der Nation schon herrschen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigstens mit der Reformation, die uns am nächsten liegt, und die wir am besten kennen."

in ihre Kleidung, in ihren Sitten und Benehmen von dem jetzt gewöhnlichen abweichen. Allein um dem Zeitalter nützlich zu werden, ist es durchaus nöthig, die Form des Zeitalters anzunehmen. Man kann viel Kenntnisse besitzen, allen guten Willen haben, sie mitzutheilen, oder viel Verstand; allein man wird mit seinen Talenten wenig ausrichten, noch auf die Menschen seines Zeitalters viel wirken, wenn man nicht in der gewöhnlichen Form auf sie wirkt. Ein Schriftsteller liefere noch so kernigte Werke, aber seine Schreibart und Einkleidung ist die des vorigen Jahrhunderts: und er findet wenig Leser. Es giebt Menschen, die sich durch die Energie und Größe ihres Geistes über die Form ihres Zeitalters erheben, und dem Zeitalter ihre Form anpassen; sie werden nachgeahmt; man studirt ihre Manieren, um ihren Geist sich zu eigen zu machen; solche erhabene Genius dringen durch die gewöhnliche Form ihres Zeitalters, die sie wie Schuppen abschütteln, und eigene Systeme bauen; sie gehen ihren eigenen Weg, der sie oft über die Gränzen ihres Zeitalters hinausführt; die Veränderungen, die ein solcher wirkender Geist unter seinen Zeitgenossen hervorbringt, betreffen entweder die Sitten, oder die Künste und Wissenschaften, oder die Denkungsart, und den Gang der Ideen; die Leibnitze, die Kante, die Friedriche.

Fürsten haben, vermöge ihres erhabenen Standorts, es leichter, auf den Geist ihres Zeitalters zu wirken, und allgemeine Veränderungen in dem bisherigen Gange eines Volks, oder selbst in dem Gange der Welt, hervorzubeugen. Das letztere war das Verdienst des unsterblichen Friedrichs; sein Athem wehte in jeder großen That der Welt.

Die Vorsehung, die das Menschengeschlecht regiert, weiß am besten, wann sie solche schöpferische Genien zur Erde senden soll. Alles ist vorbereitet für sie; nur dieses Funken des Geistes bedarf es noch, um den schlummernden seit Jahrhunderten gesammleten Stoff zu einer neuen Schöpfung zu wecken. Das heißt doch, für sein Zeitalter geschaffen seyn. In einer solchen Krisis der Dinge mußte ein Sokrates, ein Luther, ein Leibnitz, ein Kant, ein Heinrich der Vierte, ein Muhamed, ein Confuzius, ein Friedrich, ein Mirabeau erscheinen. Diese großen Köpfe werden in der Form des Zeitalters gebildet; aber diese Form ist für sie zu klein: sie zerbrechen sie, um eine neue zu schaffen. Wenn das Menschengeschlecht große Revolutionen erleiden, und durch irgend eine kritische Bewegung in seinem Fortgange schnell weiter gebracht werden soll: dann müssen unter einem wundervollen Zusammenflusse günstige Umstände, die gerade nur jetzt, und in dieser Richtung, sich

vereinen, mehrere thätige, für ihr Zeitalter wirksame, Männer auftreten; große und kleine Geister müssen sich verbinden, um den Plan durchzusetzen.

Sichtbarer werden diese Revolutionen bei einzelnen Völkern, von denen aus sie in das ganze Menschengeschlecht übergehen; z. B. das Zeitalter des Perikles, des Alexanders, des Augusts, und Ludwig des Vierzehnten. Große Geister werden von der Gottheit gebraucht, um den elektrischen Funken mitzutheilen, der die Erschütterung bewirkt; und nun werden Millionen Köpfe unwillkührlich mit in den Plan gezogen, durch Leidenschaften zu einem Zweck gestimmt, um, dem Zeitalter gemäß, mit und für das Zeitalter zu leben und zu wirken. Erfindungen bieten einander die Hand; die Kenntnisse aller vorigen Jahrhunderte werden benutzt; jetzt kehren gleichsam die längst von der Erde geschiedenen großen Geister zurück, ihr Athem weht in die Thaten, die jetzt geschehen.

Nur wenige sind erkohren, um ihr Zeitalter zu leiten; aber Pflicht ist es für jeden denkenden Menschen, für sein Zeitalter zu leben, sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben, seinen Verstand durch diejenigen Mittel zu bilden, die in den Zeiten, in denen er lebt, vorhanden sind, auch die äußere Form seines Zeitalters anzunehmen. Die Vorurtheile der Menschen hin-

hindern sie, den Kern von der Schaale zu unterscheiden. Wessen Außenseite gegen die gewöhnliche der mit ihm Lebenden absticht, der schadet dadurch dem Guten und Nützlichen, das er unter seinen Mitbrüdern hervorbringen könnte; indessen, wenn er nur die Form nicht ganz vernachlässiget, sondern sich den Geist seines Zeitalters zu eigen macht, so wird man doch sagen können: daß er mit seinem Zeitalter fortgehe.

Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande. Der Mensch ist geneigt, das von ihm Entfernte zu schätzen, indem er das Naheliegende verachtet. Wozu er irgend eine Anspannung seiner Kraft, eine Ausdehnung seines Vorstellungsvermögens, es sey in der Wirklichkeit, oder in der Einbildung, nöthig hat, das sucht er lieber, als was er leicht erreichen kann. Doch liebt er oft mehr die Anstrengung fremder Kräfte, die ihm einen Genuß von der Ferne herziehen, als wenn er solchen durch eigene Bemühung sich herbeischaffen soll. Ausländische Produkte werden den bessern vaterländischen vorgezogen. Was man nahe um sich hat, daran gewöhnt man sich leicht; der Reiz der Neuheit geht verloren, der unsere Thätigkeit in Betreff des nahen Gegenstandes erregt. So sind die Bewohner der schönsten Gegenden für die vaterländische Natur gleichgültig. Bei dem, was aus der Ferne kommt, denkt man sich die Mühe, die es ge-

kostet hat, es zu verschaffen; die Gefahren der Reise; dazu kommen die Nebenvorstellungen von der Beschaffenheit des nie gesehenen fremden Landes und seiner Menschen, wovon unserer Einbildung nach dem aus diesem Lande zu uns gebrachten Produkt oder Menschen etwas abhängen soll, welches unserer Beobachtung neuen Stoff zur Uebung giebt. Daher ist alles Ausländische so angenehm, bis uns kältere Ueberlegung und richtigere Vorstellung eines Besseren überzeugen. Allein zu dieser Ueberzeugung gelangen manche Menschen sehr langsam, oder gar nicht. Dies sind die allgemeinen Ursachen, warum mancher brauchbare Mann im Vaterlande verkannt wird; allein es giebt noch verschiedene persönliche und lokale. Der Gedanke an seine ehemalige Kindheit mischt sich immer noch ein, wenn man ihn als Mann handeln sieht; ein gewisser vorurtheilsvoller Stolz kommt hinzu; man will sich ihm, den man noch einst als Kind sahe, und von dessen Bildung man Zeuge war, nicht anvertrauen; daher muß mancher Arzt in seiner Vaterstadt erst seine frühern Zeitgenossen überleben, ehe er völliges Vertrauen gewinnt; früher erhält er jedoch den Beifall der gleichzeitigen mit ihm aufgewachsenen, als derer, die an Jahren weit vor ihm voraus sind. Alte Personen haben überdies noch ein gewisses Vorurtheil gegen die Jugend, indem sie den Werth des Menschen und des Geschäftsmannes zuweilen blos in die Jahre

setzen. Der Neid der Zeitgenossen hindert ebenfalls das Glück des vaterländischen Geschäftsmannes; er entsteht oft aus einem heimlichen Vorwurf, den sich die mit ihm Aufgewachsenen machen, daß sie es unter gleichen Umständen nicht eben so weit gebracht haben; oder daß er ihnen vorgezogen wird. Der besondere Ton, der an manchen Orten herrscht, stimmt ganz in die Vaterlandsverachtung ein; man will durchaus nicht inländischem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen; oder man macht Familienverbindungen und Nepotismus zur Bedingniß des Fortkommens eines Mannes; man will nichts Vorzügliches und Auszeichnendes haben; ein gewisser Dünkel der sogenannten Vornehmen, der von jedem Amtsuchenden kriechende Schmeichelei verlangt, macht, daß der Unwissende dem Geschickten vorgesetzt wird; und immer traut man Fremden mehr zu, aus der Meinung einer großen Geschicklichkeit, als Einheimischen, die ihre Fähigkeiten noch so deutlich bewiesen haben. Aber das gegen seine Söhne undankbare Vaterland ist dadurch bestraft genug, daß es verdienstvolle Männer entbehren muß, die sein Stolz und sein Glück gewesen seyn würden. Der große Haller konnte in seiner Vaterstadt Bern ein kleines Physikat nicht erhalten; Feldscheerer und Medikaster wurden ihm vorgezogen. Morus, einer der ersten Philologen, wurde zum Konrektorat in seiner Vaterstadt als untüchtig befunden. Man sieht wohl,

wie wenig zuweilen obrigkeitliche Personen, die wichtige Aemter vergeben, ihre Leute kennen. Der Mann von Kopf und Verdienst hat sein Vaterland in sich selbst. Kettet ihn aber sein eisernes Schicksal an sein undankbares Vaterland, dann findet er Beruhigung in seiner Pflicht; und er fährt fort, seinen Mitbürgern nützlich zu seyn, weil nützliche Thätigkeit seine Pflicht ist. Die Zeit rächt ihn zuweilen; allein wäre das auch nie der Fall, so genügt es ihm, seinen Beitrag zur Summe des Guten in der Welt geliefert, und nicht umsonst gelebt zu haben. Einen sonderbaren Gang von dem Umkreis zum Mittelpunkte geht es zuweilen mit der Anerkennung der Verdienste in dem Vaterlande. In der Nähe kennt man den Mann oft gar nicht, dem ferne Provinzen Beifall zujauchzen, bis endlich die Ausländer das Vaterland aufmerksam auf ihn machen.

Die Außenseite eines Menschen fällt solchen Leuten, die über andere blos nach ihren Empfindungen, nicht mit gesetztem Verstande, urtheilen, sogleich auf, ohne daß sie weiter sich um den innern Menschen bekümmern. Eine Kleinigkeit im Anzuge, eine Abweichung von der Mode, ist hinlänglich, um das ganze Glück eines braven Mannes zu zerstören. Wollte doch eine Gemeinde einen Mann, gegen den nichts einzuwenden war, blos deswegen nicht zum Schulmeister haben, weil er einen Haarbeutel trug. Aeußere Po-

litur ist nicht selten der Deckmantel der Ignoranz und Verdienstlosigkeit; aber wo sie mangelt, oder wo sie nicht in einem dem Nationalismus des Orts gemäßem Grade vorhanden, läßt man den brauchbarsten Mann verachtet stehen; lieber will man seine Talente nicht benutzen, als sich über eine modische Kleinigkeit hinwegsetzen. Mancher stirbt wol lieber, als daß er einen Arzt braucht, dem etwas Firniß mangelt. Solche unmodische Aerzte werden freilich in der größten Noth herbei gerufen, wenn bereits das halbe Stadtsanitätscollegium sein Heil an dem Kranken versucht hat. Denn der Tod achtet nicht auf die Mode. — So etwas kann den rechtschaffnen verkannten Mann zuweilen beruhigen! Man bedarf seiner!

Manchmal wirkt die Abweichung von dem Gewöhnlichen auf den Hang zum Sonderbaren, und macht das Glück eines Mannes. Mancher weiß vielleicht oft selbst nicht, was er Sonderbares an sich hat, das die Menschen so gewaltsam an ihn zieht. Charlatane benutzen die Vorurtheile der Menschen, sich geltend zu machen, und suchen mancherlei Sonderbarkeiten anzunehmen, oder von sich verbreiten zu lassen. Einzelne auffallende Begebenheiten, wobei ein Mensch interessirt ist, oder die ihn zunächst betreffen, haben zuweilen einen sehr wichtigen Einfluß auf sein Glück oder Unglück. Blos durch solche Zufälle wird die Aufmerksamkeit der Menge

oder einzelner bedeutender Männer auf einen solchen Menschen gezogen, den man vorher gar nicht gewahr werden wollte.

Ein sehr armer Schüler fand ein Mittel, wodurch er auf einmal sich aus der Dürftigkeit riß. Es herrschte damals noch viel Pietismus in der Stadt, wo er sich befand. Er gieng also mit dem Glockenschlag zwölf Uhr einige Tage nach einander auf einen nahe bei der Stadt liegenden Berg, wo er niederkniete, und Gott seine Noth in einem lauten Gebete klagte. — Einige hielten ihn für wahnsinnig, aber sogleich bekam er von einigen gutmüthigen Familien die reichlichste Unterstützung, und er betete nicht mehr öffentlich. Je sonderbarer der Vorfall, der einem Menschen begegnet, desto mehr Interesse erregt er; man drängt sich zu ihm, man will seine Neugierde an ihm befriedigen; man sucht etwas in ihm. Daher verstand der Abbee Bois-Robert gar wohl, wie er seinen Neffen dem Kardinal Richelieu vorstellen sollte; es war ein herrlicher coup d'éclat. Als der Kardinal im Garten seines Pallasts unter einer großen Gesellschaft lustwandelte, ergriff der Mentor seinen Neffen, und stürzte ihn in ein nicht weit entferntes Bassin, worin nicht so viel Wasser war, daß er ertrinken konnte, aber doch, um ihn wohl zu beschmutzen. Es entstand natürlich ein großer Lärm: der Kardinal wendet sich um, und will

wissen, was es ist? — Es ist mein Neffe, sagt Bois-Robert, den ich Ew. Eminenz präsentire und zu Gnaden empfehle; er hat deren sehr vonnöthen. Des Abends sagte der Kardinal zu Bois-Robert: Bist du närrisch, Abbee, daß du mir deinen Neffen in dem Aufzug vorstellest, worin er diesen Morgen war? — Ich weiß, was ich thue, gnädiger Herr, sagte der Abbee: hätte ich ihn Ew. Eminenz so wie einen andern seines Gleichen vorgestellt, so würden Sie nicht auf ihn geachtet haben; aber mittelst dieser kleinen Wendung hoffe ich, Ew. Eminenz werden sich erinnern, und nicht vergessen, etwas für einen Menschen zu thun, der sein Leben daran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor Augen zu kommen. Der Kardinal erinnerte sich wirklich des Neffens gleich am folgenden Morgen, und gab ihm eine gute Pfründe.

Die gewöhnlichen Urtheile über die Arbeitsamkeit und Brauchbarkeit eines Menschen sind so verschieden, als diejenigen sind, die sie fällen. Handarbeiter und schulgerechte Fakultätsgelehrte, oder Brodtgelehrte, halten den Gelehrten für einen Müßiggänger, weil er nicht, wie sie, täglich sein zugemessenes Stück Arbeit liefert; wenigstens muß er sich zu einer der vier Facultäten bekennen; noch nicht genug: er muß in einem Amte in Lohn und Brodt stehen. Mag er dabei noch so unthätig seyn, oder andere für sich arbeiten lassen:

man nennt ihn keinen Müßiggänger; wohl aber bei dem emsigsten Privatfleiße, bei dem sorgfältigsten Studium der Natur und des Menschen. Wer die baaren Procente einer Arbeit nach Tagelöhnerart berechnet, hält freilich die Beschäftigung mit den Wissenschaften, besonders mit den sogenannten schönen Wissenschaften und Künsten, für Müßiggang. Mancher gute Kopf muß schlechterdings seine Thätigkeit in eine schulgerechte Form bringen, wenn er nicht vergebens wirken will. Gelehrsamkeit ist an manchen Orten eher ein Hinderniß des Fortkommens; man will eine elende Emperie, statt einer auf gründliche wissenschaftliche Kenntnisse beruhende Praxis, und es ist zuweilen der Klugheit gemäßer, in Geschäften seine Gelehrsamkeit eher zu verstecken, als sie bemerkbar werden zu lassen. Du weißt also, welchen Menschen du es nicht einmal gern wissen lassen darfst, daß du Autor, Dichter oder gelehrtes Mitglied bist; borge ihnen nicht deine Schriften; je besser sie sind, je fleißiger du gearbeitet hast, desto mehr wirst du bei ihnen verlieren; — sie werden sich sogar in dem Augenblicke von dir abwenden, als sie die gelehrte Seite an dir sehen. —

Doch ich ermüde, das Register der Vorurtheile fortzuführen, die den brauchbaren Mann an seiner Nützlichkeit für die Welt hindern. Er soll alt und betagt seyn, das Soldatenmaaß halten, oder einen sehr an-

sehnlichen Körper mit sich herumtragen; ist es nicht, so erwartet man nichts von ihm, weil man sich das, was große Wirkungen hervorbringt, nach Kinderart, als eine große Körpermasse vorstellt. „Er ist aber so klein und unansehnlich, der Buonaparte", sagte jener ehrliche Bürger. „Er hat gerade die Statur Alexanders", hieß es darauf.

Zuweilen hat die öffentliche Meinung von einem Menschen ihren guten Grund, nur die Anwendung ist unrichtig. Wer viel gereist ist, mit irgend einem berühmten Mann umging, oder viele Jahre zählt, wird für gelehrt und geschickt gehalten, blos weil er Gelegenheit hatte, es zu werden; aber ob er sie benutzt hat, darum bekümmert man sich wenigstens bei dem ersten Urtheil nicht. Eigennutz zieht die Menschen zu ihm, weil sie glauben, ihn brauchen zu können, indem ein solcher eigentlich sie selbst benutzt. Man erwartet von ihm Belehrung, Mittheilung seiner eingesammleten Erfahrungen, hofft von ihm das ohne Mühe zu erhalten, was man sonst durch eigenen Kraftaufwand erwerben müßte. Außerdem bringt ihn auch die Scheu der Menschen, die nicht über ihre Landesgränze gekommen sind, in Achtung, er könne durch seine größern Erfahrungen und Kenntnisse ihre Schwäche übersehen, und sie verächtlich machen. Wer sich in einer berühmten Stadt aufgehalten, unter einem berühmten Volke

gelebt, oder in einer bekannten Fabrik gearbeitet hat ꝛc., macht schon einen ganz andern Eindruck. Alle solche Kleinigkeiten werden in Erwägung gebracht, wenn man einen Menschen empfiehlt; gewöhnlich kommen sie in den Appendix seiner Lobrede, und sind wirklich in vielen Fällen genug, daß man es zu einem gewissen Geschäfte mit einem solchen Menschen wagt. Zugleich vergißt man nie, die Dauer seines Aufenthalts an einem berühmten Orte, oder bei einem berühmten Lehrer, herzurechnen.

Sehr viel beruht auf dem Amte, das einer bekleidet. Blos seines Amts halber werden Manchem wahre Ungerechtigkeiten, oder doch Inkonvenienzen, übersehen. Um manches Gute für die Menschen zu wirken, bedarf es durchaus eines Amtes, worin solches instruktionsmäßig ist. Man lese Rabeners Erklärung des Sprichworts: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“ Zuweilen hindert aber auch das Amt in Erreichung nützlicher Zwecke. Man glaubt, der Prediger moralisire blos deshalb, weil er dafür bezahlt werde; eben darum verwirft man den besten Rath des Arztes. Daß die Menschen doch so geneigt sind, Geist und Verstand an Aemter und Titel zu hängen, und alles, was für das Leben Nützliches und Gutes gethan werden soll, ins Fachwerk einzuschachteln, von da sie es Stück vor Stück herausziehen möchten! Lieber sollten

sie die Titel, Sterne, Kreuze und Bänder allezeit an Geist und Verstand hängen, als Wirthshausschilder, damit der Pilgrimm nach der Weisheit wüßte, wo er einkehren könnte. Allein, man weiß wohl wie es mit den Wunderkränzen und Wirthshausschildern steht. Gern wollte man jedem auch für seinen Verstand einen gewissen Kreis abtheilen, worin er wie in einem Käfigt sich hin- und hertreiben soll, aber nicht über die Gränze darf. Wüßte es die Natur nicht besser in Vertheilung ihrer Anlagen: welch ein trauriges Leben, wenn es bei der maschinenmäßigen Eintheilung der Menschen bliebe!

Man hat gestritten: ob ein guter Schriftsteller auch in dem Fache, für das er schreibt, ein guter Geschäftsmann seyn könne? Leute, die nicht denken, wissen den Schriftsteller und den Geschäftsmann nicht mit einander zu vereinigen. Daher ist zuweilen der beste Schriftsteller von dem Pöbel aller Art, wenn er handelt, verachtet. Daß aber der Mann, der von einer Sache mit richtiger Kenntniß und im praktischen Geiste (Kenner wissen, was das ist) schreibt, ein brauchbarer Geschäftsmann seyn könne, daß es mehr sagen wolle, dem allgemeinen Publikum etwas vortragen, als blos unter nachsichtigen Freunden, oder in einer kleinen Versammlung einige flüchtige Bemerkungen hinwerfen, bedarf keines Beweises. Aber doch scheint

es, als müsse dieser Beweis manchen Großen und Kleinen sehr nahe vor die Augen gerückt werden, wenn sie ihn fassen sollen. Läßt man auch einem Mann, der seine Talente durch Schriften hinreichend erwiesen hat, zur Nothdurft Gerechtigkeit widerfahren: so hat man ihn doch nicht gern nahe um sich im Amte; er ist ein denkender Kopf; und das, was denkt, scheuen manche Menschen eben so sehr, als das Denken selbst; er möchte weiter denken, als der Kreis geht, der ihn in diesem Amte umschließt; er möchte manches besser machen wollen, — und so sie selbst in ihrer behaglichen Ruhe stören.

Achter Abschnitt.

Beförderungsmittel der Vielseitigkeit.

Was der Mensch vermag — Mittel zur Entwickelung der menschlichen Kräfte, sowohl der physischen als geistigen — Maschinen; Untersuchung, ob sie schädlich — Mittheilung der Ideen durch Sprache und Schrift — Mittel, welche die menschlichen Kräfte in Thätigkeit setzen — Einfluß der Heiterkeit der Seele aufs thätige Leben. — Unannehmlichkeiten — Bemerkungen über die Wirkung der Thätigkeitsreize — Streitigkeiten — Kriege — außerordentliche Ereignisse — Revolutionen — Leidenschaften — Enthusiasmus — Einfluß äußerer Thätigkeitsreize — Gewöhnung zur Thätigkeit — Mittel, welche schnell zur Thätigkeit reizen — Vereinigungsmittel der menschlichen Kräfte zur Beförderung der Thätigkeit. — Empfänglichkeit des Menschen für die Thätigkeitsreize.

Wenn ein Geist aus einer höhern Welt, ausgerüstet mit übermenschlichen Kräften, zur Erde herabkäme; sein Auge reichte in die unermeßlichen Fernen des Welt-

alls, dränge in die Tiefe der Insektenwelt, wo sie unserm unbewaffneten Auge entschwindet; sein Ohr empfänglich für den leisesten Ton; das Gefühl seiner Fingerkoppen wäre so reizbar wie die Empfindungen des feinsten Gehörsinnes; er will, und tausend Kräfte ruhen, oder setzen sich in Bewegung; durch alle physische und geistige Natur wehte sein Athem: wo wäre die Sprache, welche die Bewunderung gegen ein solches überirdisches Wesen ausdrückte? Und dieses überirdische Wesen ist der kultivirte Mensch. Alle vergangene Jahrhunderte scheinen nur für ihn da gewesen zu seyn; alle Länder des Erdbodens liefern den Stoff zu seiner Bildung. In tausend Werkstätten arbeitet man für ihn; in tausend Gärten werden Pflanzen für ihn erzogen; eine unabsehbare Reihe der nützlichsten Erfindungen, von denen eine der andern die Hand bietet, wurde Jahrhunderte hindurch bis zu ihm fortgeleitet, damit er sie benutzen könne. Um seinetwillen dachten die Leibnitze und Newtone; um seinetwillen wurden Völker unterjocht, und ferne Welttheile erobert; um seinetwillen wagten sich kühne Schiffer ins stürmische Meer; wurde der Schooß der Erde durchwühlt, und selbst die Lüfte durchsegelt; Berge geebnet, Ströme abgeleitet.

Aber eben der Glückliche, für den eine tausendjährige Vergangenheit gearbeitet hat, und für den

alles, was in seinem Zeitalter Großes und Nützliches geschieht, gewirkt wird, ist in dem Genusse dieses vollen thätigen Lebens doch nur das Werkzeug Anderer, für die er lebt. So ist Einer durch Alle, und Alle durch Einen.

Je mehr der Mensch mit der Menschheit verbunden, desto ausgebreiteter und vollkommener ist sein Leben, welches in einem gleichmäßigen Verhältnisse zwischen Annahme und Mittheilung besteht. Dankbar muß man das Gute von dem Menschen empfangen, aber sich auch dabei verpflichtet achten, ihnen so viel zu geben, als unsere Kräfte vermögen. Wer nichts als empfangen und genießen will, gleicht einem Schwamm, der bloß einsaugt, und dem Baum, an den er sich hängt, seine besten Säfte entzieht. Doch ist das auch kein Lebensgenuß; aller Genuß wird erst durch die Mittheilung, was er seyn soll. Unnütz ist das Leben des Mannes, der blos mittheilen will, ohne zu empfangen; bald wird er den wenigen Vorrath erschöpfen, frühzeitig untauglich werden für die Welt; ihm fehlt es an Erziehung und Kultur, und an Kenntnissen zum wahrhaft nützlichen Wirken. Nur der, der für die Menschheit eben so empfänglich, als mittheilbar ist, lebt das vollkommenste Leben für die Gegenwart und Zukunft. Für sich allein ist der Mensch nichts; aber unter den Menschen ist er alles. Was er Gutes und

Nützliches wirken soll, beruht auf der Lage, in der er sich in der Welt befindet.

Wir kennen aus dem Vorhergehenden die Hindernisse des genußreichen und thätigen Lebens; um so mehr lassen sich in dem gegenwärtigen Abschnitte die Bemerkungen über die Beförderungsmittel abkürzen.

Alles das muß die Vielseitigkeit befördern, was

1) die menschlichen Kräfte entwickelt und ausbildet,

2) was sie zu gewissen Zwecken vereiniget.

Nur der vollkommene Mensch führt auch das thätigste nutzreichste Leben. Gebildet durch die beste Erziehung, bereichert mit den Kenntnissen seines Zeitalters, ist sein Verstand durch manchfaltige Schicksale und Lagen des Lebens geübt; sein Körper durch Abhärtung gestärkt, und durch Leibesübungen geschmeidig. Diese Kultur ist allgemein; keine Kraft und kein Talent ist um des andern willen vernachlässiget. Zahllose Mittel zum menschlichen Leben stehen ihm zu Gebote, bald um seine physischen Kräfte zu erhöhen, bald durch sein geistiges Vermögen, wie ein Gott, auf die Menschen zu wirken. Nicht nur seine eigenen, sondern auch fremde Kräfte benutzt er, um seine Zwecke auszuführen.

Zur

Zur Entwickelung und Vereinigung menschlicher Kräfte, wodurch das viele thätige Leben bewirkt wird, gehört: Freiheit, Allgemeinheit und Schnelligkeit. Je weniger unüberwindbare Hindernisse des Wirkens, verbunden mit dem lebhaftesten Thätigkeitstriebe, desto mehr Leben und Lebensgenuß. Wo jemals etwas Großes und Nützliches geschah, ward es unter der Aegide der Freiheit vollführt. Nie genossen und lebten die Menschen mehr, als in dem freien Griechenlande. Je leichter der Mensch sich mittheilen kann, je einfacher sein Wirken, desto glücklicher ist er, und desto größer ist dieses. Viel wirkt der Mensch durch einzelne Kräfte, wenn er sie ungehindert brauchen kann; aber unendlich viel, wenn er seine Kräfte zu einem Zwecke zu vereinigen weiß. Je allgemeiner und gleichmäßiger die Kultur eines Menschen, desto mehr einander unterstützende Kräfte zur gemeinsamen Wirkung.

Alles, was die allgemeine Ausbildung und Mittheilung der Kräfte befördert, dient zur Vielseitigkeit, z. B. Sprache, Buchdruckerkunst ꝛc. Mittel zur Beförderung schneller Wirksamkeit erhöhen die Thätigkeit des Lebens, z. B. schnelle Fortpflanzung des Schalls; noch mehr aber kommt der Gewinn an Zeit durch sie in Anschlag, so daß in einem kürzern Zeitraume eine eben so große Menge von Lebenshandlungen ausgeübt werden kann, als in einem weit größern.

Die Erläuterung dieser allgemeinen Bemerkungen sey die folgende Betrachtung über die Beförderungsmittel des thätigen Lebens.

1) Mittel zur Vervielfältigung und Vergrößerung der menschlichen Kräfte.

Durch alle diese Mittel erlangt der Mensch keine neuen Kräfte, sondern die in ihm vorhandenen werden entwickelt und ausgebildet, inniger mit einander verbunden, und so ihre vereinte Wirkung bis zum Außerordentlichen erhöht. Dadurch wird mehr Leben unter der Menschheit verbreitet, eine große Summe der Wirkungen und Gegenwirkungen in Thätigkeit gesetzt.

a) Vergrößerung der physischen Kräfte.

Alle Kraft wird durch Uebung gestärkt; je mehr Uebung, desto leichtere Erregung der Thätigkeit, desto weniger Kraftaufwand. Jede Kraft gewinnt durch die Vereinigung mit andern Kräften, und es bedarf dann weniger Anstrengung, sie in Wirkung zu setzen. Die Last wird leichter, je besser das Gleichgewicht vertheilt ist. So wird die Wirkung der menschlichen Kräfte durch Vereinigung der Menschen vermehrt. Die Menschen sahen sehr bald ein, wie unentbehrlich sie einander in gegenseitiger Handreichung zur Ausführung ihrer Werke, und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse

waren, und daß sie sich durch den gegenseitigen Tausch ihrer Kräfte mancherlei Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, und mancherlei Mühseligkeiten von sich abwenden konnten. Je mehr sie die Natur der Dinge kennen lernten, desto mehr entdeckten sie Mittel, um sich durch eine bessere Vertheilung der Kräfte das Leben zu erleichtern. Sie unterjochten die Thiere, bedienten sich ihrer zur Fortschaffung von Lasten: dadurch wurde mancher menschliche Schweißtropfen erspart, und manche schädliche Ueberspannung menschlicher Kräfte verhütet. Aber noch mehr: auch die todte Natur sollte die Lasten der Menschheit tragen. Es wurden Maschinen erfunden, Hebel, Walzen, Räderwerk. Der Mensch blies gleichsam den todten Körpern einen lebendigen Odem ein, daß sie für ihn arbeiten mußten; er zwang die Elemente zu seinem Dienste, gebot dem Feuer, seine Amalgamationswerke, -- und dem Wasser und der Luft, seine Mühlen zu treiben, Felsen zu sprengen, Berge zu versetzen. Was tausend Arme vergeblich versuchen würden, kann ein Kind zu Stande bringen, welches die Lunte zur Sprengung einer Mine hinlegt.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob es nicht nachtheilig sey, Maschinen zu bauen, wodurch Dinge vollbracht werden, die sonst die Arbeit mehrerer Menschen erfordern, die nun außer Brodt gesetzt werden? Wirklich hat man auch darum manche herrliche Maschine

zerstört, manche wichtige Erfindung unterdrückt. Eine Menge solcher Kunstwerke bestauben in den Raritätenkammern, der verzehrenden Zeit überlassen, ohne daß irgend jemand den Geist des Künstlers aus ihnen studirt, ja nicht einmal studiren darf. Ein Verlust für die Kunst, den manchmal kein späteres Jahrhundert ersetzt. „Aber so viele Menschen würden durch eine Dreschmaschine oder Bandmaschine ihr Brodt verlieren?" Als ob es nicht eine Menge anderer Arbeiten für sie gäbe! Ist es nicht unnütze Verschwendung menschlicher Kräfte, wenn durch eine leblose Maschine eben das bewirkt werden kann, wobei so viele Menschen ihre Gesundheit und ihr Leben aufopfern? Fürchtet man, daß durch Errichtung von Maschinen einige Menschen brodtlos werden dürften, die keine andere als jene maschinenmäßige Beschäftigung gelernt haben: so gehe man nicht zu schnell mit der neuen Einrichtung zu Werke, lasse aber nicht die nützliche Erfindung verloren gehen. Eine Menge Arbeiten, die jetzt unsere Mühlen, Poch- und Stampfwerke verrichten, mußten sonst mühselig durch Menschenhände betrieben werden; hundert tausend Arme haben dadurch blos in Deutschland eine andere Bestimmung erhalten; aber dennoch sind diese nicht müßig, dennoch fehlt es nicht an Arbeit für jeden, der nur arbeiten will. Wo eine Erwerbsquelle vertrocknet, eröffnet sich eine andere. Der Plan der Vorsehung mit dem Menschengeschlechte wird durch

alles Menschliche nicht geändert; aber die Bestrebungen der Menschen können eine andere Richtung bekommen; das menschliche Leben wird erleichtert, und Vieles verbessert; doch immer geht das Menschengeschlecht seinen Gang fort. „Aber sollten nicht Maschinen der Trägheit und Unthätigkeit der Menschen zu Statten kommen?“ Es ist doch immer nur ein kleiner Theil menschlicher Arbeiten, die eben so gut durch Maschinen verrichtet werden können; blos die Arbeiter für einzelne Gewerbe werden durch sie vermindert; allein in eben dem Grade würde die Industrie sich ausbreiten, und neue Wege suchen, in welchen sie eingeschränkt, oder in welchen ihr ein Theil ihres gewohnten Spielraums entzogen würde. Eine Menge neuer Erfindungen von der größten Wichtigkeit haben ihren Ursprung daher; die glückliche Zusammensetzung einer Maschine gab Gelegenheit zu einer andern eben so wichtigen. So lange noch der Thätigkeitstrieb den Menschen eigenthümlich, werden die Arme nicht müßig niedersinken, die nicht mehr den Dreschkolben erheben, oder die Stampfkeule führen. In unserm Zeitalter, wo eine Menge Maschinen menschliche Kräfte ersparen, hat die Thätigkeit unter den Menschen gewiß mehr zu- als abgenommen.

Aber nicht nur die physischen Kräfte zu vermehren, sondern auch den Gebrauch der Sinn-organe zu erhöhen, erfand der Mensch bewundernswürdige Hülfs-

mittel, besonders für Gesicht und Gehör. Er vermag durch das Sehrohr die entferntesten Gegenstände seinem Auge zu nähern, oder durch das Mikroscop neue Welten im Wassertropfen zu entdecken. Welche reiche Quellen neuer Thätigkeiten in unermeßlichen Kreisen, die sich um ihn in einen Raum ausdehnen, worin sein Körper fast bis zum unsichtbaren Punkte verschwindet!

b) Erhöhung der geistigen Kräfte.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die bekannten Mittel zur Ausbildung des Verstandes, Uebung des Gedächtnisses, Schärfung des Witzes ꝛc. aufzuzählen; wir erwägen blos die Mittheilung der Ideen durch Sprache und Schrift. Diese großen Hülfsmittel sind es, wodurch nicht nur die Kräfte in den Menschen selbst entwickelt werden, sondern wodurch auch das Band der menschlichen Gesellschaft geschlungen, für die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten verknüpft wird. Sprache ist lebendiger Gedankenausdruck, wodurch sich Geister einander offenbaren. Aber noch mehr: der Mensch erfand Zeichen seiner Sprache, die bewundernswürdige Kunst, gleichsam in die todte Materie menschliche Rede hineinzulegen; sie dauerhaft in Stein und Erz zu graben, oder sie auf Papier zu zeichnen; für Jahrhunderte und Jahrtausende in Magazinen niederzulegen, und so zu den spätesten unserer Nachkommen zu sprechen. Doch es war der Mensch-

heit noch eine Kunst aufbewahrt, die Schriftsprache zu vervielfältigen; durch sie wird mit der größten Schnelligkeit das, was ein Mensch dachte, durch ganze Länder verbreitet; mit wenigem Aufwand werden Tausende von Exemplarien von einer Schrift abgezogen, die hundert tausend Augen vorgelegt werden können; und alle diese hundert Tausende verstehen sie eben so gut, als würden sie ihnen aus einem Munde zugerufen. Wer hat jemals diesen Segen für die Menschheit, die Buchdruckerkunst, nach ihrem ganzen Umfange gewürdiget? wer vermag es? Tausend Quellen des geistigen Lebens eröffneten sich mit ihr für den Menschen; Ideen erwachten aus Ideen; das Licht, welches nur einzelne Punkte beleuchtete, durchdrang von allen Seiten her die Nacht, welche auf den Völkern lag. Ganz neue Wege zur Erweiterung der Kenntnisse stehen nun für Jeden offen; und mit welcher Leichtigkeit kann man sich die nützlichsten und wissenswürdigsten Dinge zu eigen machen! Welch ein großes allgemein anwendbares Mittel zur gegenseitigen Mittheilung der Ideen, zur Berichtigung unserer Gedanken, zur Uebersicht dessen, was vor uns gedacht und gethan ward, und was um uns her geschieht! Wichtig für die Menschheit ist auch die neueste Erfindung der Fernsprache (Telegraphie): — sie erleichtert und beschleunigt die Ideemittheilung durch Raum und Zeit. Alles, was die Mittheilung der Ideen durch Schrift und Sprache befördert, dient

zum Glück der Menschheit; was sie einschränkt oder unterdrückt, hindert die Fortschritte des menschlichen Geistes.

Durch die Thätigkeit des Geistes wird das Leben unterhalten und verlängert; die Schwäche des Körpers wird durch geistige Reize unterstützt, das Hinsinken der physischen Kräfte durch die größere Regsamkeit der intellectuellen verhütet, oder doch verzögert. Das ganze Daseyn mancher Menschen scheint allein noch an geistigen Reizen zu hängen — ein denkendes Leben (cui vivere est cogitare).

Beförderungsmittel des thätigen Lebens sind ferner,

2) die die menschlichen Kräfte in Thätigkeit setzen.

Der Mensch bedarf von Zeit zu Zeit solcher Erweckungsmittel, um sich in Thätigkeit zu erhalten; sie wirken eben so auf den Einzelnen, als auf mehrere unter gewissen Verhältnissen mit einander verbundene Menschen. Dahin gehören neue Systeme in den Wissenschaften und Künsten. Ein jedes neues System hat, abgesehen von seiner Richtigkeit oder Unrichtigkeit, wenn es Aufsehen macht, das nicht geringe Verdienst, mehr Thätigkeit in die Köpfe zu bringen, wenigstens auf eine Zeitlang eine allgemeine größere Uebung der Denkkraft zu veranlassen, einen lebhaftern

Ideenwechsel zu bewirken, und durch dies alles zur Entdeckung mancher wichtigen Wahrheiten Gelegenheit zu geben, manchen denkenden Kopf aus dem Dunkel hervorzulocken. Mag auch ein solches System früher oder später einem andern Platz machen, wenn es nur diesen Zweck erfüllt! Hypothesen und Theorien folgen auf einander; die Form wandelt sich tausendfältig mit dem Zeitalter; aber der Geist, der darin ist, bleibt unveränderlich. Was ist das Kantische System für unser Zeitalter! Keines hat das erwähnte Verdienst, neues Leben unter der Menschheit unsers Zeitalters angefacht zu haben, in einem höhern Grade. Offenbar ist dadurch mehr spekulativer Geist, mehr Denken unter den Menschen erweckt worden. — Welche neue Regsamkeit des Untersuchungsgeistes bewirkte die Theorie des unsterblichen Lavoisier. Eben dieses kann man von der Brownschen Erregungstheorie für die Arzneikunde sagen. Ohne diese manchfaltige Wechselung der Formen der Wissenschaften würde der menschliche Geist ermüden; ohne diese neue Ansichten der Dinge, die ihm eröffnet werden, würde er in Trägheit versinken, nachdem er die bisherigen lange genug betrachtet hat.

Jede wichtige Erfindung hat, außer den lukrativen Vortheilen, auch den Nutzen einer allgemeinern und größern Ideenerregung unter den Menschen; sie be-

schäftiget Jahrhunderte hindurch denkende Köpfe durch ihre Anwendbarkeit, Verbesserung, Uebertragung auf andere Gegenstände, manchfaltige Modifikationen, neue Ansichten, Herleitung neuer Beobachtungen über damit verwandte Gegenstände. Eine Menge neuer Vereinigungspunkte für die Menschen treten hervor, zur gegenseitigen Unterstützung, zur gemeinschaftlichen Beförderung ihrer Vortheile, Erleichterung mancher Beschwerden des Lebens, Verhütung der Gefahren. — Indem dadurch die Richtung der menschlichen Kräfte verändert wird, erhält der Thätigkeitstrieb neuen Reiz. Man entdeckt neue Seiten an schon längst bekannten Dingen; lernt das Gute und Brauchbare in der Nähe kennen, was Jahrhunderte lang aus Vorurtheil übersehen wurde; gewöhnt sich an größere Aufmerksamkeit auf die Gegenstände um uns her. Den Entdecker leitet oft ein glücklicher Zufall in einem für die Menschheit wichtigen Augenblick; dem Philosophen aber ist es aufbehalten, in der Stunde des ernsten Nachdenkens die Anwendbarkeit der Entdeckung aufzufinden.

Alles, was die Neugierde und die edlere Wißbegierde des Menschen reizt, fordert ihn zum thätigen Leben auf; jede Entdeckung, jede neue Wahrheit, jede neue Erscheinung in der Natur und Menschenwelt, weckt aus dem gewöhnlichen Gange des Vorstellungsvermö-

gens zu neuer Anspannung der Kräfte. Diese Thätigkeitsreize sind um so größer und zahlreicher, je ausgebreiteter unsere Verbindung mit den Menschen, je mehr Veränderungen und Abwechselungen unsere Lage hat, welche immer neue Richtungen unserer Handlungsweise nothwendig machen. So wie eine lang dauernde Einsamkeit zum Müßiggang verleitet, so giebt das gesellige Leben unaufhörlichen Reiz zur Thätigkeit, der immer wieder erneuert wird. Wo Menschen sind, da ist Leben; ihre gegenseitigen Bedürfnisse wollen befriedigt seyn; und je manchfaltiger diese sind, desto mehr reizen sie die Thätigkeit durch Abwechselung, desto mehr werden so mancherlei Kräfte, so verschiedene Kenntnisse, die nur unter eine Menge von Menschen vertheilt seyn können, zu ihrer Befriedigung erfordert. Daher vergrößert sich mit der Zunahme der Bedürfnisse auch der gesellschaftliche Kreis mit einander in Verbindung stehender Menschen. Je mehr Bedürfnisse einer hat, einer desto ausgebreiteteren Verbindung mit Menschen bedarf er; er wird zum Theil von Vielen abhängig, zum Theil werden sie es auch von ihm. Diese gegenseitige Mittheilung verbindet die Menschen unter einander um ihrer selbst willen. Der Thätigkeitstrieb des Menschen ist zwar auch in der Einsamkeit mächtig, und sucht Befriedigung, daher das Unerträgliche der langen Weile. Wo es an Beschäftigung mangelt, muß die Phantasie zu Statten kommen, davon manche

merkwürdige Beispiele an Gefangenen. Mercier *) sahe in einem abscheulichen Gefängnisse zu Paris Gemälde an den Mauern, von Leuten, die in ihrem Leben nicht gemalt hatten. Unter mehreren hatte ein Gefangener verschiedene Thürme von einem Gefängnisse gezeichnet, und auf jeden Thurm einen Kopf. Da er nicht mehr über das Dach sehen, oder gesehen werden konnte, wie er wünschte, so hatte der Unglückliche sich in Gedanken über den Thurm, in dem er saß, erhoben. Diese Köpfe hatte er auf den Thurmspitzen fünf bis sechs hundertmal nach einander abgeändert. Nicht leicht hat sich der Kummer eines Gefangenen so einfach und so rührend ausgedrückt. Diese Erzählung sagt zugleich: wie unnatürlich der Zustand des Menschen ist, in dem ihm die Freiheit mangelt. Was die Thätigkeit des Menschen unterdrückt, greift ihn an seinem Selbst, an seinem Leben an.

Der freie Mensch genießt aller Reize der Thätigkeit; ihm ist die ganze Natur offen; er bedarf nichts mehr, als das Gleichgewicht zwischen den Reizen zur Thätigkeit und seinen Kräften zu erhalten. In der freiesten Verbindung mit den Menschen strömen ihm bald in entfernter, bald in näherer Beziehung, alle die Lebens- und Thätigkeitsreize zu, die nur je auf die Mensch-

*) Neues Gemälde von Paris.

heit wirken und gewirkt haben; sein Leben ist Eins mit dem Leben der Menschheit.

Was bedarf es, die mancherlei Entdeckungen, Auffindungen, Veränderungen herzuerzählen, welche die Menschheit zur Thätigkeit erregt haben und noch erregen? Reisen, Handlung, Schiffahrt, Entdeckungen fremder Länder, Bekanntschaft mit fremden Völkern, Kenntniß neuer Naturprodukte und ihrer manchfaltigen Anwendung, geben dem menschlichen Leben neuen Reiz, Veranlassung zu neuen Beschäftigungen, neuen Uebungen der Denkkraft. Der Strom des Lebens darf nicht stille stehen. Je mehr der Mensch sich entwickelt, desto mehr bedarf er der Menschen, desto weniger lebt er sich allein, desto mehr Andern und durch Andere. Von den nothwendigen Lebensbedürfnissen der Nahrung und Bedeckung des Körpers geht er zu denen der Bequemlichkeit und der Kunst über; eine Menge Dinge, die unter die letztern gehören, werden ihm unentbehrlich. So beschäftigen Kultur und Luxus unzählige Köpfe und Hände, die sonst arbeitlos gewesen seyn würden. Wirklich wird dadurch im Ganzen das thätige Leben unter den Menschen befördert, indem eine kleine Anzahl Müßiggänger, die im Schooße des Luxus vegetiren, eine ungleich größere Menge thätiger Menschen in Bewegung setzen.

Bald sind es angenehme, bald unangenehme Reize, welche die Menschen in Thätigkeit bringen, die bald

das entfernende bald das anziehende Bestreben erregen; bald betreffen diese Reize nur die physischen, bald blos die geistigen Kräfte, zuweilen auch beide zugleich. Kurz: alles, was auf den Menschen wirkt, so lange Lebenskraft in ihm thätig ist, trägt zur Unterstützung seines Lebens bei. Nur ist eine Mischung des Angenehmen mit dem Unangenehmen vonnöthen, um die Thätigkeit zu unterhalten; eine Abwechselung von Spannung und Erschlaffung, von Arbeit und Ruhe, von Schmerz und Vergnügen, von Freude und Traurigkeit. Ein ununterbrochener Glückseligkeitszustand ist für den Menschen eben so unnatürlich, als fortwährendes Elend, durch keinen Strahl der Hoffnung aufgehellt; das Erstere stumpft das Leben ab, das Zweite unterdrückt und vernichtet es. Aber das thätige Leben bedarf einer überwiegenden Summe des Angenehmen, wodurch ein heiterer Gemüthszustand hervorgebracht wird, in welchem der Mensch zum Handeln und Wirken aufgelegt ist. Große Thaten, voll hohen Muths und Entschlossenheit, können aus Verzweifelung in der Stunde der Angst geschehen; aber Menschen beglückende Handlungen, welche Ruhe und Ueberlegung erfordern, werden in heitern Augenblicken erzeugt.

Alles, was die Seele in eine heitere Stimmung setzt, befördert das thätige Leben. In einem solchen Zustande hindert der Körper am wenigsten die Aus-

übung des Denkvermögens; alle Ab- und Aussonderungen gehen ungestört und mäßig lebhaft von Statten; alle Verrichtungen des Körpers sind in ihrem natürlichen Gange; das Blut zirkulirt ruhig und unaufhaltsam durch die Gefäße; eine angenehme Empfindung des körperlichen Wohlbehagens verbreitet sich durch unser ganzes Wesen. In solchen glücklichen Augenblicken werden die schwersten Arbeiten leicht, die verwickeltsten Probleme lösen wir ohne Schwierigkeit; die Welt um uns her erscheint uns in eben dem angenehmen Lichte, welches unsere Seele erfüllt; der Schwächliche fühlt sich stark, und der Starke als ein Riese.

Heiterkeit, Frohsinn, Zufriedenheit, wohnen nicht im Geräusche der Welt, sondern in dem stillen Kreise des Weisen; die Begierde verjagt sie, aber die Ruhe hält sie zurück; des Thoren geläufige Zunge schwatzt sie hinweg, aber des Weisen ruhig empfindendes Herz nimmt sie auf; der Eine strebt nach Genuß, der Andere genießt; das Leben des Einen ist ein vorüberfliegender Fiebertraum, worin der Kranke keuchend und unter manchen Schweißtropfen tausenderlei Geschäfte verrichtet, die nichts nützen und seine Kräfte verzehren; das Leben des Andern ist ein heiterer Morgen, mit schönen Thaten ausgefüllt, Genuß in der Arbeit und erhöhte Fähigkeit, mehr zu genießen.

Wie sehr hängt doch unsere Gemüthsstimmung von dem Zustande des Körpers ab! So wie fortdauernd

wirkende günstige physische Verhältnisse, die auf einen gesunden Körper wirken, den Zustand der Heiterkeit befördern: so bringen schon einzelne angenehme Reize eine, ob zwar bald vorübergehende Behaglichkeit hervor, in welcher der Mensch zur Thätigkeit aufgelegt ist. Gesundheit aber muß vorhanden seyn, wenn der Mensch sich in einem dauernden Zustande des Vergnügens erhalten soll; denn auch das günstigste physische Verhältniß wird, wo diese mangelt, entweder gar nicht jene Behaglichkeit bewirken, oder nur bald vorübergehend seyn. Es sind einzelne halb genossene Augenblicke, die der Natur abgezwungen werden.

Wie sehr ist der Mensch abhängig von äußeren Einflüssen des Klima, der Witterung, der Luft, der Nahrungsmittel, so daß man ihn durch das Regimen der Außendinge beinahe in einen Zustand versetzen kann, in welchen man will. Endlich bringen diese Außendinge, als einzelne Reize, wiederum eine vorübergehende Stimmung im menschlichen Wesen hervor. Ihre Wirkung aber kann man nicht an und für sich, und allein nach Beschaffenheit dieser reizenden Dinge betrachten, sondern blos mit Rücksicht auf ihr Verhältniß zu der Beschaffenheit des ganzen Zustandes, in dem sich das menschliche Wesen in dem Moment ihrer Wirkung befindet. Diese individuelle Stimmung ist noch viel schwerer zu beurtheilen, als die Beschaffenheit der auf

uns

uns wirkenden Dinge. Aus Unkunde derselben entstehen vornehmlich die Irrthümer und Mängel der Heilkunde; sonst würde bei unserer so weit getriebenen Erkenntniß der Dinge die Herstellung der menschlichen Gesundheit eben so leicht, als die Reparatur einer Uhr, sein. Wissen wir auch, was im Allgemeinen durch gewisse Reize, z. B. durch den Wein, in dem menschlichen Organismus entstehet: so können wir bei weitem nicht mit Gewißheit bestimmen, welche Wirkungen sie auf Individuen haben, noch weniger die Grade ihrer Wirkung richtig abmessen. Sind wir endlich auch zu einer sehr genauen Kenntniß des menschlichen Organismus und aller der Ereignisse gelangt, deren fortdaurende Zusammenwirkung den Zustand eines Menschen ausmacht: so wissen wir doch nicht, welche Kräfte eben jetzt wirken, welche Veränderungen in dem Innern vorgehen, welche einzelne Organe mehr oder weniger leiden, oder sich in einem gesunden Zustande befinden, indem gewisse äußere Dinge auf den Menschen wirken. Laßt uns immer die Wahrheit gestehen, daß die Arzneikunde wol nie zu einer strengen systematischen Wissenschaft gebracht werden kann. Doch man verzeihe mir diese kleine Abweichung.

Es genüge uns, wenn wir die Wirkung der Reize im Allgemeinen wissen, und sie als Mittel zur Erwekkung der Thätigkeit benutzen können.

Durch angenehme Reize verschaffen wir uns nicht nur eine vorübergehende Behaglichkeit, bei der wir zum Wirken und Handeln vorzüglich fähig sind, sondern sie geben auch durch die Spannung, in die sie unser Wesen versetzen, neue Stärke; ihr Einfluß und ihre Wirkung dauern auch dann noch eine Zeitlang fort, wenn sie uns nicht mehr unmittelbar affiziren. Die nun freier gewordenen Absonderungen und Aussonderungen, die aufgehobenen Hindernisse mancher körperlichen Verrichtungen verursachen eine thätigere Wirkung des Lebensprincips; wovon die Folge, wenn nicht Herstellung der Gesundheit, doch Verzögerung der Fortschritte des Uebels, und Erhaltung in einem erträglichen Zustande.

Indessen kommt es dabei auf die Art der Wirkung und auf den Gebrauch dieser Reize an. Alle angenehme Reize sind für den Menschen eben so viele Quellen des Lebensgenusses, die er durch alle Berührungspunkte mit der Außenwelt, besonders durch die Organe des Hautsystems, des Verdauungssystems, und der Sinne in sich aufnimmt. Die daher entstehenden Freuden werden durch die Phantasie erhöht und erneuert, vermannigfaltigt mit einander verbunden und verschmolzen; setzen das menschliche Wesen in eine eigene Stimmung, in welcher die Lebensoperationen leichter und thätiger vor sich gehen. Ein solcher

Zustand ist dem thätigen Leben am angemessensten. Man fühlt sich froh und muthig zum Handeln, kühn in Gefahren, erhaben über die Schwierigkeiten, eine Leichtigkeit in allen Geschäften und Unternehmungen; das Unangenehme wird vergessen; man sieht lauter lachende Aussichten vorwärts, und achtet die Dornen nicht, indem man die Rosen bricht.

Viel sind der Reize des Lebens, die die stockende Maschine wieder in Gang setzen; die auch einen kranken schwächlichen Körper, wenigstens auf eine Zeitlang, von seinen Schmerzen befreien, und ihm einzelne frohe Augenblicke gewähren, die den Elenden seiner Leiden vergessen machen, und aus dem krankhaften Zustande der Abspannung und Erschlaffung, sei es auch nur auf Stunden oder Augenblicke, ins thätige genußreiche Leben versetzen. Die Ansicht einer schönen Gegend, einer großen Naturscene, oder eines Kunstwerks für das Auge; die Harmonie der Töne für das Ohr; die unbeschreibliche Behaglichkeit, die ein sanftes Licht oder eine reine milde Luft für alle Sinne gewährt, die belebende Wirkung des Weins bei mäßigem Genuß auf den Magen, und folglich auf den ganzen Organismus: — wie sehr erheben diese Reize die Kräfte des menschlichen Wesens zur freieren Wirksamkeit; sie machen uns menschlicher und milder; und wir tragen die Freude, die in unserm Innern herrscht, auf die ganze Natur

über. Alles soll mit uns leben, alles sich mit uns freuen.

Allein das Leben wird nicht blos durch lauter angenehme Reize erhalten; sollten sie ununterbrochen fortdauern, so müßten sie gar bald bis zu einem solchen Grade vermehrt werden, in welchem sie das Leben schnell konsumiren würden, oder die Gewohnheit würde ihre Kraft schwächen, unsere Nerven zeitig gegen sie abstumpfen. Durch Seltenheit und sparsamen Gebrauch wird uns das Angenehme in der Welt genießbar; dadurch gewinnen auch an sich gemäßigte und schwache Reize des Vergnügens eine Stärke, die sonst ein weit größeres Maaß des Angenehmen nicht für uns hat. Unangenehme Reize erregen eine entfernende Thätigkeit unserer Kräfte durch den Kampf gegen das Uebel; sie bringen vielmehr eine noch größere Spannung hervor, als die angenehmen Reize. Noth macht große Geister, heißt es sehr wahr; oder sie entwickelt eigentlich die Größe des Geistes, die schon vorhanden sein muß, und sich in dem Widerstand gegen die einwirkenden Kräfte und in Besiegung derselben zeigt. Wie mancher wäre nie der nützliche thätige Mann geworden; allein er wurde durch die Schule der Noth und Erfahrung gebildet, kam früher oder später in Verhältnisse, wo Arbeitsamkeit und Thätigkeit, der Erwerb einer gewissen Art nützlicher Kenntnisse, ihm zum

Bedürfniß wurden. So weiß die Vorsehung die Menschen zu brauchen, schlummernde Kräfte in Wirkung zu setzen, und verborgene Talente zu entwickeln, die Einzelnen zum Besten des Ganzen zu benutzen.

Die Thätigkeitsreize des Lebens wirken durch ihre Stärke und Neuheit; beides in einem relativen Sinne im Verhältniß zu der Konstitution und Reizempfänglichkeit des Menschen; im erstern Falle müssen sie hinlänglich seyn, um die Kräfte in eine größere Wirkung zu setzen, als diejenige, in der sie sich vorher befanden; im zweiten Falle verändern sie den bisherigen Gang der Vorstellungen; dadurch entsteht ein neues Verhältniß der in einander wirkenden Kräfte, folglich neues Leben und Thätigkeit. Was wir Neugierde oder Wißbegierde nennen, entsteht aus diesem veränderten Verhältnisse der Kräfte; sie sind Nuancen des Thätigkeitstriebes, der nicht blos für sich, sondern durch einen äußern Impuls erregt und unterhalten wird. Immer muß der Grad der Reize im Verhältnisse gegen die Reizempfänglichkeit seyn; ist er unter diesem Verhältnisse, so sind die Reize zu schwach, um Thätigkeit zu erregen; ist er über diesem Verhältniß, so entsteht entweder eine allzuheftige Reizbarkeit, oder gänzliche Abstumpfung und Vernichtung der Reizempfänglichkeit. Dieses gilt sowohl von angenehmen, als unangenehmen Reizen. Sind aber die Reize gegen die Reizempfäng-

lichkeit zu heftig, so erfolgt Berauschung oder Betäubung, Unfähigkeit zum Handeln, Schwäche und Ohnmacht. Allzulang fortgesetzte oder allzuheftige Reize haben diese Wirkung, sie mögen physisch oder moralisch seyn. Ein paar Gläser Wein beleben den Schwachen, ermuntern ihn zur Arbeit, aber eine größere Gabe macht ihn berauscht und unthätig. Angenehme, auf kurze Zeit oder nur manchmal entstehende Empfindungen, so wie im Gegentheil vorübergehende Leiden, unterhalten die Thätigkeit; aber fortwährende Lust oder langdauerndes Elend stumpft Geist und Körper ab, macht unfähig für Lebensgenuß und Lebensthätigkeit. Der Mittelzustand ist der glücklichste für den Menschen. Wohl ihm, wenn die Natur einen Tropfen Wermuth in den Becher seiner Freuden gemischt hat! Ein Mittelgeschöpf ist er seinem Zustande nach; er ist es auch nach seinen Genüssen und Leiden im unaufhörlichen Bestreben, diese an sich zu ziehen, jene zu entfernen; und doch schwebt er am glücklichsten zwischen beiden in der Mitte, indem er die einen nie ganz sich zu eigen macht, die andern nie ganz von sich abhält; ohne dies würde alles menschlich thätige Leben vorbei seyn, und der Mensch wäre eine Pflanze.

Abwechselung ist die Seele der Thätigkeit; durch sie wird die Lust zur Arbeit und Betriebsamkeit erhalten; Einförmigkeit aber ermattet und erschlafft, ist von Un-

luſt, Ueberdruß, Arbeitſcheu, Schwäche und Entkräftung begleitet. Das ewige Einerlei ſtumpft die Kräfte ab, hinterläßt eine unerträgliche Leere in dem Gemüthe, peinigende lange Weile; verleidet nicht nur die Arbeit, mit der man ſich ununterbrochen beſchäftiget, ſondern auch die Luſt zur Arbeit überhaupt, unterdrückt das Gefühl für das Große und Schöne, und macht ſelbſt das Leben verhaßt. Die traurigſten Folgen für die Menſchen hat eine erzwungene Einförmigkeit, wenn man zur anhaltenden Beſchäftigung mit gewiſſen Arbeiten, die den Geiſt leer laſſen, verdammt iſt, wenn dies beſonders bei dem Vorhandenſeyn und dem Gefühl von Kräften zu einer beſſern, wichtigern und nützlichern Arbeit der Fall iſt. Es iſt keine peinigendere Empfindung, als die von der gewaltſamen, wol gar mehr von der Laune Anderer, als von den Umſtänden, bewirkte Einſchränkung der Kräfte auf einen ſehr kleinen, unſerer unwürdigen Wirkungskreis; kommt dazu Entziehung aller Gelegenheit zu einem beſſern Gebrauch unſerer Fähigkeiten, und deſpotiſche Richtung unſers Wirkungsvermögens auf einen gewiſſen Punkt ganz wider unſern Willen. Die guten Köpfe, talentvolle Männer ſind in einer ſolchen Lage um ſo ſchlimmer daran, welche andere von geringern Talenten weniger fühlen. Ach, der vergebliche Kampf gegen ein ſolches hartes Schickſal endet, trotz aller Energie, doch endlich mit Ermattung und Erſchöpfung der Kräfte, wobei die

Lust zur Thätigkeit verlohren geht, alle Reizbarkeit abgestumpft wird, und es zu dem kommt, was man Versauern nennt. So werden die vortrefflichsten Menschen dem thätigen Leben entzogen, und zu Maschinen oder Maschinentreibern gemacht, aller Geist und Leben aus ihnen herausgepreßt, daß sie vor täglicher Jocharbeit kaum einmal zum Himmel blicken können. Wenige Jahre in einer solchen ägyptischen Dienstbarkeit durchgeplagt, vermögen den kenntnißreichsten, gebildetesten und talentvollsten Kopf nach und nach so abzustumpfen, daß er nachher nicht einmal eine glücklichere Lage genießen kann, oder ein Amt, wozu einige Geisteskraft und Kenntniß erfordert wird, zu verwalten fähig ist. So viele herrliche Anlagen sind in ihm verdorben, so manche schöne Wissenschaften verlernt; eine mühvolle sorgfältige Erziehung, der eifrigste Fleiß seines halben Lebens war vergeblich. Wer sollte nicht jammern über alles das, was hier verlohren geht? Um so mehr aber können sich unsere Großen um die Menschheit verdient machen, wenn sie das verborgene unterdrückte, unter maschinenmäßiger Arbeit schmachtende, oder mit Armuth und Kummer kämpfende Talent hervorziehen, und ihm bei Zeiten, ehe denn es versauert ist, Veranlassung zu einer ihm würdigen Thätigkeit geben. Wer bei allem Thätigkeitstriebe wenig Gelegenheit zur Thätigkeit hat, verliert endlich die Lust zur Arbeit; wer vergeblich, oder unter unaufhörlichem Kampf ge-

gen Vorurtheile, gegen Druck, Zwang, Beschränkung seiner Kräfte, Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln arbeitet, ermattet, indem er seine Kräfte an dem Joch des Widerstandes abreibt; die besten Talente bleiben unentwickelt ohne Ermunterung; der emsigste Arbeiter läßt doch endlich die Hände sinken, wenn ihn nicht nur sein Zeitalter verläßt, sondern ihm auch die Zukunft keine Aussichten gewährt. Abwechselung aber von Schmerz und Freuden, von Arbeit und Ruhe, reizt zur Thätigkeit, erfrischt den Ermatteten, verhütet die Erschlaffung von langdauerndem Vergnügen, so wie die Erschöpfung durch den anhaltenden Druck des Elends.

Nicht nur der allgemeine Zustand der Abwechselung und Veränderung, sondern auch die abwechselnde Thätigkeit einzelner Organe, unterhält das Leben in einem muntern Gange. Sobald die Kräfte in einigen Organen erschlaffen, wird durch die Reizung anderer die allgemeine Thätigkeit der Organisation fortgehend erhalten, oder doch wieder hergestellt. Daraus erklärt sich die Wirkung gewisser Thätigkeitsreize, die vorzüglich einige Organe betrifft, und sodann dem organischen Wesen überhaupt mitgetheilt wird. Dahin gehört die Wirkung des Weins zur Ermunterung der gesunden Kräfte und neuen Belebung. Daher werden die Kräfte durch eine stufenweise Erhöhung der Reize immer

wieder von neuem erregt. Daher dient die Dazwischenkunft der Ruhe und des Schlafs zur Sammlung der Reizbarkeit für die Thätigkeitsreize; sie ist ein negatives Stärkungsmittel, giebt an und für sich keine neue Kräfte, aber versetzt in einen Zustand, in welchem die Reize zum Theil nicht, oder doch in einem schwächern Grad auf uns wirken, und die Lebensoperation mit dem Ersatz des Verlohrnen beschäftigt ist.

Endlich kann die Thätigkeit durch abwechselnde, an verschiedene Organe angebrachte Reize unterhalten, oder von neuem erregt werden. So wird sich einer lange in der Lust zur Arbeit erhalten, der bald Geistesbeschäftigungen, bald Körperarbeiten unternimmt. In angenehmen Gesellschaften wird die Lebhaftigkeit des Geistes und Körpers bald durch angenehme Gespräche, bald durch körperliche Uebungen, bald durch den Wein lange Zeit erregt, ohne Ermattung.

Auch der angenehmste Zustand wird durch die Dauer widrig; und nur eine kleine Unterbrechung durch irgend etwas Unangenehmes sichert, uns in seinem Genuß; das lebhafteste Vergnügen wird erst durch den Schmerz erkämpft. Kaum hat ein Zustand des Vergnügens eine Zeitlang gedauert, so sehnen wir uns nach Veränderung. Aber keine Veränderung findet ohne Unterbrechung des bisherigen Zustandes, ohne

eine schnell oder langsam vorübergehende schmerzhafte Empfindung Statt; jede neue Anstrengung der Kräfte, selbst jede Abwechselung des Vergnügens ist mit etwas Unangenehmen verbunden, welches aber so sehr in das Angenehme verschmolzen ist, daß es dazu dient, den Reiz des Vergnügens zu erhöhen. Alles wahre Vergnügen will erarbeitet, alle innige Lust will erkämpft seyn. Cicero vergleicht den Schmerz mit der Arbeit; die Griechen haben für beide einerlei Wort in ihrer Sprache *). Alle Anstrengung der Kräfte, insofern sie stärkend ist, vermehrt zugleich die Fähigkeit, die Freuden des Lebens zu genießen; besonders ist die Dauer des Genusses ihre Folge. Eine feste abgehärtete Konstitution macht um so mehr zum Lebensgenusse fähig, je mehr sie die Erschlaffung verhütet, die so leicht auf anhaltenden Genuß erfolgt.

Ein anderes Beförderungsmittel des thätigen Lebens sind Streitigkeiten; sie sind es durch den Wechsel des Angenehmen und Unangenehmen, durch Erweckung der Leidenschaften, des Bestrebens und Verabscheuens; sie geben, statt der Einförmigkeit, eine gewisse Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit in dem Gange des Lebens; Talente werden benutzt, die sonst ewig verborgen geblieben wären; die Kräfte werden empor-

*) Tusc. Quaest. II. c. 15.

getrieben, die ein langer Friede erschlaffen ließ. Der Widerspruch weckt zur nähern Untersuchung der Wahrheit. Wie manche falsche Begriffe, die sich in die Trägheit ganzer Jahrhunderte versteckt hatten, werden durch Streitigkeiten ans Licht gezogen. Man lernt eine Sache von mehreren Seiten ansehen, erkennt die alten Irrthümer; findet manches graue Vorurtheil lächerlich. Es giebt viele Dinge in der Welt, von denen niemand dachte, daß sie anders seyn könnten, bis der Widerspruch eines denkenden Kopfes den Nebel verjagte, der so viele Augen täuschte. Von der Zeit an reiften die Wissenschaften schnell zu einer größern Vollkommenheit, als sich gelehrte Streitigkeiten über sie erhoben, als der Geist des Kriticismus den Waizen von der Spreu sonderte. Zur Wahrheit gelangt man durch Zweifel, zur Tugend durch Kampf. Anders sind müssige gelehrte Zänkereien, unnütze Spitzfündigkeiten und Silbenstechereien, persönliche Beleidigungen aus niedern Leidenschaften; anders ist die unbefangene Untersuchung der Wahrheit, das vernünftige Zweifeln, die ruhige Prüfung, der ernste Widerspruch gegen erkannte Irrthümer und Vorurtheile, die bescheidene Belehrung, die Anerkennung der Gränzen der menschlichen Kräfte. Aus solchen Streitigkeiten gehen die herrlichsten Früchte für die Menschheit hervor; Vervollkommnung der Wissenschaften, Entwickelung des menschlichen Verstandes, Bereicherung

an vielseitigen Kenntnissen, Entdeckungen von der größten Wichtigkeit; und über alles dies nähere Vereinigung der Geister zu dem erhabenen Zweck der Wahrheit.

Der Krieg ist ein schreckliches Uebel; allein die Vorsehung bedient sich seiner, um das thätige Leben unter den Menschen von neuem aufzuregen, sobald es anfangen will zu stocken, die Kräfte emporzutreiben, manche Talente zu entwickeln, manche Entdeckungen zum Besten der Menschheit hervorzubringen. Sie läßt von Zeit zu Zeit solche Stürme über die Menschenwelt hinfahren, die zwar in einzelnen Gegenden beweinenswürdige Verwüstungen anrichten, aber den Boden erschüttern, und ihn zur neuen Fruchtbarkeit wekken. So blüht die Natur am schönsten in der Nähe der Vulkane. Aber ach, dieser Boden wird mit Blut gedüngt! Nach den Kriegen mit den Persern blühten in Griechenland Künste und Wissenschaften am schönsten. So wie mancher einzelne Mensch gar nicht anders zur Vernunft gebracht werden kann, als durch Leiden und Krankheit, so geht es auch mit der Mehrheit der Menschen. Es ist, als wenn von Zeit zu Zeit solche Landplagen kommen müßten, um sie wieder in das Geleis der Vernunft zurück zu führen. Es sind verzogene Kinder, die solcher strengen Erzieher bedürfen.

Außerordentliche Ereignisse, die den gewöhnlichen Gang des Vorstellungsvermögens und der Handlungsweise der Menschen verändern, reizen zur Thätigkeit, nicht nur zunächst, wen sie betreffen, sondern haben auch auf die Stimmung der Menschen überhaupt einen Einfluß. Durch sie werden neue Ideen erweckt, und in Umlauf gebracht, Kräfte in Wirksamkeit gesetzt; der bisherige Gang der Vorstellungen über gewisse Dinge erhält eine neue Richtung; schlummernde Leidenschaften wachen auf; eine Menge Menschen werden aus ihrer unthätigen Behaglichkeit gerissen, und zum Handeln und Wirken gebracht; durch die veränderte Gestalt der Dinge entstehen neue Ansichten; und manche Seiten der Gegenstände, die bisher verborgen blieben, werden vor das Auge gerückt, manche Räthsel aufgelöst, welche zu lösen man sich seit Jahrhunderten vergeblich bemühte; eine Menge wichtiger Entdeckungen springen aus der allgemeinen Erschütterung hervor; viele talentvolle Männer treten aus ihrer Verborgenheit; es ist eine allgemeine Regung der Kräfte, und Leben strömt aus tausend neuen Quellen. Dies ist die Wirkung der Revolutionen auf ganze Völker zunächst, und mittelbar auf die Menschheit. Abgesehen von dem unaussprechlichen Elend, welches gewaltsame Revolutionen verursachen, betrachten wir sie hier blos als Beförderungsmittel der Thätigkeit. Die Folgen der durch solche Erschütterungen erregten

Kräfte bringen doch, im Ganzen genommen, die Menschheit weiter; es sind grausame Mittel, aber der Zweck des Arztes ist wohlthätig. Nicht nur die geistigen, sondern auch die physischen Kräfte einer Nation werden durch Revolutionen in Thätigkeit gesetzt. Manches Volk, welches durch Luxus und Weichlichkeit in die größte Erschlaffung versank, bedurfte einer solchen heroischen Kur. Während dieser Krise ist die Reizbarkeit erhöht, die ganze Konstitution des Menschen erhält mehr Elasticität und Energie. So hat man sehr richtig den Einfluß der amerikanischen *), so wie der französischen Revolution auf den allgemeinen Gesundheitszustand des Volks bemerkt. Doch die Revolutionen der Völker gehen nicht immer einen so raschen und gefährlichen Gang; sicherer für das Glück der Einzelnen sind sie blos allmählige Entwickelungen der Kräfte. So gehen Revolutionen vor ohne Wechsel der Regierungsart; feste und starke Schritte zur Verbesserung einer Nation.

Noch kommen, als Beförderungsmittel der Thätigkeit, die Leidenschaften in Betracht; sie sind nothwendig zur Erhaltung des wirkenden Lebens, werden uns aber oft gefährlich, wenn sie sich in tobende

*) Rush's Medical inquiries and observations, Philadelphia 1789.

Orkane verwandeln. Die Leidenschaften sind theils bestrebende, theils verabscheuende. Bestreben und Abscheu sind ihre beiden Endpunkte; sie vereinigen sich alle dahin, den Menschen in seinem Kreise zu erhalten, ihn von dem Schädlichen zu entfernen, so weit als es für ihn wesentlichen Nachtheil hat; auf der andern Seite aber das, was ihm nützt, an sich zu ziehen, jedoch wieder nur in einem gewissen Grade; so daß er immer zwischen beiden in der Mitte bleibt, und sich ihnen wechselsweise mehr oder weniger nähert. Streben soll der Mensch nach dem, was ihm Glück deucht, aber es nie völlig erlangen; entfernen soll er das Uebel von sich, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Durch beides wird die Thätigkeit des Lebens erhalten. Die Vernunft aber soll sowohl den Trieb, als den Abscheu einschränken, ohne den einen zu fesseln, und den andern zu unterdrücken. Je aufgeregter der Trieb nach einem Gegenstande, desto lebhafter ist der Abscheu gegen die Hindernisse des Bestrebens. Der Gewinn des ersehnten Gegenstandes, so wie die gänzliche Hinwegräumung des verabscheueten Hindernisses bringt das Gemüth zur Ruhe; aber der halbe Besitz des erstern, so wie die nur zum Theil erfolgende Entfernung des letztern, giebt der Leidenschaft neuen Reiz. Unmittelbare Beförderungsmittel des thätigen Lebens sind alle bestrebende Leidenschaften, die auf den Besitz eines Guts hinwirken; es sei nun

ein wirkliches oder ein eingebildetes Gut, als Ehrbegierde, Geldbegierde, Wißbegierde ꝛc.; Streben nach sinnlichem Genuß. Alle diese Bestrebungen gaukeln an der Hand der Hoffnung dahin, die sie nur allzuoft irre führt. Die Hoffnung, Erwartung eines Bessern in der Zukunft belebt die Arbeiten der Menschen, indem sie zugleich ihre Mühseligkeiten versüßt; sendet sie auch nur schöne Träume, so läßt sie uns doch viel Elend verträumen; ihr Labewein stärkt den Müden; gewährt sie auch nicht wirklichen Genuß, so erhebt sie doch unsere Kräfte, um etwas Nützliches zu vollbringen, daß wir nicht umsonst gelebt haben. Wen die Hoffnung verläßt, der ist todt für die Menschheit. Indem durch die bestrebenden Leidenschaften unser Leben offenbar weiter ausgedehnt wird, gewinnen wir durch sie an Genuß des Lebens. Das Streben zur Erreichung eines gewissen Ziels giebt dem Lebensprincip immer neuen Nahrungsstoff; jeder Schritt, den wir zu ihm thun, gewährt angenehme Empfindungen, neue Stärkungen und Ermunterungen zur Thätigkeit; jedes Hinderniß, das sich uns entgegenwirft, belebt unsere Thätigkeit von neuem, es zu entfernen. Sollte nicht diese immer rege Lebensoperation unser Daseyn fristen? So ist es auch, und man muß sichs zum Theil daher erklären, warum Geizige nicht selten ein sehr hohes Alter erreichen. Noch mehr aber dienen zur Verlängerung des Lebens und zur Erhaltung der Thätigkeit die ange-

nehmen Leidenschaften der Freude, Hoffnung, Liebe. Sie sind es, die den Jüngling und den Mann so nützlich für die Welt machen, und die den Greis noch immer in einer ruhigen verdienstvollen Thätigkeit erhalten; sie sind es, die uns die Arbeit in Lust verwandeln.

Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn? sagt die Schrift. Und dieser innere Kampf gegenseitiger Kräfte ist es, welcher das Leben erhält, so daß der Mensch zwischen Genießen und Leiden in der Mitte steht; er soll nicht in bloßem Genießen das Gefühl des Lebens verlieren; eben so wenig soll der Schmerz es vertilgen; aber er ist zur immer regen Thätigkeit bestimmt; jede Kraft in ihm, die nicht geübt wird, verliert an Erregbarkeit, und wird endlich abgestumpft und unbrauchbar. Dieser innere Kampf der Kräfte ist in einem gemäßigten Grade von einem gewissen Wohlbefinden begleitet; nur in einem stärkern Grade entsteht dadurch Unbehaglichkeit und Schmerz. Eine Kraft erregt die andere zur Thätigkeit; dadurch wird Erschlaffung und Ermattung verhütet, und der Genuß immer wieder erneuert. Dieses Wohlbehagen ist die Ursache der langen Fortdauer des leidenschaftlichen Zustandes, so wie der beharrlichen Anhänglichkeit an den Gegenstand der Leidenschaft. Der Schmerz wird sogleich durch den Genuß verdrängt, ehe er recht fühlbar werden kann; jeder Sonnenstrahl der überlegenden Vernunft gleitet ab.

Einen solchen fortdauernden leidenschaftlichen Zustand erregen die mit Wetteifer verbundenen Spiele. So bald sich ein hoher Grad von Leidenschaft in sie mischt, fesseln sie den Spielenden unwiderstehlich durch das Vergnügen, welches er während der Regung so vieler abwechselnden, einander entgegengesetzten Empfindungen hat. Wer selbst keinen Antheil nehmen kann, dem gewährt schon die bloße Beobachtung eines solchen Wettstreites gegenseitiger Kräfte großes Vergnügen.

Alles, was in Bewegung, in Thätigkeit und Leben ist, interessirt den Menschen; noch mehr aber, das einander Entgegenwirken der Kräfte. Nichts erregt daher so leicht die allgemeine Aufmerksamkeit, als Streitigkeiten; nichts spannt so sehr die Kräfte derer, die darin verwickelt sind. Der Mensch ist durch die innigsten Bande an seine Existenz gefesselt was er, als mit dieser in Beziehung kommend erkennt, erregt sein ganzes Wesen. Außer den wirklichen Beziehungen fügt die Einbildungskraft noch so unendlich viele andere hinzu, und er sieht oft die von ihm entferntesten Dinge als ihm wesentlich an, und kämpft um ihren Besitz, als hinge davon seine ganze Ichheit ab. So kann es ihm denn nie in der Welt an Veranlassung zu einem solchen leidenschaftlichen Kampf fehlen, indem er, vom Wahn getäuscht, bald im Golde, bald im Ruhme seine Glückseligkeit sucht, und durch den Besitz von Macht, Geld und Ehre sein eignes Wesen zu er-

weitern, seine Genüsse zu erhöhen, und sein Leben auszudehnen glaubt.

Nachahmungssucht erregt die lebhafteste Wirksamkeit der Kräfte, die bald durch das Beispiel gereizt, bald durch die Selbstempfindung seines eigenen Vermögens aufgeregt wird; eine Menge Leidenschaften treffen zusammen, die von allen Seiten her die Thätigkeit befördern und unterhalten; nach Beschaffenheit der Moralität des Leidenschaftsvollen sind es edle oder unedle Leidenschaften, z. B. Wißbegierde, Stolz, Dünkel, oder wahres Selbstgefühl, Haß, Neid, Rachsucht. Wie vorsichtig müssen sich daher Erzieher der Nachahmungsbegierde als eines Mittels zur Ermunterung im Fleiße bedienen, wenn sie dadurch nicht schaden wollen!

Der Mensch kämpft nicht blos um den wirklichen Besitz eines Guts, sondern begnügt sich schon mit den Mitteln, die ihm diesen Besitz sichern. Der Geldsüchtige *) begnügt sich blos an der Erwerbung des Metalls, ohne sich dadurch einen gewissen Genuß zu verschaffen; er fühlt seine Kraft durch den Besitz so vieler Mittel erhöht, wodurch er, wenn er wollte, sich mancherlei Lebensgenüsse verschaffen könnte.

Man bemerke den Unterschied zwischen Geldsucht, dem Bestreben nach dem Besitze des Metalls, als leidenschaftliche Thätigkeit betrachtet, und Geiz,

*) nämlich in der ersten einfachen Bedeutung dieses Worts.

oder übermäßiger Sparsamkeit, d. i. das leidenschaftliche Festhalten und Kämpfen für den Besitz des Metalls. Der gemeine Sprachgebrauch aber befaßt insgemein unter dem letztern Ausdruck beide Begriffe.

Es ist nicht unser Zweck, diese Leidenschaft in Rücksicht auf Moralität zu betrachten; nur zu bemerken, daß sie eines der vorzüglichsten Beförderungsmittel des thätigen Lebens ist, daß ohne sie so manche Arbeiten und Geschäfte ungethan bleiben würden, daß bei allem Egoismus, der den Geldsüchtigen eigen, doch wegen des Verhältnisses der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft eben dadurch manches Gute und Nützliche gethan werden muß.

Ehrsucht und Ehrgeiz stehen in gleichem Verhältniß gegen einander, wie Geldsucht und Geldgeiz; die darunter begriffene Leidenschaft ist das größte Erregungs- und Erhaltungsmittel des Thätigkeitstriebes; sie ist von der äußersten Reizbarkeit des Menschen gegen alles begleitet, was nur, wirklich oder eingebildet, mit dem Gegenstand unserer Leidenschaft in Beziehung kommt; allein sie versetzt den Menschen aus sich selbst, so daß er in den Meinungen Anderer lebt, abhängig von dem Urtheile der Welt; mehr als alles spannt sie seine Kräfte aufs höchste zur Erwerbung der Mittel, zur Ehre zu gelangen; läßt ihn das Unangenehme anstrengender Arbeiten nicht empfinden; fort-

dauernd wird seine Thätigkeit bald durch Hindernisse gereizt, bald durch das Gelingen ermuntert.

Es ist schwer zu entscheiden, ob Geldgeiz oder Ehrgeiz mehr fesselt; länger hält der erstere den Menschen, verstrickt ihn mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr, und wird zu einer chronischen Krankheit, die nur mit dem Tode endet *); dahingegen der Ehrgeiz mehr eine hitzige Krankheit ist, die in dem Greisesalter sich verliert; der erstere ist mit einer gewissen Tenazität verbunden, die bei aller Erschlaffung sich immer fester ansetzt; der letztere erfordert Energie und Resistenz, die bei dem Sinken der Kräfte im Alter natürlich abnimmt. Die Ehrsucht bewirkt bei weitem mehr Thätigkeit und Strebsamkeit unter den Menschen, als die Begierde nach Reichthum, beinahe wohl an den meisten; was je Wichtiges geschah, oder eine vorzügliche Anstrengung der Kräfte erforderte, daran hatte die Ehrbegierde Antheil; wenigstens wirkt sie mehr auf sich ausbreitende Thätigkeit, und greift mehr in das allgemeine thätige Leben ein, als die Geldbegierden. Es ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr Gutes als Böses gestiftet hat; so wie sie bei sinnlichen schwachen

*) Der Geizhals bleibt im Tode bang.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.

Gellert.

Menschen, die sich von ihr beherrschen lassen, Verwüstung und Elend anrichtet und verbreitet: so treibt eben diese Ehrbegierde, durch Moralität beschränkt und durch Vernunft geleitet, die herrlichsten Früchte.

Ein wahrhaft erhabener, nach Ruhm strebender Geist lebt in dem, was er thut und hervorbringt, genießt sich selbst in seinen Werken, verbreitet über die Schöpfungen seiner Kraft Segen, wie die Gottheit, verachtet die niedern Motive der Habsucht und des Ehrgeizes gewöhnlicher Menschen; nicht in einem niedern Selbstdünkel und Selbstgenügsamkeit; nicht in Personalität; sondern in der Ausführung seiner großen Zwekke sucht er sein Ich, sein Leben, sein Alles. Dies war Friedrichs Geist. Eine solche Ruhmbegierde ist mit der Tugend verwandt, weil sie über alle Selbstsucht erhaben ist.

Je mehr einzelne verschiedene Leidenschaften bei dem Ruhmsüchtigen zusammentreffen, desto größer ist sein erregbarer leidenschaftlicher Zustand. Der Kampf zwischen Muth und Verzagtheit, Freude und Hoffnung spannt jede Kraft zur lebhaftesten Wirkung, und verursacht durch die abwechselnde Erregung so mancher Thätigkeiten in den Menschen die Dauer und Heftigkeit der Leidenschaft, das rastlose Hinstreben nach einer bessern Zukunft, und die unwiderstehliche Begierde nach Erweiterung seines Wirkungskreises und Vermehrung seiner Kräfte. Uneingeschränkter Ehrgeiz ist ein Feuer, welches das beste Vermögen des Menschen schnell auf-

zehrt, und durch übermäßige Thätigkeit in der Blüthe des Lebens aufreibt. Sowohl der heftigste Kampf der Begierden, als übertriebene Arbeiten, und die vernachläßigte Sorgfalt für die Gesundheit machen das Unglück des Berauschten, der aus dem Zauberkelche der Ehrsucht getrunken hat. Wehe ihm, daß er nicht eher aus seinem Taumel erwacht, als bis ihm die Hülfe der Vernunft zu spät kommt!

Die Sucht nach Vergnügen, wenn sie sinnliche Lust zum Zweck hat, ist die niedrigste Leidenschaft, von der das thätige Leben wenig erwarten kann; was sie in dieser Rücksicht erzeugt, sind wurmstichigte Früchte, die meist unreif abfallen. Wer sinnliches Vergnügen zum Zweck seiner Thätigkeit macht, dem fehlt es eben so sehr an dem nöthigen Ausharren in seinen Arbeiten, als er überhaupt zu ernsten und mit einiger Anstrengung verbundenen Geschäften wenig geschickt ist. Erschlafft und geschwächt durch Sinnlichkeit, fehlt es ihm an Energie zu wichtigen Handlungen; er will genießen, ohne zu dulden, — ruhen, ohne sich die Ruhe durch Arbeit verdient, und erndten, ohne gesäet zu haben. Kaum hat er Arbeiten unternommen, so sucht er schon nach angenehmen Empfindungen, die sie ihm gewähren sollen. Daher unternimmt er blos seichte unbedeutende Beschäftigungen, oder fliegt von einem Geschäfte zum andern, überall von langer Weile, Verdruß und Ekel umhergetrieben; wichtige Arbeiten vollendet er

kaum halb; er befindet sich in einer fortwährenden Zerstreuung, zuweilen in einer Vielgeschäftigkeit ohne Zweck; er ist ein geschäftiger Müßiggänger. Wir lernen solche Menschen mehr kennen, wenn wir uns an das, was vorher über die Ausartung des Thätigkeitstriebes gesagt wurde, erinnern.

Eben so sehr, wie die bestrebenden, erregen die entfernenden Leidenschaften, z. B. Abscheu, Haß, Neid, Rachsucht, die menschliche Thätigkeit; und dies um so mehr, je energischer und fester der Charakter und die ganze Konstitution eines Menschen. Durch sie werden alle Kräfte gegen den Widerstand empört; indem die bestrebenden Leidenschaften mehr Vollkommenheiten (es mögen eingebildete oder wirkliche seyn) anziehen, um dadurch menschliche Existenz und Wirkungsvermögen zu vergrößern: so suchen die entfernenden scheinbare und wahre Unvollkommenheiten von dem Menschen abzustoßen, und ihm wieder von der Seite eine größere Existenz und einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen; auch sie erlangen die kostbarsten Opfer "Gesundheit, Lebensgenuß und Glückseligkeit" nur allzuleicht von dem getäuschten schwachen Menschen; sie setzen ihn aus sich selbst heraus, und lassen ihn in seinem Kampfe seiner selbst vergessen. Unter die entfernenden Leidenschaften gehören aber auch Mitleiden, Kummer, Furcht, Angst. Doch wir betrachten sie hier nicht in Rücksicht auf Moralität.

Aus Mitleiden unternehmen viele Menschen Handlungen, die sie ohne die von dieser Leidenschaft auf sie wirkenden Bewegungsgründe wahrscheinlich nicht gethan haben würden; um sich eines unangenehmen, aus fremden Leiden simpathetisch in ihnen entstehenden Gefühls zu entladen; daher auch das Mitleiden auf die meisten Menschen um so heftiger wirkt, je mehr es mit der Furcht vergesellschaftet ist. Der Kummer lähmt die Kräfte, wenn er in einem hohen Grade vorhanden, und der Seele die Energie mangelt; aber er erregt eine entfernende Thätigkeit im entgegengesetzten Falle, je näher er gegen die Hoffnung kommt, und je weniger er von der Furcht begleitet ist. Angst treibt zu schneller Handlungen gespannter Kraft, wenn sie kurze Zeit dauert, setzt aber, wenn sie fortwährt, in Verwirrung, bewirkt eine fruchtlose zerstreuete Geschäftigkeit. Heftige Furcht unterdrückt alle Kraft zum Handeln; wofern aber noch Energie vorhanden, erregt sie eine heftige Tendenz zur Entfernung eines Uebels. Furcht vor Strafe ist ein großer Bewegungsgrund des Handelns für sinnliche Menschen; aber es muß die Strafe, die sie fürchten, immer in einer gewissen Entfernung von ihnen gehalten werden; kömmt ihnen das gefürchtete Uebel zu nahe, dann lassen sie unthätig die Hände sinken, unvermögend das geringste zu thun; sie gerathen in den höchsten Grad von Angst, wovon gleich vorher gesagt wurde. Um aber in ihnen die Ueberzeu-

gung von der Strafe lebendig zu einer Erfahrungswahrheit zu machen, wirkt von Zeit zu Zeit das gefürchtete Uebel wirklich auf sie, und erregt sie zu großer Thätigkeit und Furcht vor der Folge. — Furcht setzt in unwillkührliche Thätigkeit, und reicht das stärkste, oft einzige Lenkseil dar, um den rohen sinnlichen Haufen der Menschen zu regieren, zu Handlungen anzutreiben, die man von ihm gethan haben will.

Andere Leidenschaften versetzen in einen Zustand des Empfindens, der Wirkung und Gegenwirkung von Kräften, in angenehme oder unangenehme Seelenthätigkeit, z. B. Zorn, Traurigkeit, Freude, Liebe, Muth; sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie in Zustände übergehen, in Aergerniß, Melancholie, oder in Fröhlichkeit, Heiterkeit und Standhaftigkeit.

Der Zorn spannt mehr, als irgend eine Leidenschaft, die Kräfte der Seele und des Körpers zu einer außerordentlichen Thätigkeit, die aber vorübergehend ist, weil menschliche Kräfte in einem solchen exaltirten Zustande nicht lange aushalten können.

Die Traurigkeit wirkt langsam, und kann nur insofern unter die Erregungen des Thätigkeitstriebes gerechnet werden, als sie theils bestrebend, um Stoff zu ihrer Nahrung an sich zu ziehen, theils entfernend wirkt, um das, was ihr entgegen ist, angenehme Vorstellungen, von sich abzuwenden, daher der wahrhaft Traurige nur dadurch geheilt werden kann, wenn

man seiner leidenschaftlichen Thätigkeit mehr Ausbreitung verschafft; außerdem geht die Traurigkeit in einen dauernden Zustand, in Melancholie, über.

Ganz entgegengesetzte Thätigkeit erregt die Freude; sie erhebt den Menschen zu einem größern und genußreichern Leben; sie erleichtert Mühseligkeit und Arbeit; den Müden erquickt sie mit neuer Stärke, sammlet die ermatteten Kräfte zur conzentrirten vereinigten Wirkung; ihre Begleiter sind Muth und Hoffnung. In den Stunden der Fröhlichkeit geschehen Thaten von Menschen, die man zu nichts weniger als dazu fähig glaubte; in solchen Stunden ist das Herz offen; sie sind es, in welchen man Menschen zu Unternehmungen reizen kann. Nur übermäßige und überraschende Freude, eigentlich freudiger Schrecken, macht unfähig zu handeln, bis die Vorstellungen wieder in ihren natürlichen, obzwar raschen Gang kommen, und in den Zustand der Fröhlichkeit übergehen.

Keine Leidenschaft hat mehr Einfluß auf das thätige Leben, als die Liebe; sie erhebt und stärkt alle Lebensverrichtungen; alle Seelenthätigkeiten werden durch sie in Gang gebracht; alles, was menschliche Kräfte bewegen und zu einer erhöhten und vervielfältigtern Wirkung bringen kann, ist in der Liebe; sie umfaßt alles Große und Edle in den Menschen. Liebe erweckt die schlummernden Talente, und entwickelt Fertigkeiten der Seele, wie Begriffe aus Begriffen;

sie verursacht die unglaublichsten Revolutionen und Umänderungen in dem ganzen Gemüthszustande des Menschen; sie giebt eine Stärke, die hinreichend ist, Widerwärtigkeiten zu besiegen; sie ist von dem unüberwindlichsten Muthe und von der ausharrendsten Standhaftigkeit begleitet; sie hat eben so viel Festigkeit, als Biegsamkeit der Seele. Aus Liebe wird der Schwächling kühn und tapfer; aus Liebe duldet das zärtlichste Geschöpf Leiden, die den stärksten Mann zu Boden drücken; keine Anstrengung ist der Liebe zu schwer, keine Arbeit zu hart; ein einziger Blick der Geliebten giebt neue Stärke, begeistert zum Heldenmuth, tröstet unter dem Druck des tiefsten Elends. Liebe nimt Leben und gibt Leben. Unglückliche Liebe ist mit allem begleitet, was dem Menschen schrecklich seyn kann. Alle niederschlagende Leidenschaften stürzen wie Furien auf den Verlassenen; sein Loos ist Verzweiflung und Tod; nur Liebe kann retten. Beglückte Liebe ruft vom Rande des Grabes zurück; ihr Lächeln sammlet die letzten Kräfte des Sterbenden; Liebe verlängert die Tage, giebt jedem Glück neuen Reiz, und verschönert jeden Genuß. Wenn die Liebe erwacht, dann entwickelt sich der ganze Mensch. Wie von einem Zauberstabe berührt, springen neue Talente und Fähigkeiten hervor, wirken neue Kräfte; Geist und Körper gelangen zu einer größern Thätigkeit; es beginnt ein vollkommeneres Leben des Menschen. Es

giebt eine Menge Beispiele von dem, was die Liebe in den Menschen bewirkte, die uns in Erstaunen setzen. Oventin wurde aus einem Grobschmid einer der geschicktesten und feinsten Maler. Er liebte die Tochter eines Malers; der Vater wollte sie keinem andern als einem Künstler geben.

Wenn ein Mensch für das thätige Leben brauchbar seyn soll, so muß er Muth haben: eine gewisse Erhabenheit und Festigkeit der Seele, um den Widerwärtigkeiten und Hindernissen seiner Thätigkeit entgegen zu wirken. Muth gründet sich auf das Gefühl eigenen Werths. Die Eigenschaften des Muthvollen sind Kühnheit, Entschlossenheit, Festigkeit des Charakters, Beständigkeit, Standhaftigkeit und Beharrlichkeit. Munterkeit und Frohsinn ist mit dem Muthe verbunden, oder ist wenigstens ein vorzügliches Belebungsmittel des Muthes. Wenn der Muth auch nicht an und für sich die Thätigkeit erregt, so dient er doch als ein Unterhaltungsmittel derselben, um sie ausharrend und fortdauernd zu machen, die Kräfte in Spannung zu erhalten, und der Seele einen Schwung zu geben, um sich über die Widerwärtigkeiten zu erheben, die dem thätigen Manne entgegenstehen. Sehr viel kommt auf die Lage an, in der sich ein Mensch befindet, selbst auf die Erziehung, wenn man das Gefühl von Menschenwerth nicht in ihm erstickt hat. Ein Mann, der auf einem erhabenen Posten von wichtigen Gegenständen umgeben,

und in Geschäfte verwickelt ist, die auf viele Menschen Einfluß haben, erhält dadurch Stärke und Festigkeit der Seele, und fühlt in sich die Kräfte vereinigt, die zu einer so großen und ausgebreiteten Wirksamkeit erfordert werden. Gewohnt, mit Schwierigkeiten zu kämpfen und Hindernisse zu besiegen, wird das Gefühl des Muths in ihm mehr und mehr befestiget. Die ununterbrochene Beschäftigung mit wichtigen Arbeiten giebt ihm einen Ernst und ein Gefühl von Würde, welches in seinen Charakter, in seine Denk- und Handlungsweise übergeht. Wahrer Muth ist mit Bewußtseyn verbunden, gründet sich auf deutliche Kenntniß seiner Kräfte, seiner Verhältnisse und der entgegenstehenden Schwierigkeiten und Gefahren; wo dieses Bewußtseyn mangelt, ist blindes Wagen; wo offenbar das Mißverhältniß zwischen den Hindernissen und unsern Kräften zu groß, ist es Tollkühnheit.

Es giebt zwei Verdienste, wodurch sich der Muthige vorzüglich auszeichnet; das eine besteht in der Entschlossenheit nach schnellem, aber sicherm Ueberblick der Verhältnisse, Kampf mit großen Schwierigkeiten; es ist das Werk des Genies. Unvorhergesehene hinzukommende neue Schwierigkeiten und Gefahren vermindern nicht den Werth des Verdienstes, wenn die Unternehmung mißlingt, weil sie nicht berechnet werden konnten. Das andere, eben so große Verdienst des Muths zeigt sich durch die Stärke der Seele beim Aus-

harren unter der Last eines lang anhaltenden Elends, oder im fortwährenden Kampfe mit Schwierigkeiten. Es gehört eben so viel Muth zum Dulden und zum Tragen des Elends, als zur kühnen Besiegung der Gefahr. Es giebt nicht blos Helden auf dem Schlachtfelde, sondern auch Helden in Kerkern, in den Hütten der Armuth und auf dem Krankenlager. In solchen Situationen kein Selbstmörder werden, erfordert eine Stärke der Seele, die Engel bewundern, je weniger Menschen, sie zu bewundern, im Stande sind. Von dem erstern ein Beispiel: Friedrich der Einzige bekam bei Schweidniz wenige Stunden vorher, als er im Begriff war, die Oestreicher anzugreifen, die Nachricht, daß die Russen, die unter Czernichef als Hülfsvölker neben ihm standen, befehligt würden, seine Armee zu verlassen *), weil sich, nach Peters Absetzung, durch Catharinens Gelangung zum Thron das russische Staatssystem geändert hatte. Tief nachdenkend saß der Held mit trauriger Miene auf seinem Sopha; niemand als sein Adjutant befand sich im Zimmer. Auf einmal erhob er sich schnell, und sagte zum Adjutanten: Schicken Sie sogleich einen Offizier zu dem Chef der russischen Truppen; ich lasse ihn bitten, er solle mir die einige Gefälligkeit erzeigen, und

*) Die Russen hatten nehmlich blos Befehl, sich von den Preußen zu trennen, ob sie zum Feinde übergehen sollten, wußte man nicht.

nur noch zehn Stunden mit seinen Truppen während der Schlacht unbeweglich stehen bleiben, und dann erst abmarschiren; sie aber reiten mit einer vergnügten Miene durch das ganze Lager, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Erfolg war glänzend: Daun mußte einen Theil seiner Truppen dem Russischen, 20,000 Mann starken Corps entgegen stellen, da er von dem befohlnen Abmarsche der Russen nichts wußte. Die festen Schanzen der Oestreicher wurden glücklich erstürmt, 1400 Mann getödtet, 800 gefangen.

Beispiele von dem letztern Verdienste des Muths der unüberwindlichen Duldsamkeit in Widerwärtigkeiten, so wie der unermüdeten Beharrlichkeit in Arbeiten, werden weniger bemerkt, obgleich ihr Werth nicht minder groß ist.

Ohne Leidenschaft wird kein Mensch irgend etwas Großes unternehmen; ohne Ueberzeugung von der Wichtigkeit und der Nützlichkeit einer Sache geschieht keine bedeutende Handlung in der Welt. Gesetzt auch, daß die Einbildungskraft dem Unternehmer einen Streich spielt, und ihm ihr Vergrößerungsglas leiht; so würde doch manches Gute in der Welt unterbleiben, wenn kein Enthusiasmus Menschen in Thätigkeit setzte. Die größten Menschen waren von jeher mit diesem Enthusiasmus, einer wahren Gotteseingebung, ausgerüstet; durch sie unternahmen sie Thaten, worüber die Welt erstaunt; vollendeten Unternehmungen, die dem

großen Haufen wie Träume des Fieberkranken vorkamen; bestanden Gefahren, an die der bloße Gedanke schaudern macht; führten, durch keine fremde Hülfe unterstützt, Werke aus, die ihnen kein Fürst nachahmen kann. Das ist die Stärke der Seele, die alle Hindernisse überwindet.

Wie viel kann der Mensch, wenn er will; er darf nur nicht das Vertrauen auf sich verlieren; allein dieses Vertrauen besteht nicht darinn, daß er sich isolirt denkt, und als von sich selbst abhängig zu wirken vermeint; sondern wahres, die Seele erhebendes Vertrauen besteht darinn, daß er sich und die Natur in Verbindung, sich als Organ des allgemeinen Organismus betrachtet, und so durch die Kräfte des Ganzen wirkt. Für sich allein vermag der Mensch nichts, aber verbunden mit dem Ganzen sehr viel. Dieses Vertrauen schließt Kenntnisse der Kräfte, Vertrauen auf die Menschheit, und Vertrauen auf eine höhere Macht in sich. Ein Mensch, der die Kräfte des Alls in sich fühlt, sollte der nicht stark seyn? der durch die Natur selbst beschützt wird, sollte der an sich verzweifeln? Das Gefühl, welches aus dieser Betrachtung entspringt, ist wahrer Herz- und Geist-erhebender Enthusiasmus, aus dem alles, was Großes und Erhabenes von Menschen gethan wird, entsteht. Mag dieses Gefühl mehr oder weniger lebhaft seyn, mag es durch falsche Begriffe von den Außendingen, oder durch Mis-

kenntniß eigener Kräfte täuschen; mögen die Menschen den Gesichtspunkt übersehen, von welchem der wahre Enthusiasmus ausgeht; mögen sie sich selbst als die unabhängige alleinige Ursache ihrer großen Thaten betrachten; wir nehmen hier blos auf den Einfluß der Begeisterung, in das thätige Leben, Rücksicht, ohne ihre Quelle zu untersuchen. Nie ist ein großer Mann ohne Enthusiasmus gewesen, und nie ward irgend eine That, welche eine vorzügliche Anstrengung der Kräfte erforderte, ohne ein solches exaltirtes Gefühl vollbracht. Nur dadurch ist jener Schwung der Seele und jene Spannung der Kräfte möglich, durch die der Mensch im Denken und Handeln über das Gewöhnliche empor gehoben wird. Mag immer etwas von Schwärmerei sich in die Begeisterung einschleichen; wo ist ein großer Mensch, der wenigstens in dem Augenblicke der Begeisterung ganz und gar nicht von Schwärmerei tingirt seyn sollte? nur muß das Sinnliche nicht die Herrschaft über die Selbstständigkeit gewinnen, sonst ist es Berauschung, Taumel der Leidenschaft. Eine etwas schwärmerische Anhänglichkeit an ihren Lieblingsgegenstand findet man immer bei Menschen, die etwas mit vorzüglichem Eifer und Kraftanstrengung betreiben. Sollten sie hierin auch zu weit gehen, und vielleicht ihre Arbeiten für wichtiger halten, als sie sind; solche Irrthümer und Vorurtheile haben der Welt mehr genutzt als geschadet; und jene für ihr Fach enthusiastische

Menschen haben weit mehr zur Summe der allgemeinen Thätigkeit beigetragen, als die kalten taktmäßigen Arbeiter, die ihr Pensum auf Tagelöhnerart nach dem Zeitmaaß aufarbeiten. Der Nachtheil trifft mehr die Individuen, theils wegen übermäßiger Anstrengung oder Aufreibung ihrer Kräfte, theils wegen der zu großen Einseitigkeit der Kenntnisse, und zu engen Beschränkung ihres Geschäftskreises auf zu wenige Gegenstände, ohne Rücksicht auf ihre Verbindung mit andern wissenswürdigen Dingen, und ebenfalls wichtigen zu unternehmenden Arbeiten. Sie bleiben daher außer ihrem Fache in den zum gemeinen Leben nöthigen Dingen zurück. Mozard war unübertrefflich in seiner Kunst; aber in den meisten Sachen des gemeinen Lebens ein Kind. Ohne Enthusiasmus für die Kunst wär er kein Mozard worden; nur Schade, daß ihn seine Erziehung mißleitete.

Mit ganzer Seele, mit Liebe für die Sache arbeiten, ist etwas andres, als mechanisches Tagewerk, das seinen Schneckengang fortgeht, wohl auch von der Stelle kommt, indeß der Begeisterte wie ein Sturmwind dahin braust, was ihm widersteht, niederreißt, weder Gefahren und Hindernisse scheut, noch durch Schwierigkeiten ermüdet. Begreifen kann der kalte Mensch den Adlerflug des Enthusiasmus nicht; da steht er unten und staunt, lächelt und spöttelt, weil er nicht weiß, was das ist; aber das Ziel wird erstürmt, und

nun sagt der müßige Zuschauer: „das hätte ich nicht gedacht!“ Enthusiasmus will nur von Enthusiasmus verstanden seyn; nur große Seelen kennen große Seelen; andere lesen erst die Größe in der vollendeten That. Ihr Friedriche, Buonaparte's, Columbusse, Rousseau's, Franklin's, Luthere, Howard's, was war es, das euch zu jener Höhe der Menschheit erhob? Von euch lernen wir, was der Mensch seyn kann; durch euch lernen wir die Menschheit ehren!

O! der Mensch weiß nicht was er kann, in der Verbindung, in der er als Mensch steht. Tausend Menschen haben so viel vor ihm gethan: warum sollte er es nicht auch thun können? Glaube an eine höhere Macht, die Menschen schützt, ist es, der nach der Bildersprache Berge versetzen kann. An und für sich fühlt der Mensch sich schwach und hülflos; aber in diesem Glauben fast allmächtig. Das ist die Begeisterung der Religion. „Wenn so viele Teufel wären, als Ziegeln auf den Dächern, so würde ich doch hingehen“, sagte Luther, als man ihm widerrieth, nach Worms zu reisen.

Im Drange der Gefahr, in der höchsten Noth, fühlt der Mensch gar wohl, daß ihm nichts, als die Betrachtung, indem er sich als einen Theil des Ganzen denkt, und gleichsam die Kräfte des Alls in sich vereinigt, gegen das Unterliegen schützt; die Betrachtung mag von welcher Seite hergenommen seyn, von der sie wolle; es giebt Augenblicke, wo der Stärkste ihrer be-

darf, und wo den Leichtsinnigsten unwiderstehlich das Sehnen nach einem höhern Beistand ergreift, und nur der Gedanke an seine Verbindung mit dem, was außer ihm ist, die Seele erhebt. Diese Begeisterung wird freilich erst bei vielen Menschen durch den Druck der Noth und harten Widerstand der Hindernisse hervorgelockt; allein wie viel kann der Mensch ausrichten, der durch einen solchen Enthusiasmus, auch ohne den Reiz der Noth, in Thätigkeit gesetzt wird! Festes Vertrauen auf die Vorsehung war es, wenn August Herrmann Franke den Bau des Hallischen Waisenhauses mit wenigen Thalern begann, zu dessen Vollendung fast eben so viele Tausende erfordert wurden. Die Begeisterung erhebt den Menschen über sich selbst, und macht ihn stark, alle Vortheile und Genüsse, sein Leben selbst aufzuopfern, wenn nur der Zweck erreicht wird.

Der höchste Enthusiasmus ist der der Pflicht. Du sollst, spricht die Pflicht; ich will, spricht der Mensch; und nun eilt der feurige Kämpfer dahin: ihn schrecken nicht Gefahren, ihn verlockt nicht die Sirenenstimme der Wollust von seiner Heldenbahn. Das Vaterland ruft; und der Held reißt sich aus den Armen der weinenden Gattin, und von den Kindern, die sein Knie umklammern. Dort drohen Gefahren, hier ladet ihn alles was das Leben verschönert, zum Genuß ein, und — er wählt die Gefahren. Vergessen werden alle

Mühseligkeiten; selbst der Tod ist süß, wenn nur das Ziel erreicht wird. Noch im Tode lächelnd, ließ sich Epaminondas dann erst den Dolch aus der Brust ziehen, als man ihm sagte: sein Heer habe gesiegt. In der gewissen Aussicht auf das Schaffot, wagte es die Brutusseele, Charlotte Corday, ihr Vaterland von einem Marat zu befreien. Nach so vielen glänzenden Siegen setzte Buonaparte seinen Ruhm auf die Expedition in fernen Welttheilen auf's Spiel; achtete nicht der Gefahren, da sichere und leichter zu erwerbende Lorbeeren seiner warteten.

Ohne Enthusiasmus war nie ein großer Künstler oder Dichter; ohne die Erhabenheit der Seele, die den Menschen über das Gewöhnliche hinaussetzt, und ihn in einen Zustand bringt, worinn er, abgezogen von dem Sinnlichen, sein geistiges Wesen empfindet (Begeisterung). Diese Fähigkeit liegt in dem Menschen; er trägt das Ideal in sich. Wir erkennen solche idealische Menschen an der Mittheilung dieser Ideale, an der ungewöhnlichen übermenschlichen Wirkung, die ihr Geist hervorbringt. Diese Begeisterung wird durch äußere Reize erregt, und zu Thaten erweckt. So trifft manche Idee, wie ein elektrischer Funke, auf die mit großen Unternehmungen schwangere Seele; und befördert auf einmal die Entstehung der That. So läßt der Dichter die Göttin der Weisheit aus dem Haupte des Zevs

entſpringen. Pythias, ein Mann, mit dem Genie der Kunſt geboren, dem es mechaniſch war, alles was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen, der leichter Götter bilden konnte, als Menſchen, ward von ſeinem Vaterlande auf das Höchſte beleidigt. Man wollte finden, daß er eine ſeiner Figuren dem Perikles, und eine andere ihm ſelbſt ähnlich, die einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, gebildet habe. Er ward ins Gefängniß geſetzt, und dann des Landes verwieſen. Entflammt von edler Rache, entwarf er den Plan des übermenſchlichen Werks, den Vater der Götter und der Menſchen in ſeiner Herrlichkeit. Selbſt erſtaunt ob ſeinen kühnen Unternehmen, brütete ſeine Seele Tag und Nacht an der großen Geburt. Noch ſuchte er die Idee zu dieſem erhabenen Bilde; ſie erſchien ihm, da er ſich's am wenigſten verſahe. Als er über den Markt gieng, hörte er einen Rhapſodiſten das erſte Buch der Ilias ſingen. Im Vorübergehen trafen die drei berühmten Verſe in ſein Innerſtes:

Alſo ſprach er, und neigt mit Hoheit die Stirne; des Gottes
Ambroſialiſche Locken erbebten auf ſeinem Haupte,
Und der Olympus erzittert' im Grund und am Gipfel.

und ſiehe! auf einmal ſtand die himmliſche Erſcheinung vor ſeinem Geiſte. Tauſend Menſchen hatten die nämlichen Verſe ſingen hören, oder ſelbſt geſungen, ohne

in Kraft derselben hinzugehen und einen Jupiter Olympius zu machen.

Dies sind die glücklichen Momente der Begeisterung, die aus einer höhern Welt den Sterblichen zugeschickt werden. Woher kommt der Funke, der die ganze Seele in Flammen setzt? Einen Apfel sah Newton vom Baume fallen, und er entdeckte, daß die nämliche Kraft die Weltkörper in Bewegung setzt. Millionen Menschen sahen Aepfel fallen, und dachten nichts dabei. Aber ein Geist, der solche erhabene Ideen in sich trägt, ausgerüstet mit außerordentlichen Kräften, bedarf nur eines Impulses von außen, und die Vereinigung der Kräfte geschieht zu einer großen Wirkung. Die Größe der Seele ist es, die den Begriff des Erhabenen faßt, und das Erhabene zur That macht; es ist der Athem Gottes, eingehaucht den Sterblichen, die bestimmt sind, große Wirkungen unter der Menschheit hervorzubringen. Die Begeisterung ist nicht Nachahmung; ihre Werke gehen aus den Menschen selbst hervor; es ist Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks. Von diesem Augenblicke kommt dann die Stärke zur Ausdauer des Unternehmens her. Ist nur einmal das Ideal begriffen, — ist die Möglichkeit seiner Ausführung für den schöpferischen Geist faßbar, dann fühlt er auch in sich den Muth zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, die sich bei dem Fortarbeiten an dem Werke entgegenstellen.

Kaum darf es noch bemerkt werden, daß hier blos von dem handelnden Enthusiasmus die Rede ist, nicht von der müßigen Schwärmerei idealischer Tugend, die blos im Munde des Heuchlers, oder in dem verbrannten Gehirn des Schwärmers bleibt, in schönen Träumen dahin gaukelt, aber nichts für das wirkliche Leben gewährt. Der wahre Mensch lebt in seinen Handlungen; alles übrige ist Schlaf, Traum und Tod.

Der Mensch wird durch äußere Reize zur Thätigkeit erweckt und bestimmt. Es beruht daher sehr viel auf der Lage, in der man sich befindet, auf die Veranlassungen zu Arbeiten, auf Ermunterungen zum Fleiß, oder auf den Reiz der Noth, auf die Verbindungen mit Menschen. Durch seine Lage wird mancher sonst träge Mensch zu Geschäften gezwungen, und mancher zu einer größern Thätigkeit aufgefordert. Der Erwerb des Fleißes, die Belohnungen des Verdienstes, die Achtung der Menschen, das angenehme Gefühl, Fortschritte in seiner Kunst gemacht zu haben, und die Aussicht in eine bessere Zukunft, die man sich durch seine Arbeiten bereitet, sind Reize zur Thätigkeit, deren Wirkung bei einmal rege gewordenem Thätigkeitstriebe lebenslang fortdauert. Man darf nur das Gegentheil von dem erwägen, was im Vorhergehenden über die Hindernisse der Thätigkeit in der Beziehung gesagt worden ist. „Wer Weib und Kind hat, findet genug zu thun", sagt das Sprich-

wort *), und wirklich ist es oft noch das einzige Mittel, einen müßigen Hagestolzen für die Welt brauchbar zu machen, wenn man ihm ein Weib giebt. Manche Menschen arbeiten nicht eher, als wenn sie müssen, und nicht mehr, als sie müssen. Da fehlt nun nichts anders, als der Zuchtmeister der Noth, der sie täglich von Arbeit zu Arbeit treibt, und nicht eher die Peitsche niederlegt, als bis sie ihr Pensum aufgearbeitet haben.

Noch kommt selbst die Gewohnheit zu arbeiten hinzu, die endlich so zur andern Natur wird, daß sie in unser Leben übergeht. Wir befinden uns nicht wohl, wenn wir nicht unsere bestimmten Arbeiten vornehmen können. Bei manchen Menschen ist der Arbeitstrieb so mechanisch geworden, daß sie, ohne weiter zu denken, sich jeden Morgen ins Joch spannen lassen. Andere fühlen bei der Arbeit eine so ununterbrochene Gemächlichkeit und ein Wohlbehagen, das sie, um nicht in Ekel und Ueberdruß zu fallen, durch die Reize der täglichen Geschäfte erneuern müssen. Es folgen die Beschäftigungen, nach Stunden abgetheilt, bei ihnen nach einander, und sie treiben so ihr Leben weiter, oft bis zu einem sehr entfernten Ziel. Die Gewohnheit, thätig

*) Die Erläuterung davon findet man im ersten Theile meiner Erklärung deutscher Sprichwörter, in Rücksicht auf die Erziehung und Behandlung der Kinder. Glogau 1798. S. 113.

zu seyn, begleitet sie bis in das späteste Alter; und wollten sie sich auf einmal zur Ruhe setzen, so würden sie zugleich ihr Haupt hinlegen. Die ganze Maschine geräth ins Stocken, sobald es an diesen Reizen gebricht. Diese Thätigkeitsgewohnheit verursacht, daß der Mensch oft mit den Jahren die Arbeit lieber gewinnt, und auch dann, wenn das Alter keine Anspannung der Kräfte verstattet, doch immerfort mit leichten Arbeiten, zuweilen bloßen Tändeleien, sich beschäftiget, um seinen Thätigkeitstrieb, so viel es sich bei aller Schwäche thun läßt, zu befriedigen. Der Mensch hängt sein Leben, mit allem, was darauf Einfluß hat, an die Arbeit; sie wird ihm so natürlich als Essen und Trinken; durch sie bereitet er sich jeden Genuß; durch sie wird selbst sein Daseyn verlängert. Es giebt Leute, bei denen, wenn Altersschwäche sie fast zu verwelkten Pflanzen gemacht hat, doch immer der geistige Mensch fortlebt; sie müssen unaufhörlich irgend etwas vornehmen; sonst fürchten sie, und wol mit Recht, vor langer Weile zu sterben. Dank sey einer guten Erziehung, die den Thätigkeitstrieb durch frühzeitige Gewöhnung zum Arbeiten in den Menschen erweckt, daß er die Arbeit lieb gewinnt, und sich von ihm lebenslang nicht trennt! Wohl ist der Mensch ein Thier der Gewohnheit; leicht schmiegt er sich in eine gewisse Form; leicht läßt er sich in einem gewissen Gleise fortziehen. In diesem Gange dauert er auch um so län-

ger aus; die Tage werden ihm langsam zugezählt, wie sein Arbeitslohn.

Wer arbeiten will, muß gesund seyn. Die Sorge für die Gesundheit ist daher vornämlich ein Beförderungsmittel des nützlichen Lebens; ihr Zweck ist, theils die körperliche Constitution des Menschen für seine künftige Bestimmung in der Welt vorzubereiten (und als solche macht sie ein wesentliches Stück der Erziehung aus); theils, die Gesundheit zu erhalten und Krankheiten vorzubeugen. Sie sucht dem Körper Festigkeit und Stärke zur Ertragung der Arbeit zu geben, zugleich aber auch widrige, der Gesundheit schädliche Einflüsse von dem Menschen abzuwenden. Das praktische Gesetz der Gesundheit-erhaltungskunde ist Mäßigkeit. Es befaßt nicht allein, was man im strengen Sinne Diät nennt, das Verhalten in Rücksicht auf Speisegenuß, sondern alles, was auf den menschlichen Körper Einfluß hat. Das Ziel der Mäßigkeit ist, den Menschen in den goldenen Mittelzustand der Gesundheit zu versetzen, in welchen er für das thätige Leben am fähigsten ist. Die Entwickelung dieser Bemerkungen ist für den Verfolg des gegenwärtigen Werks aufgespart.

Endlich dürften hier die Mittel bemerkt werden, welche schnell zur Thätigkeit reizen, die Lust zur Arbeit, und überhaupt zur Anwendung der Kräfte erwecken, oder zu besondern Unternehmungen antreiben. Es sind Reize auf das Vorstellungsvermögen oder auf die Sinne

der Menschen, deren Wirkung vornehmlich in der Ueberraschung beruht, und die Leidenschaften anfacht. Dahin gehört Musik, deren begeisternde Kraft so vielfältig zur Erweckung des Enthusiasmus angewendet wird; sie ist ein Mittel, die erschlafften Kräfte zu ermuntern, und jeder fühlende Mensch wird, nachdem er, von Arbeiten abgespannt, ein gutes Conzert hört, wieder von neuem munter und thätig. Selbst auf die dicken Nerven roher Menschen machen wenigstens starke harmonische Töne Eindruck, und Orpheus Leyer bewegte sogar, wie die Legende sagt, unvernünftige Thiere. Die Musik hat mit andern Reizmitteln gemein, daß sie ebenfalls als ein Besänftigungs- und Beruhigungsmittel dient, um die leidenschaftliche Thätigkeit herabzustimmen, den Kummer und die Grillen zu vertreiben. Als Palliativmittel wurde sie von der französischen Regierung angewendet. Die Policey pflegte, so oft das Volk unruhig ward, die Musik auf den Gassen zu verdoppeln; nahm die Gährung zu, so wurden die Gassenecken von umherziehenden Spielleuten nicht leer; auf einer Seite erblickte man Flinten und Waffen, auf der andern Clarinetten und Sänger *).

Von der Beredsamkeit und Dichtkunst gilt eben das, was von der Musik.

*) Mercier. Neues Gemälde von Paris, B. II.

Reize auf die gröbern Sinne: Wein und andere geistige Getränke, Opium, kurz, alle erregende Mittel stimmen zu einer größern Thätigkeit.

Bemerkenswerth ist die Erregung und Unterhaltung der Seelenthätigkeit durch körperliche Motive. Durch Thätigkeit des Körpers in einem gemäßigten Grade wird auch die Thätigkeit des Geistes erweckt und inzitirt; daher das Hin- und Hergehen beim Meditiren, da durch die Bewegung die Gedanken gleichsam losgeschüttelt werden; auch wird durch diese Bewegung die Anspannung des Geistes erleichtert. Alle Völker, bei welchen der Kopf leer ist, die zum Nachdenken unfähig sind, fühlen nicht das mindeste Bedürfniß einer solchen Erleichterung.

Physischer Reize bedarf der Mensch überhaupt zur Fortsetzung seines thätigen Lebens; in einem stärkern Grade aber, in welchem sie die Lebensoperationen zu einer größern Lebhaftigkeit reizen, befördern sie auch eine über das Gewöhnliche vermehrte Thätigkeit. Reize auf die thierischen Triebe gehören hierher. Die Geschichte erzählt von einer Herzogin, die sich einem Mönch preis gab, um ihn zum Königsmorde anzufeuern.

Edlere Menschen werden durch geistige Reize zur Thätigkeit erweckt und gestärkt. Der Anblick einer schönen Naturscene, die Erinnerung genossener Freuden, die Hoffnung einer größern Vervollkommnung ihres

Wirkens und Seyns, irgend ein erhabener Gedanke eines Dichters oder Schriftstellers, das Beifallächeln eines Freundes oder einer Geliebten, und über alles die lebhafte Vorstellung der Pflicht: das sind die Schutzengel, die jedem edlen Menschen, wie aus einer bessern Welt, zuwinken, wenn er eine große That beginnen soll, oder ein wichtiger Entschluß zu fassen ist; sie reichen ihm oft in dem Augenblick, wenn er unter dem Druck des Elends ermattet niedersinkt, den Kelch göttlichen Trostes.

Ferner wird das thätige Leben durch alles das begünstiget, was die menschlichen Kräfte zu einem Zwecke vereint. Die Zusammenwirkung der Kräfte befördert und erhöht den Genuß einer gemeinschaftlichen Thätigkeit. In der Verbindung mit andern werden einzelne Kräfte zu einer größern Wirkung gereizt; auch wird dadurch die Hervorbringung einer Wirkung erleichtert, weil die Anstrengung mehr vertheilt ist. Dieses gilt sowohl von der Vereinigung der Kräfte in den Menschen, als von der Verbindung mehrerer Menschen zu einem Zweck. Das gesellschaftliche Leben ist der größte Antrieb zur Thätigkeit. Durch die gegenseitige Mittheilung der Ideen, so wie der Lebensbedürfnisse, werden sie Alle an einander gezogen, und Einer dem Andern nothwendig gemacht. Durch die gemeinschaftliche Anstrengung entsteht zugleich aus Wetteifer und Nachahmungssucht eine gegenseitige Reizung zur Thätigkeit,

tigkeit, Erweckung bestrebender und erhebender Leidenschaften, das Hinstreben nach einem gemeinschaftlichen Ziel; die Belebung des Muthes zur Ueberwindung gleicher Hindernisse, die Tröstung aus der Vorstellung ähnlicher Gefahren; die Erleichterung der Beschwerlichkeiten des Lebens durch gegenseitige Unterstützung. Alle diese Antriebe zur Thätigkeit fehlen dem Einsamen. Ein Beweis von der Bestimmung des Menschen zur Gesellschaft. Ohne die Zusammenwirkung mehrerer Kräfte bleibt der Mensch ungebildet; auch einzelne Völker, die nicht in Verbindung mit andern stehen, bleiben in ihrer Entwickelung zurück, wie die Bewohner von Süd-Indien. Alles was die gegenseitige nützliche Einwirkung eines Menschen auf den andern befördert und erleichtert, befördert Humanität und menschliche Glückseligkeit. Je mehr Vereinigung der wirkenden Kräfte der Menschen unter einander, je mehr Mittheilung der geistigen und physischen Bedürfnisse, Verbreitung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe: desto mehr wird der Genuß des Lebens erleichtert, desto mehr überhaupt das allgemeine Leben der Menschheit befördert. Ein Volk, unter dem die Zusammenwirkung der Kräfte durch Despotie, Hierarchie und Aberglauben gehemmt wird, ist, wie Anson von den Chinesern sagt, zu nichts vermögend, was wahre Größe oder Leben verriethe. Je mehr der Mensch von den Menschen zu erwarten hat, desto mehr hängt er an

ihnen. Mag in dieser gemeinschaftlichen Anhänglichkeit unter den Menschen manche Täuschung obwalten, genug, wenn dadurch die Kraft gestärkt und zur Wirkung erweckt wird.

Die Verschiedenheit der zusammenwirkenden Kräfte vergrößert die Wirkung, die aus dem Kampfe derselben entsteht. Eine solche Zusammenwirkung heterogener Kräfte bringt in den Menschen die lebhafteste Thätigkeit hervor. Eben so entstehen die größten Thaten durch die Vereinigung ganz verschiedener Menschen, die ein gemeinschaftliches Interesse verbindet. Durch solche Vereinigungen erlangten die Völker ihre Kultur, wurden Künste und Wissenschaften am meisten vervollkommnet.

Menschen, die gemeinschaftlich zu einem Zwecke wirken, bedürfen eines Sammelplatzes ihrer Vereinigung. Blos der Mangel eines solchen Punktes, von dem aus sie auf einander wirken können, ist das größte Hinderniß der Thätigkeit; je mehr es hingegen solcher Vereinigungspunkte des Denkens und Handelns giebt, desto mehr ist Leben und Thätigkeit unter den Menschen. Je mehrere Menschen, die zu gleichem Zweck wirken, an einem Ort zusammentreffen, desto mehr wird dieser Ort zum Mittelpunkt, in dem das thätige Leben sich anhäuft, und von dem es aus-

geht. Solche Sammlungsplätze der Viellebenheit sind Hauptstädte, Höfe, Schulen und Universitäten. Aus der gemeinschaftlichen hier vereinigten Wirkung so vieler verschiedenen Kräfte entsteht ein gewisser gemeinschaftlicher Geist, eine allgemeine Denk- und Handlungsart, die sich durch ihre Form, Geschmack und Ton auszeichnet. Die Wirkung davon verbreitet sich auf ganze Länder, und geht bis in die spätesten Zeiten hinaus. Die Vereinigung denkender Köpfe muß durch das Klima, durch die Staatsverfassung und andere glückliche Umstände begünstiget werden. So war es in Griechenland, wo die Menschen mehr als jemals lebten und genossen; aus diesen Gegenden haben wir unsere Kunst und Wissenschaften, die ganze Gestalt unserer Kultur und Humanität.

Alles, was die gesellschaftliche Vereinigung der Menschen befördert, weckt die Kräfte, und giebt Veranlassung zum Genuß. Das Bedürfniß, sich mitzutheilen, liegt tief in dem Menschen. Wenn er alt wird und an gegenseitiger Mittheilung einbüßt, spricht er mit sich selber, wie das vornehmlich bei einsamen Alten der Fall ist. Gemeinschaftliche Unternehmungen haben ein besonderes Interesse in sich. In England, wo so viel Großes und Nützliches ausgeführt wird, worüber wir Deutschen blos staunen, geschieht es durch die große Menge von Societäten, fast für jedes Fach. Da

giebt es Humanitätssocietäten, philanthropische Gesellschaften, Gesellschaften zur Unterstützung armer Gelehrten, sogar Tauben- und Blumensocietäten; aber es weht auch in ihnen ein Gemeingeist des Patriotismus einer großen Nation, den wir in dem so sehr zerstückelten Deutschland nicht erwarten dürfen. Die Gleichheit der Regierung eines Landes, die Vereinigung vieler Völker unter einerlei Herrschaft, trägt vornehmlich dazu bei, daß sich Geist und Leben über einen großen Theil der Welt verbreitet, vorausgesetzt, daß Aufklärung und Kultur in einem solchen Staate herrscht. Davon gab das römische und griechische Kaiserthum ein Beispiel. Gemeinschaftliche Religion ist eins der mächtigsten Beförderungsmittel der Thätigkeit, wenn diese Religion in das Leben übergeht; Menschen werden dadurch zu dem höchsten Zweck ihres Daseyns, zur Verehrung der Gottheit vereinigt, und dieses giebt ihrer Art zu denken und zu handeln eine gleiche Richtung. Daher gewisse Vereinigungsprincipe, um mehrere Menschen zu einer gemeinschaftlichen Handlung zu bewegen; ein Zweck, wozu die Religion gebraucht und mißgebraucht wird. Eine gleiche Erziehung bewirkt um so mehr eine gleichmäßige Stimmung mehrerer Menschen, je tiefer sich die Begriffe in dem zarten Alter festsetzen. Eine Nationalerziehung würde eine Gleichheit des Karakters und der Sitten eines Volks bewirken; einen allgemeinen Geist,

der sich um so leichter nach gewissen Principen stimmen ließe. Der Handel vereinigt Menschen und Völker durch das Interesse des Eigenthums, und verdient vornehmlich als Thätigkeit beförderndes Mittel aufgezählt zu werden. Noch gehören hieher die Meinungen und Vorurtheile der Menschen, die sie so leicht zu gemeinschaftlichen Handlungen bewegen; der Einfluß berühmter oder berüchtigter Männer auf die Zeitgenossen, oder wol auch auf die Nachwelt; wichtige Begebenheiten, welche zur Theilnahme allgemein erwecken; öffentliches Glück oder Unglück; Verletzung des Völkerrechts, Beleidigung einer ganzen Nation; Kriege gegen einen allgemeinen Feind, wodurch viele Menschen, ob sie gleich noch so sehr verschieden sind, durch ein gemeinschaftliches Interesse zur Thätigkeit erweckt werden; endlich die wandelbaren Stimmungen der allgemeinen Denkungsart durch Ereignisse, welche großen Eindruck machen, und auf eine Zeit lang eine gewisse allgemeine Tendenz bewirken, z. B. das allgemeine Interesse für Magnetismus, für das unzeitige Begraben ꝛc. Eine solche Tendenz hervorbringen, heißt: Sensation machen. Immer sind gewisse Ideen in einem Zeitalter gangbar, welche fast allgemein eine Zeit lang in den Reden und Schriften der dermaligen Menschen herrschen, auch wol in ihre Handlungen übergehen; daher entsteht eine allgemeine Form der Denkart, eine gewisse allgemeine Empfänglichkeit für alles das, was

auf diese Ideen Bezug hat, z. B. in unsern Tagen Kantianismus, Fichtianismus, Brownianismus ꝛc. Nicht wenig tragen Schriften zur Beförderung der Thätigkeitsvereinigung bei, besonders durch eine Form, die zur schnellen Mittheilung der Gedanken geschickt ist, durch Bekanntmachung nützlicher Erfindungen, Wechsel der gegenseitigen Meinungen, Entdeckung der Irrthümer, Prüfung der Wahrheit, Ermunterung zum Fleiße, Winke zu neuen Erfindungen, eine allgemeine Korrespondenz in der Nähe und Ferne. Dieses ist ein nicht geringer Vorzug unsers Zeitalters. Ueberhaupt verdient unser Zeitalter den Ruhm und Vorzug einer größern Gemeinschaft der Länder und Menschen durch den Reichthum an Mitteln zur Vereinigung der Kräfte; eben daher entsteht auch eine ganz neue überströmende Quelle des Genusses, die für unsere Vorfahren verschlossen war. Durch die allgemein herrschenden Neigungen der Menschen: Nachahmungssucht, Neugierde, Wissenstrieb, Trieb sich mitzutheilen, Sorge für die Zukunft, Wunsch nach einem hohen Alter, werden die Menschen zu gleichen Zwecken vereinigt. Wenn man ihnen Mittel an die Hand giebt, wovon sie Befriedigung solcher Neigungen erwarten, kann man dies in einem vorzüglichen Grade. Es sind die Leitfäden, um Menschenherzen zu lenken.

Die verschiedene Wirkung der Thätigkeitsreize richtet sich nach dem Grade der Reizfähigkeit, die

einem Menschen zu Theil worden ist, das ist, nachdem einer für die Einwirkung der Dinge außer ihn auf sein Wesen, Geist und Körper, empfänglich ist, je nachdem er sich in einem Zustande befindet, in welchem die äußern Reize mehr oder weniger Wirkung in seinem Innern hervorbringen. Diese Reizfähigkeit ist außerordentlich verschieden. Jeder Mensch wird in einem besondern Grade und auf eine eigene Art von Reizen affizirt; bei dem einen bringen die stärksten Reize wenig, bei andern viel Wirkung hervor. Mit dieser Wirkung steht die Thätigkeitslust im Verhältniß. Folgende Momente sind es, welche hier vorzüglich in Betracht kommen:

Constitution des Körpers: gesunder, kränklicher oder kranker Zustand; Beschaffenheit und Verhältniß der Organe, Lebhaftigkeit oder Trägheit der körperlichen Verrichtungen des Blutlaufs, Athemholens, der Absonderungen und Aussonderungen ꝛc.; Beschaffenheit der Haupt-organe des Lebens, als des Magens, der Lunge, der Haut. Dazu kommt noch das Verhalten in Betreff der Gesundheit und der Einfluß äußerer Umstände auf sie. Da die menschliche Organisation in einem belebten, sich immer verändernden Zustande ist; so kommt es bei Einwirkung der Thätigkeitsreize auf die momentane Beschaffenheit an, in der sich der Körper während derselben befindet. Daraus

ergiebt sich, warum die Reize so verschieden auf den Menschen wirken, ehe sie ihn zum Handeln bringen, warum er manchmal mehr, manchmal weniger Lust zur Arbeit hat, warum bei manchem nur die stärksten physischen Reize ihn in eine vorzügliche Thätigkeit setzen können. Endlich kommt der Gemüthszustand in Betracht: die Empfindlichkeit oder Stumpfheit, die herrschenden Leidenschaften und Neigungen, Gewohnheiten, Vorurtheile, Aberglaube.

Zuletzt bemerken wir den Einfluß der äußern Umstände und Verhältnisse auf Geist und Körper, das Klima, das Volk, unter dem wir uns befinden, seine Sitten, Nationalcharakter und Gewohnheiten, und dann die nähern Verbindungen, in denen wir mit Menschen stehen. So ist ein heißes Klima der Thätigkeit weniger günstig, als ein gemäßigtes; so wird in einem heißen Klima mehr das physische, und weniger das geistige Leben genossen. Unvermerkt nehmen wir die Sitten und Gewohnheiten derer an, die um uns sind, fühlen uns durch das um uns her herrschende Leben und Thätigkeit zur Arbeit ermuntert; und so im Gegentheil. Auch liegen in den Bedürfnissen, die Andere von uns erwarten, große Reize zur Thätigkeit für uns.

Ferner ist die Empfänglichkeit für die Thätigkeitsreize und Lebensgenuß nach dem Alter verschieden.

Von der Pflanze beginnt der Mensch, und wird wieder zur Pflanze. In dem Jünglings- und Mannesalter sind schon geringe Reize hinlänglich, um Lebensgenuß zu gewähren, und zur Thätigkeit zu erwecken. Je mehr sich der Mensch dem Greisesalter nähert, desto mehr nimt diese Reizbarkeit ab; aber weislich hat die Natur dafür gesorgt, daß, indem der Mensch weniger für die Reize des Lebens empfänglich wird, er auch ihren Genuß weit mehr entbehren kann. Ueberall ist Gleichheit und Verhältniß in der Schöpfung, und jede Unvollkommenheit ist nur scheinbar.

Königslutter,

gedruckt bei Carl Wilhelm Hahn.

Kurzer Auszug aus dem Verlags-Catalog der Gebrüder Hahn zu Hannover.

Abhandlung, vollständige, über die Methode, den Flachs- und Hanfbau zu betreiben, m. K. 8. 6 ggr.

Appellation an den gesunden Menschenverstand, in einigen Aphorismen über des Hrn. Prof. Fichte Appellation an das Publicum, wegen ihm beigemessener atheistischer Aeußerungen. 8. 3 ggr.

Beantwortung der Preisaufgabe: Welches ist die vortheilhafteste Methode, den Flachs- und Hanfbau zu betreiben? 8. 5 gr.

Biallon, K. C. praktische Anweisung zum Flachs- und Hanfbau, 8. 3 ggr.

Bode, J. H. tabellar. Berechnungen der Zinsen nach Tagen, das Jahr zu 365, auch 360 Tagen gerechnet; auch der Agio und Provision, welche Tabelle auch zur Berechnung der Zinsen nach Monaten angewandt, nebst einer Tabelle vom Zinses-Zins und den Logarithmen der natürlichen Zahlen. 2te verm. Auflage. gr. 8. 18 ggr.

Brandes, J. G. gutachtliche Vorschläge, wie in Landes-Oeconomie-Angelegenheiten könne verfahren werden. Neue Auflage. 16 ggr.

Calender, auf 50 Jahre eingerichtet, Fol. schwarz 6 ggr. und illum. 8 ggr.

Ebermaier, J. C. über die nothwendige Verbindung der systemat. Pflanzenkunde und über die Bekanntmachung der giftartigwirkenden Pflanzen. 8. 7 ggr.

Etwas über die vortheilhafte Stallfütterung des Hornviehes. 8. 2 ggr.

Fink, über Verfeinerung der groben Wolle, neue Aufl. 8. 3 ggr.

Fischer, J. C. Preisschrift über die Frage: Welche sind die rechten und geltenden Regeln, die bei Einrichtung der Circulation des Ackerbaues oder Koppelwirthschaft in Acht zu nehmen sind? 8. 6 ggr.

Führers praktische Anweisung zum Forstwesen, 2te vermehrte Auflage, 8. 12 ggr.

Führer, G. F., über die zweckmäßige vortheilh. Benutzung der Domainen oder anderer Landgüter, mit Rücksicht auf deren Vertheilung. 8. 4 ggr.

Jordan, praktische Anweisung zum Weißbierbrauen, mit K. 8. 16 ggr.

Kochbuch, neues Hannöv., 2 Bde. N. A. 8. 12 ggr.

Folgende Bücher sind in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Lüdemann, A. G., zuverlässige, in ganz Deutschland brauchbare geometrische Tabellen, für Besitzer großer Landgüter, für Oekonomen u. Verwalter, 8. 10 ggr.

Laien in der Mathematik, welche doch ihr Beruf nöthigt, Feldmessungen zu besorgen, finden hier die sichersten, vollständigsten Hülfstafeln für nöthige Berechnungen. Wer die Lage unserer ökonomischen Verwalter, Guts-Administratoren, und Landwirthe, aus eigner Erfahrung kennt, der wird das Verdienst des Verfassers zu würdigen wissen: indem er den ausgebreiteten Nutzen dieser Schrift einsieht. Sie wird um so schätzbarer, da eigene Erfahrung den Verf. die beste Methode, dergleichen Vermessungen zu berechnen, lehrte, und langjährige vielfältige Praxis ihn darin befestigte.

Moorkroft's, W., Beschreibung aller bis jetzt gebräuchlichen Methoden des Hufbeschlags der Pferde. A. d. Engl. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fr. Bock, mit 11 Kpf. 8.

Münter, J. C. A., Anleitungen, wie Landleute und alle der Rechte unkundige Personen einen Handel oder Vertrag mit Vorsicht schließen können, 1r u. 2r Th. 8. 8 ggr.

Neilsons, H. H., Gedanken von der Schwere; eine Hypothese, wodurch die ganze Weltordnung und die wichtigsten Natur-erscheinungen erklärt werden. 8. 3 ggr.

Petersen, G. F., kleine Schriften, in Beziehung auf Pferde und Pferdezucht. Auch unter dem Titel: Bemerkungen auf einer Reise nach den Preußischen Gestütsanstalten, 1s St. m. K. 8. 14 ggr.

Piepenbrings, D. G. A., Anleitung zur Kenntniß der Acker-erdarten. 8. Hannover, in der Ritscherschen Buchhandl. 14 ggr.

Man betrieb bisher den Ackerbau größtentheils mehr nach zufälligen Erfahrungen, als nach reinen, geprüften Grundsätzen. Des Verfassers Absicht ist, einen Beitrag zur Verminderung dieses Uebels zu geben. Er untersucht gründlich die innern Bestandtheile des Bodens und ihre Verschiedenheit; er ertheilt sichere Mittel gegen die Fehler derselben. So führt er die Leser zu richtigen Begriffen über die Lehre von Düng- und Verbesserungsmitteln, und deckt mit Scharfsinn und Sachkenntniß die Irrthümer auf, welche darüber bei den meisten Oekonomen noch herrschen. Allen Landwirthen ist daher dies Buch sehr zu empfehlen; und wem an gründlicher Kenntniß des Ackerbaues etwas liegt, der möchte es nicht entbehren können.

Piepenbring, G. H., teutscher Kaffee und Thee, oder die zwey vorzüglichsten Mittel, den ausländischen Kaffee und Thee möglichst zu ersetzen, 8. 4 ggr.

Welcher Hausvater wird diese vortreffliche kleine Schrift aus der Hand legen, ohne ihrem Verfasser seinen lebhaftesten Beifall zu schenken! Die gründlichste Belehrung, sowohl über die manchfachen Versuche, Surrogate für die ausländischen Getränke zu finden, als insbesondere über die nothwendigen Eigenschaften solcher Surrogate; der Beweis endlich, daß die Runkelrübe für den Kaffee, und die Blätter des Himbeerstrauchs für den Thee, jene Eigenschaften besitzen — das ist kurz der Inhalt des Büchleins, das für jede Haushaltung belehrend und interessant werden muß.

Robert Smiths Handbuch, zur Vertreibung der schädlichen vierfüßigen und geflügelten Thiere. Aus dem Engl. übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Nebst Kupfern. 8. 1 rthlr.

Die Vertilgung schädlicher Thiere ist für die Landespolicey und für jede Haushaltung ein wichtiger, interessanter Gegenstand. In Deutschland ist dies Geschäft größtentheils in den Händen unwissender Leute: mithin muß ein Werk, wie das vorliegende, welches in der Kürze sicher anwendbare, durch Erfahrung bewährte, Regeln über jenen Gegenstand aufstellt, dem Publikum sehr willkommen seyn. Der Gutsbesitzer, der Haushälter auf dem Lande und in den Städten — kurz, wer auf irgend eine Art durch schädliche Thiere Nachtheil erfährt, findet hier guten heilsamen Rath.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Struve, Christian August,

Die Wissenschaft des menschlichen Lebens ein praktisches Handbuch für alle, die nicht umsonst in der Welt zu seyn wünschen

Bd.: 1

Hannover (1801)

Anthr. 136 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255571-6